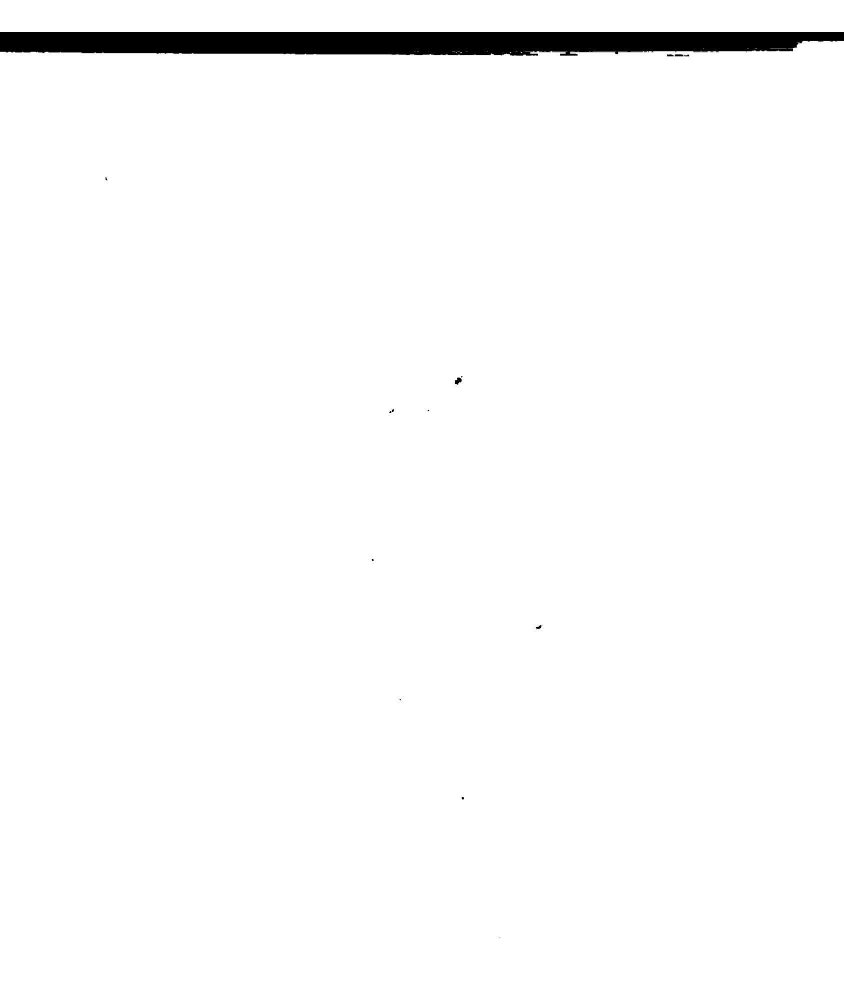



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Die deutsche Dichtung
in Hessen.

Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte.

Von

Dr. Wilhelm Schoof.



Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1901.

Vorwort.

Vorliegende Studien sind aus der ursprünglich geplanten litterarhistorischen Einleitung zu dem von mir kürzlich neu herausgegebenen „Hessischen Dichterbuch“ (3. Aufl. Marburg 1901) entstanden. Da der Stoff während der Bearbeitung der Quellen zu stark anwuchs, mußte der Plan einer Einleitung, nachdem bereits der Satz der ersten Bogen begonnen hatte, in dieser Form wieder aufgegeben werden. Leider ließ sich der Satz in kleinen Lettern ohne erhebliche Unkosten nicht mehr ändern, dahingegen wurde es mir möglich, die Litteratur der Neuzeit und Gegenwart auf breiterer Grundlage, als ursprünglich beabsichtigt war, zu behandeln. Eine in jeder Beziehung erschöpfende Darstellung unserer hessischen Litteratur — eine solche müßte wohl auch einen Überblick über die Geschichte des Gelehrtentums, des Buchhandels, Buchdrucks, Zeitungswesens, Theaters ꝛc. in Hessen umfassen — zu liefern, war in der vorgeschriebenen Frist und bei dem Mangel an verfügbarer Zeit nicht gut möglich. Die Aufgabe möge einer späteren Zeit vorbehalten bleiben und dies Werk als eine Vorarbeit dazu angesehen werden.

Bezüglich der räumlichen Abgrenzung meiner Studien begegnete ich zuweilen nicht geringen Schwierigkeiten. Ich habe bis zur Landesteilung unter Philipp dem Großmütigen (im Jahre 1567) beide Hessen in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen und von da an mich im wesentlichen auf die ehemals kurhessischen Landesteile beschränkt. Bezüglich einiger

nicht in Hessen geborener, aber zur hessischen Litteratur zu zählender Persönlichkeiten erfolgte die Entscheidung nach Maßgabe ihrer dichterischen Entwicklung, die sie in Hessen empfangen haben. Die heutigen darmhessischen Gebietsteile habe ich nur ganz selten — etwa eines bemerkenswerten Vergleiches wegen — herangezogen. Ich bin der Ansicht, daß diese Teile eine besondere litterarische Darstellung erheischen, so gut wie es eine besondere geschichtliche Darstellung von Darmhessen giebt.

Trotz mannigfacher sich mir entgegenstellender Bedenken habe ich die Studien bis in die allerjüngste Gegenwart fortgesetzt und muß wohl befürchten, gerade hier am meisten Meinungsverschiedenheiten zu begegnen. Irgendwelche Vollständigkeit in der Aufzählung der Werke habe ich hier (wie überall) nirgends angestrebt.

Ob es mir gelungen ist, die nicht leichte Aufgabe in ihrem ganzen Umfang zu lösen, möchte ich nicht wagen zu behaupten. Doch möge man bei der Beurteilung in Betracht ziehen, daß es der erste derartige Versuch ist, den wir bis jetzt besitzen.

Zum Schluß bleibt mir noch die angenehme Pflicht, allen denen gebührend zu danken, die mich in meiner langwierigen, oft mühseligen und wenig erquickenden Arbeit mit Rat und That unterstützt haben. Besonderen Dank schulde ich auch der ständischen Landesbibliothek zu Kassel, der Hofbibliothek zu Darmstadt, den Universitäts- bezw. Stadtbibliotheken zu Berlin, Gießen, Göttingen, Frankfurt a. M., Kassel, Marburg und Straßburg, sowie endlich den Herren Verlegern und Autoren, die mir Rezensionsexemplare gütigst zur Verfügung gestellt haben.

Marburg, im Juli 1901.

Dr. Wilhelm Schoof.

Inhaltsübersicht.

I. Mittelalter und Humanismus.

(Bis 1600.)

Die Bewohner des von waldigen Berghöhen durchzogenen Landes zwischen Rhein, Main, Werra, Weser und Diemel werden von Tacitus unter dem Namen der Chatten zusammengefaßt. Groß, zahlreich und von ungeschwächter Kraft war das Volk, das in diesen Stätten saß. An kriegerischem Talent wurde es nach dem Zeugnis des römischen Geschichtsschreibers von keinem andern Germanenstamme übertroffen. Den vielfachen Eroberungsversuchen der Römer setzten die Chatten den zähesten Widerstand entgegen. Sie nahmen hierdurch den hervorragendsten Anteil an der Weltgeschichte. Cäsar, der Bezwinger Galliens, wagte es nicht, seine Legionen gegen das Chattenland zu führen. Auch Drusus gelang die Unterwerfung des Volkes nur vorübergehend, und an der Schlacht im Teutoburger Walde, die des Tiberius Erfolge vernichtete, waren die Chatten rühmlichst beteiligt. Als mächtiges Glied des großen Völkerbundes der Franken haben sie fast ein Jahrhundert hindurch diesen ihre Heerkönige gegeben. Von größtem, folgenreichem Belang aber für das Volk ist die Thatsache, daß es außer den Friesen allein unter allen deutschen Volksstämmen nach der großen Völkerwanderung an derselben Stelle seßhaft geblieben ist. Dies ist ein Vorteil für den Stamm gewesen, aus welchem mehr als eine Tugend fließt. Es fördert Kraft und Tapferkeit, treues Festhalten alter Erinnerungen und Liebe zu dem Boden der Väter, es bewahrt vor fremden, zersetzenden Einflüssen und läßt den Charakter, sein Leben, sein Recht und seine Sitten reiner und leichter als bei andern Volksstämmen erkennen.

Wir dürfen annehmen, daß die Schilderung, die Tacitus von den Germanen im allgemeinen giebt, für die Chatten im besonderen gilt, da in früher Zeit Lebensart und sonstiger Brauch bei den einzelnen Stämmen ziemlich gleich war. Erst

im Laufe der Zeit mehren sich die überlieferten Züge, durch die sich die Nachkommen der Chatten vor den übrigen deutschen Stämmen abheben. Neben hohen kriegerischen Eigenschaften, die dieser Stamm sich bis in die Gegenwart ruhmvoll bewahrt hat, ist es vor allen die Treue, welche noch heute dem Hessen in hohem Grade eigen ist. Der Ausspruch des Tacitus: „Ein Handschlag gilt ihm mehr als Schwur" findet hier noch seine volle Anwendung. Machen die Schwälmer sich ein Darlehen, so geschieht das in der Regel aufs Wort oder auf einen einfachen Handschein, und es ist schon ein Zeichen von Kreditlosigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Neben der Hessentreue wird dem Stamm Freigebigkeit und Gastlichkeit nachgerühmt. Eine weitere Tugend des hessischen Volksstammes ist sein stark entwickeltes Heimatgefühl, das sich bei denen, die aus Erwerbsgründen gezwungen werden, sich in der Fremde niederzulassen, im Gefühl des Heimwehs äußert, das selten überwunden wird und zu regelmäßig wiederholten Besuchen der Heimat anreizt. Von unsern heimatlichen Dichtern ist kein Motiv so ergreifend und innig besungen worden als das Hessenheimweh.

Diesem edlen Triebe der Heimatliebe entspringt ein anderer Zug des Hessen, der ihm in hohem Grade eignet: der Hang zum Konservativen, die zähe Ausdauer, mit der er seine wirklichen und vermeintlichen Rechte verteidigt. Er ist sich mit Stolz seiner Sonderheit bewußt und er liebt das Alte, weil es alt, nicht weil es gut ist. Mit tiefem Mißtrauen sieht er auf alles, was sich von außen an ihn herandrängt, und gegen fremde Einflüsse sucht er sich möglichst abzusperren. Dieser Zug historischer Beharrlichkeit und Treue ist eine Folge der altangestammten Seßhaftigkeit des Chattenvolkes, und es ist daher nicht auffallend, daß sich Sitten und Sagen nirgends so lauter und rein erhalten haben wie bei uns.

In der Lebensweise ist der Hesse mäßig und einfach, fleißig und sparsam, im Charakter grad bis zur Derbheit, bieder und brav. Das Sittlichkeits- und Pflichtgefühl wurzelt tief in ihm. Im Kampfe mit fast ärmlichen Verhältnissen, mit einem dürftigen Boden, dem er im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot abringen muß, hat er die alte Einfachheit der Sitten bewahrt und ist von dem Wehen des neuen Zeitgeistes fast unberührt geblieben. Seine hohe Ge-

stalt, sein offenes Gesicht, sein stattliches Auftreten verraten eine auffallende Ruhe und Ernsthaftigkeit. Ein Geist der Selbstzufriedenheit ist im Lande groß geworden. Nach der gewohnten Tagesarbeit liebt er die Annehmlichkeit des Familienlebens oder die Geselligkeit des Biertisches. Auch hierin ist er ein echter Nachkomme der von Tacitus geschilderten Germanen. Hand in Hand mit der großen Genügsamkeit geht ein anderer Zug des Hessen, sein durchaus aufs Praktische gerichteter Sinn. Sein in sich gekehrter Ernst macht ihn gleichgültig gegen alles, woraus er nicht unmittelbar praktischen Nutzen ziehen kann. Die Gewohnheit, auf diese Seite immer den Hauptnachdruck zu legen, ist die Ursache einer mehr zu bedächtiger Nüchternheit als zu lebhafter Phantasie neigenden Weltauffassung, und es ist sicher kein Zufall, daß Hessen mehr Gelehrte, namentlich Rechtsgelehrte, als Künstler hervorgebracht hat. Nicht als ob es dem Hessen an der Gabe der Verinnerlichung des Lebens, an Gemüt, fehlte, im Gegenteil, gerade im Gemütlichen, in der tiefen Freud- und Leidseligkeit beruht seine starke Seite, und es ist gleichfalls kein Zufall, daß unter den hessischen Poeten gerade die Zahl der — besonders von Dickens und Jean Paul beeinflußten — Humoristen so groß ist, und stammt doch ein Schatz der herrlichsten Poesie, „der nur aus dem tiefsten Grunde des Herzens kommen konnte", die von den Brüdern Grimm gesammelten „Kinder- und Hausmärchen" aus Hessen. Aber der Hesse liebt es nicht, vermöge seiner aufs Praktische gerichteten Natur, sich allzuoft aus dem Reich der Wirklichkeit in das des Gedankens und der Idee zurückzuziehen. Dazu tritt, daß er vermöge der Enge und Abgeschlossenheit, in der sich sein Leben abspielt, daß er durch das zähe an der Scholle Kleben leicht versauert, und sein Gesichtskreis sich nicht genügend erweitert. Daher sind hoher Flug der Phantasie, Tiefe des Empfindens und Hang zum Träumen, also die Eigenschaften, welche hauptsächlich einen Dichter ausmachen, bei diesem Stamm weniger heimisch, und so kommt es, daß in einem Land, das sonst so hohe Tugenden aufzuweisen und so viele vortreffliche Männer hervorgebracht hat, die Zahl der Poeten nicht besonders stark vertreten ist, und daß da, wo solche vertreten sind, ein Mangel an starker Ursprünglichkeit sich leicht bemerkbar macht und die begabte Mittel-

mäßigkeit den Ton angiebt. Daneben mag wohl zeitweise die Ungunst der Verhältnisse hemmend auf die kraftvolle Entfaltung der schöpferischen Thätigkeit eingewirkt haben, die vielfache Zerrüttung des politischen Lebens, an der Kurhessen von jeher krankte, die alte Kriegslust des Chattenstamms, die immer aufs neue Eroberungszüge ersann, vielleicht auch das Regiment im Innern — gab es doch Fürsten auf dem hessischen Thron, die Poesie für das überflüssigste Zeug in der Welt hielten und diese Art von Thätigkeit nicht eben begünstigten.

Fast zu allen Zeiten haben die Hessen in der deutschen Litteratur eine untergeordnete Rolle gespielt. Eine hessische Dichterschule (wie man beispielsweise von einer schwäbischen reden darf) hat es nie gegeben, und der deutsche Litterarhistoriker wird mit dem Stoff, den ihm Hessen bietet, nur zu bald fertig sein. Er wird nicht viel finden, was ihm bedeutend genug und der Beachtung für die Nachwelt wert erscheint. Nicht so der Lokalhistoriker. Er darf nicht bloß das Große, das Bedeutsame herausheben und das, was in den Niederungen liegt, nur eines eiligen Blickes würdigen. Dazu sind wir — wie jede Stammeslitteratur — weder groß noch reich genug. Für ihn nimmt die Litteratur wesentlich heimatlichen Charakter an, er hat der spezifisch hessischen Eigenart nachzuspüren und nachzuweisen, was die engere Litteratur von der allgemeinen empfangen hat, und was jene dieser gegeben hat.

Wie in ihrem sonstigen Leben, so nehmen die Hessen auch in der Poesie eine Sonderstellung ein. Ihr konservativer Sinn zeigt sich auch hier. Sie halten gern an gegebenen Formen fest, und ihre Neigung, litterarische Modethorheiten mitzumachen, ist gering. Zumal in der Gegenwart halten sie sich behutsam zurück, freilich leider mit dem Übelstande, daß die meisten infolgedessen die verdiente Anerkennung im breiteren Publikum nicht gefunden haben. Noch ein anderer Grund ist es, der vielen hessischen Poeten den Zutritt in die weiteren Kreise erschwert: die vorwiegend heimatlichen Beziehungen, der starke Erdgeruch der hessischen Scholle, der ihren Dichtungen anhaftet. Die Heimatliebe ist stärker in ihnen als die Sucht, unter allen Umständen epochemachend zu wirken. Die hessische Treue verleugnet sich auch auf diesem Felde nicht.

Wie überall in der Welt, so ist natürlich diejenige Kunst-

gattung, die technisches Können verhältnismäßig am wenigsten erfordert, in Hessen am reichsten zur Entfaltung gelangt: die Lyrik. Seit der hohenstaufischen Minnesängerzeit bis auf die Tage einer Anna Ritter ist hier der hessische Liederborn geflossen, unerschöpflich, nie versiegend. Kleinere und größere lyrische Talente, weltliche und geistliche, reflektierende und naiv volksmäßige, haben sich allzeit im hessischen Dichterwald getummelt, freilich darunter auch oft genug Versemacher von der allerschlimmsten Sorte, die mit ihrem unharmonischen Geheul die heiligen Hallen erfüllten. Mit den Leistungen auf diesem Gebiet halten die in den übrigen Dichtungsgattungen nicht entfernt Schritt. Für das Epos und den Roman scheint die Neigung größer als die Begabung, während das Drama in älterer Zeit mehr, in neuerer wenig gepflegt wird.

Die Bildung der Hessen bei ihrem Eintritt in die Geschichte muß noch eine sehr dürftige gewesen sein. Durch die Annahme des Christentums aber wird Hessen die Wiege deutschen Geisteslebens. Bonifatius bringt ihnen die Botschaft des Heils und der göttlichen Gnade, und von hier aus breitet sie sich weiter unter den deutschen Stämmen aus. Bald entstehen in Fulda, Hersfeld und Fritzlar die ersten großen deutschen Klosterschulen, und diese Gründungen waren dazu berufen, eine Epoche höherer geistiger Bildung über Hessen wie über ganz Deutschland heraufzuführen. Ausgezeichnete Männer wie in Hersfeld der Abt Gotzbert, der eine Büchersammlung anlegte, und Lambert von Aschaffenburg, der als Geschichtsschreiber sich hervorthat, in Fulda Rhabanus Maurus und Marianus Scotus sorgten als Pfleger der Wissenschaften für den Ruhm der Gelehrsamkeit.

Von der ältesten hessischen Poesie wissen wir nicht mehr, als was wir von der ältesten Poesie der Germanen überhaupt wissen. Sie war an Götterdienst und Kampf geknüpft und bestand aus Zauberformeln und Opferleichen, Kriegsgesängen und Totenliedern, Hochzeitsliedern und Tanzleichen. Anfangs ward der Tanz nur unter Gesang aufgeführt, und erst später hat die Musik den Gesang[1]) verdrängt. Zu den ältesten dieser

[1]) Die Schwälmer begleiten noch heute ihren Nationaltanz, den sog. „Schwälmer“, mit Gesang, wie:

„Seng der da die Hosebängel
Länger bie de Strempe“ 2c.

Tänze gehört der Schwerttanz, und der Weißenstein bei Marburg erinnert uns noch heute an diesen alten Brauch. Daneben hörte man im Volke gern von den Schicksalen und Abenteuern der Götter und Halbgötter, und von den Ruhmesthaten siegreicher Volkshelden und Heerführer. Namentlich die Völkerwanderung mit ihren glorreichen Thaten steigerte die Sangeslust im Volke. Die Geschichte wurde allmählich zur Sage, und die handelnden Personen wuchsen über das Maß der Wirklichkeit hinaus. Ursprünglich wurden diese Epen im Gedächtnis bewahrt und von wandernden Sängern von Mund zu Mund fortgepflanzt. Sie waren in der Form fortlaufender Langverse abgefaßt, denen die Alliteration ihr charakteristisches Gepräge verlieh. An diesen Heldenliedern, die uns samt und sonders verloren gegangen sind, hat sicher auch der Chattenstamm gebührenden Anteil gehabt. Das einzige Denkmal dieser Art, das sich uns erhalten hat, stammt aus Hessen, aus dem Kloster Fulda. Es ist das berühmte Hildebrandslied, das sich in der Handschrift zweier Mönche aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts vorfand, welche die erste und letzte weißgelassene Seite eines geistlichen Buches zur Aufzeichnung dieses Liedes benutzten. Nach neueren Forschungen steht fest, daß es ein ostfränkisches, also hochdeutsches Gedicht ist und jedenfalls auch im Kloster Fulda entstanden ist. Heute bildet die Handschrift einen der wichtigsten Schätze der Landesbibliothek zu Kassel.

Gerade die Klöster waren es gewesen, die unter Karl dem Großen und schon vor ihm für Niederschrift der mündlich überlieferten Heldensänge Sorge trugen. Karl der Große selbst veranstaltete eine Sammlung derartiger Lieder, deren Untergang ewig beklagenswert bleibt. Aber die heidnischen Erinnerungen, die an diesen Epen hafteten, wurden mit der Zeit der Kirche unbequem, und so trug sie für christliche Erbauungslitteratur im deutschen Gewande Sorge. Übersetzungen von Bibelabschnitten, des Vaterunser, umfangreiche christliche Gedichte und dergleichen wurden geschaffen, und an Stelle der Alliteration trat der Endreim, der bald in der deutschen Sprache für alle Zeiten zur Herrschaft gelangte. Neben den zwei großen Evangelienharmonien des 9. Jahrhunderts, die sich erhalten haben, der altsächsischen und oberdeutschen, ist im Jahre 1848 auch eine mitteldeutsche, ein altmitteldeutsches

„Leben Jesu“ in der früheren Bibliothek der Burgkirche zu Friedberg aufgefunden worden, die in den Anfang des 12. Jahrhunderts gehört und aus Hessen stammt[1]). Ferner entstand um 825 im Kloster Fulda von unbekannter Hand unter des Rhabanus Maurus Aufsicht die althochdeutsche Übersetzung des Tatian, einer lateinischen Evangelienharmonie, aus vier Evangelien zusammengesetzt, 381, die auf einem griechischen Original des Syrers Tatian fußt und durch Bonifatius nach Fulda gebracht wurde. Heute ist nachgewiesen, daß die Übersetzung in hochfränkischer Schriftsprache, nicht im Fuldaer Ortsdialekt geschrieben ist. Einem andern Schüler des Klosters Fulda, Williram von Ebersberg, verdanken wir eine Paraphrase des hohen Liedes, die, in fränkischer Sprache geschrieben, neben Notkers Werken das verbreitetste Werk der althochdeutschen Zeit war.

Neben dieser christlichen Erbauungslitteratur dauerte die Pflege des Heldensangs noch fort. Aber sie fällt vom 8. Jahrhundert an immer niedereren Volksklassen zu. Ein neuer Stand, der der Spielleute, war allmählich herangewachsen. Wie die Persönlichkeiten, welche die volkstümliche Poesie vermittelten, hatte sich auch diese selbst nach Stoffen und Formen gewaltig geändert. Die Erinnerung an das Heldenzeitalter der Völkerwanderung war geschwunden, dafür beherrschten die Ereignisse des Tages das allgemeine Interesse; nicht mehr das Epos im großen Stil, sondern die kleinen Gattungen der Dichtkunst werden gepflegt: Novellen und Schwänke, Legenden und Märchen, kürzere historische Zeitgedichte. An Stelle der Allitteration und der fortlaufenden Zeilen war der Reim und die Gliederung in Strophen getreten. Diese ganze Spielmannspoesie des 9. und 10. Jahrhunderts ist verloren gegangen, ebensowenig hat sich die Kunde von einzelnen Persönlichkeiten der Spielmannsklasse erhalten. Doch dürfen wir vermuten, daß eine Anzahl derselben auch aus dem Hessenlande hervorgegangen ist.

Mit der Zeit der Staufer beginnt in der Litteratur die Periode der mittelhochdeutschen Dichtung, die bis auf die Tage Luthers reicht. Die Träger der mittelhochdeutschen Poesie

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. deutsches Altertum, Bd. 7, S. 442 u. Bd. 8, S. 258; Stromberger, S. 1 ff.

waren vorzugsweise die Schwaben, daneben Franken, Bayern, Österreicher, kurz die Süddeutschen überhaupt. Die Sprache des schwäbischen Stammes, dem das Herrscherhaus angehörte, gelangte unter den deutschen Mundarten zum maßgebenden Einfluß und überwog bald in der Dichtung, später auch in der Prosa. Nach französischem Muster bildete sich das deutsche Rittertum heran, das dazu berufen war, die schönste und eigentümlichste Kultur des deutschen Mittelalters zu tragen. Zur glänzendsten Entfaltung gelangte in diesem Zeitalter, namentlich unter dem Einfluß der provanzalischen Troubadours, die Lyrik[1]). Es war ihr goldnes Zeitalter, das man mit Recht des Minnesangs „Frühling" genannt hat. An den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter, auch im Freien bei Tanz und Spiel erklangen die Lieder der meist dem Ritterstand angehörigen Sänger in den mannigfachsten Weisen, besonders zum Lob der Frauen und zum Preis der Minne. Der Bann der antiken Gelehrsamkeit war gebrochen, den Mittelpunkt der neuen Kunst bilden nicht mehr die Klöster, sondern die weltlichen Höfe. Auch die Spielleute und Gaukler treten fast ganz in den Hintergrund. Der Zweck der Poesie ist nicht mehr, das Publikum durch fade Scherze zu belustigen und zu erheitern, sondern ein ethischer, nationaler.

Neben dem staufischen und babenbergischen Hof war es besonders der hessisch-thüringische Landgrafenhof des Sängerfreundes Hermann I., unter dem der berühmte Sängerkrieg auf der Wartburg stattfand, und der mit edler Bereitwilligkeit die Gemächer der Wartburg allen denen öffnete, die von der Liebe Lust und Leid, von den Helden auf Erden und von den Heiligen im Himmel zu singen wußten. Ein glänzender Kreis ruhmreicher Sänger war ständig an seinem Hof versammelt, und der Wartburgsaal hallte wieder von dem Gesang eines Wolfram von Eschenbach, eines Walther

[1]) Die eigentliche Geschichte der Lyrik beginnt für uns erst mit dem Minnesang. Gewiß hat es auch schon vor dem Minnesang eine volkstümliche Lyrik gegeben. Aber es haben sich keine deutlichen Spuren davon erhalten. Ob unsere Vorfahren im Altertum, ja überhaupt vor dem 12. Jahrhundert eine Liebeslyrik gehabt haben, ist vielfach umstritten. Wackernagel hält die ganze Liebeslyrik erst für ein Produkt des 12. Jahrhunderts.

von der Vogelweide, eines Heinrich von Ofterdingen und eines Heinrich von Veldecke.

Der Anteil Hessens an dieser ruhmvollen Epoche deutscher Litteratur ist beschämend. Kein heimischer Name tönt uns entgegen unter all den größeren und kleineren Vertretern des Minnesangs. Doch ist damit nicht gesagt, daß nicht auch im Hessenland manches Lied erklungen ist zum Lob der Frauen und zum Preis der Minne. Vieles scheint verloren gegangen, da sicher nicht alles Aufnahme in die am Ende der Epoche veranstalteten Liedersammlungen gefunden hat. Auch sind wir bei vielen ritterlichen Dichtern sowohl hinsichtlich der Zeit ihres Wirkens als auch hinsichtlich ihrer Heimat auf bloße Vermutungen angewiesen[1]) und können nicht wissen, ob sich nicht mancher hessische Sänger unter ihnen befand, da die Sprache nicht immer Rückschlüsse auf die Herkunft des Dichters zuläßt, und die Persönlichkeiten oft ganz hinter ihren Schöpfungen zurücktreten. Auf dem Gebiete des höfischen Romans finden sich einige hessische Dichter zweiten Ranges, die im Gefolge Heinrich Veldeckes stehen: der unbekannte Verfasser des uns fragmentarisch überlieferten Werkes Athis und Profilias[2]) und Herbort von Fritzlar, der noch im jugendlichen Alter als „gelarter schuolaere" im ersten Zehntel des 13. Jahrhunderts auf Veranlassung Landgraf Hermanns, an dessen Hofe er lebte, das liet von Troye, eine poetische Geschichte des Trojanerkriegs schrieb. Doch scheint seine Dichtung wenig Teilnahme gefunden zu haben, da sie nur in einer Handschrift und einem kürzern Fragment überliefert ist. Herbort ist übrigens nicht zu verwechseln mit seinem Landsmann Hermann von Fritzlar, einem Mystiker des 14. Jahrhunderts, der ein Buch von der Heiligen Leben, eine Sammlung der bedeutendsten Predigten, herausgab. Von einem weiteren epischen Dichter, Meister Otte, dem Verfasser des „Eraclius", ist es wahrscheinlich, daß er nach Hessen gehört[3]).

Die geistliche Dichtung, die eine Zeit lang von der

[1]) So z. B. über Kristan von Hamle, der um 1225 lebte und aus Hessen oder Thüringen stammt.

[2]) Vgl. W. Grimm, Kleine Schriften, 3, 212 ff. — E. Stengel: Private und amtl. Beziehungen der Brüder Grimm &c. I, 322.

[3]) Vgl. E. Schröder, Gött. Gel. Anz. 1884, S. 563.

höfischen Dichtung fast verdrängt schien, trat seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als sich die Zeichen des drohenden Verfalls der höfischen Dichtkunst mehrten, wieder neu hervor. Die Stoffe, lyrische geistliche Gedichte in strophischer Form, Beschreibungen von Heiligenleben und sonstige erzählende Dichtungen biblischen Inhalts, nehmen mit Vorliebe auf die heilige Maria Bezug, so daß man von einer besonderen Marienlyrik und -epik reden kann. Eins der ältesten Denkmäler der Marienlyrik, das aus Hessen, und zwar aus Oberhessen stammt, ist der Arnsteiner Marienleich, die erste Mariendichtung einer Frau, deren Handschrift in Gießen liegt. Von erzählenden Dichtungen neutestamentlichen Inhalts ist hier zu erwähnen der Friedberger Christ und Antichrist, ein Fragment mit 330 Versen aus Friedberg in der Wetterau, das sicher in dem Wetter- oder dem Oberlahngau entstanden ist, von Legenden die vom heiligen Pilatus, um 1180 in Hessen entstanden, sowie die von der heiligen Elisabeth. Diese Landgräfin von Thüringen, an deren Namen sich eins der herrlichsten Denkmäler gotischer Baukunst, die Elisabethkirche zu Marburg, mit Recht von Vilmar „ein hohes Lied aus Stein" genannt, knüpft, hat in jener Zeit einen Dichter gefunden, welcher das Leben dieser Heiligen „mit voller Liebe und Hingebung in guter Sprache und reinem Stil beschrieben hat, und es dürfte kaum ein Zeugnis für das Leben der frommen Fürstin gefunden werden, welches uns so ganz und gar in jene Zeit, in den Gedanken- und Anschauungskreis jener Zeit versetzte", als diese in sieben Büchern und 11050 Versen geschriebene Legende[1]). Diese Dichtung, die nach 1297 geschrieben sein muß und nicht mit einer über hundert Jahre späteren schlechten Reimerei gleichen Inhalts eines gewissen Johannes Rothe zu verwechseln ist, eröffnet den langen Reigen von Elisabethdichtungen, welche von da an bis in die jüngste Gegenwart von zahlreichen Dichtern, vorwiegend hessischer Zunge, zum Preise der frommen Frau gesungen worden sind. Von demselben Verfasser, einem Schüler Gottfrieds von Straßburg, der nach Bartsch[2]) ein geborener

---

[1]) Ausg. von M. Rieger, Stuttg. 1868.

[2]) Vgl. Pfeiffers Germania Bd. 7, S. 35. — Vgl. auch Ztsch. f. deutsche Phil. Bd. 1, S. 376.

Marburger gewesen sein soll, stammt das allegorische Gedicht „die Erlösung“[1]), die am Ende des 13. Jahrhunderts in Marburg entstanden ist.

Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts hörte im allgemeinen der von den Rittern geübte höfische Minnesang auf, und bürgerliche Sänger, wegen ihrer Kunst „Meister“ genannt, die schon früher neben den adligen Sängern aufgetreten waren, übernahmen jetzt die von jenen ausgebildete Kunst und schufen den Minnesang zum Meistersang um. Aber es war nicht zum Besten der Minnepoesie. Der ritterliche Minnedienst wurde teils von einzelnen auf die Spitze getrieben, teils als unwahr oder lächerlich verspottet, neben die höfische Verherrlichung der Frauen trat die derblustige oder spöttische Darstellung bäuerischen Lebens, statt der Minne wurde ein heiterer materieller Lebensgenuß gepriesen, an Stelle des Lyrischen trat die lehrhafte Spruchdichtung in den Vordergrund, die poetische Form wurde zum Teil nachlässig behandelt, zum Teil auf Kosten des Inhalts überkünstelt. Alle diese Meistersänger betrachteten die Dichtkunst als etwas Erlernbares, und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts errichteten sie sogar förmliche Singschulen und thaten sich zu Meisterzünften mit festen Zunftordnungen zusammen. Die Namen der zwölf alten Meister, deren keiner aus Hessen stammt, sind uns erhalten, die der neueren sind unbekannt oder nicht mit Sicherheit zu lokalisieren. Doch ist anzunehmen, daß auch Hessen genügenden Anteil an der Geschichte des Meistersangs hat, da die Ausbildung der Meisterzünfte ganz in der Nähe (Rhein, Mainz, Worms) stattfand, und da ein Meistersänger, Friedrich Stoll (nicht zu verwechseln mit dem Spruchdichter Meister Stolle) um 1315 in Marburg eine Zeit lang seinen Wohnsitz hatte[2]).

Eine andere Gattung dieser Epoche ist das Volkslied. Während der Meistersang nur Eigentum der obersten Klassen des Bürgertums war, spiegelt das Volkslied das Gefühlsleben aller Volksklassen wieder. Ursprünglich haben die Volkslieder so gut wie andere Gedichte ihre Verfasser gehabt, aber ihre

---

[1]) Ausg. v. Bartsch, Quedlinburg 1858.

[2]) Vgl. Pfeiffers Germania Bd. 28, S. 43.

Namen gingen vielfach verloren, weil die Verfasser mehr Gelegenheitsdichter als Berufsdichter waren. Das Volk singt die Lieder, welche ihm gefallen, ohne viel nach den Urhebern zu fragen. Das weltliche Lied des 14. und 15. Jahrhunderts war unmittelbares Erzeugnis des Volkes selbst, das darin sein innerstes Empfinden, kunstlos, aber ergreifend in Wort und Weise zum Ausdruck brachte. Es ertönte in Wald und Flur, auf Straßen und Marktplätzen, in Schenken und Herbergen. Die niederen Spielleute, denen die vornehmen fahrenden Sänger der Stauferzeit jetzt wieder das Feld überließen, trugen die neusten Erzeugnisse von Ort zu Ort; sie spielten auf und sangen dazu, und das Publikum sang im Chore mit. Diese Lieder erklangen in Hessen sowohl wie sonst irgendwo, überall, wo die deutsche Zunge herrschte. Nach Hessen weist die Ballade „Die Braut von Besse“ von Johannes Hesselohr, der ganz in den Bahnen Neidhardts wandelt, und das Lied: „Es liegt ein Schloß im Hessenland“ (Falkenstein) [1]. Einer späteren Zeit gehört das alte Schwälmer Kirmeslied an: „Bann des Groumet offem Bohre, hörr e Eng der Bouren Last“ etc., dessen Verfasser wahrscheinlich Erhard Georg von Lüder († 1760?) aus Loshausen ist.

Seit dem Verfall des Minnesangs war es mit den guten Tagen der Poesie vorbei. Seit dem 14. Jahrhundert sank sie tiefer und tiefer, und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sollte es ihr beschieden sein, sich langsam wieder zu erheben, und zwar diesmal unter Hessens Führung. Es ist das erste — leider auch das einzige — Mal, daß unsere Heimat eine führende Rolle in der Litteratur einnimmt.

Der Anteil Hessens an dem Werke der Reformation ist bekannt. Sie fand an dem thatkräftigen, hochsinnigen Landgrafen Philipp den eifrigsten Förderer und treusten Beschützer ihrer Glaubensanhänger. Mit als sein größtes Verdienst muß die Errichtung einer Landesuniversität in Marburg angesehen werden. Dadurch bekam die hessische Litteratur einen

---

[1]) Vgl. für Hessen: Mittler, Sammlung alter und neuer Volkslieder, 1845; Otto Böckel: Oberhessische Volkslieder, 1885; Johann Lewalter: Deutsche Volkslieder, in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, 2. Aufl. 1896; Vilmar: Handbüchlein für Freunde des deutschen Volkslieds, 1879. —

ungeahnten Aufschwung und konnte sich aus den drückenden Fesseln der Unbedeutendheit zu einigem Ansehen außerhalb erheben. Rasch und fröhlich gedieh die neugegründete geistige Schöpfung des Landgrafen und entfaltete sich als eine der schönsten Blüten des neuen Glaubens, und wie Philipp sie gleich von Anfang an mit den tüchtigsten und gelehrtesten Männern besetzte, so war er auch fortwährend bemüht, sie durch Erteilung von Rechten und Privilegien und durch Berufung der ausgezeichnetsten Lehrer in allen Wissenschaften zu heben und ihr Ansehen zu fördern. Von nah und fern strömten die Scharen lernbegieriger Jünglinge herbei, um hier das Wort der ewigen Wahrheit zu hören. Besonders waren es natürlich hessische Landeskinder, die bisher mit Vorliebe die Erfurter und Wittenberger Universität besucht hatten und nun nicht mehr genötigt waren, aus der Heimat zu gehen, wenn sie höheren Studien obliegen wollten. Am 30. Mai 1527 wurde die Universität durch den ersten Rektor Ferrarius Montanus aus Amöneburg eröffnet, der die ersten akademischen Bürger, hundert und vier an Zahl, verpflichtete, und am 1. Juli von dem ersten Kanzler Johannes Feige aus Lichtenau eingeweiht. Rasch blühte die junge protestantische Alma mater als eine würdige Genossin der Wittenberger Universität auf, manchen ausgezeichneten Gelehrten, besonders auf dem Felde der theologischen Wissenschaft, brachte sie in jener Zeit hervor, und allmählich wuchs sie sich zu einer geistigen Macht allerersten Ranges aus, die durch viele Generationen hindurch bis in die Gegenwart treffliches auf allen Gebieten der Wissenschaft geleistet hat.

Der Mittelpunkt deutscher Kultur hatte sich allmählich vom Süden nach dem Norden, besonders nach Mitteldeutschland verschoben. Die Reformation ist ein Werk des deutschen Nordens. Sie ist hauptsächlich unter dem Einfluß des Humanismus geworden, der auch später ihr treuster Bundesgenosse geblieben ist. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, das Latein, das im ganzen Mittelalter hindurch die internationale Sprache gewesen war, von dem barbarischen Mönchslatein zu reinigen und nach dem Vorbild der Dichter des klassischen Altertums, besonders des Ovid und Horaz, neu zu beleben, überhaupt sich in der praktischen Verwendung des Lateinischen zu vervollkommnen und in dieser Sprache nach den alten

Mustern eine neue poetische Litteratur zu schaffen. So erstand bald in allen von den Humanisten geleiteten Schulen eine emsige Thätigkeit in der Fabrizierung lateinischer Gedichte. Es kam dabei weniger auf tiefe Empfindung und poetischen Gehalt an, als auf korrekte Sprache und korrekten Versbau. Die Folge dieser handwerksmäßigen Beschäftigung war, daß die Fähigkeit zu großen poetischen Leistungen verloren ging, und daß die meisten dieser infolge einiger Übung mit Leichtigkeit und Gewandtheit schaffenden Formkünstler sich für wirkliche Dichter hielten, während ihr dichterisches Können, falls sie sich einmal der deutschen Sprache bedienten, meist ebenso gering war wie das der seichtesten nicht gelehrten Versmacher. So entstand bald eine ungewöhnliche litterarische Regsamkeit, die durch die Erfindung der Buchdruckerkunst noch unterstützt wurde, weil sie es leicht machte, die Erzeugnisse dieser Art Poesie an die Öffentlichkeit zu bringen. Viele mögen daher für unsern heutigen Geschmack wertlos sein. Aber nicht alle sind es. Mancher treffliche Dichter findet sich unter der Unmasse von schlechten und mittelmäßigen, in dessen Werken der frische Hauch einer neuen Zeit weht, die Ulrich von Hutten mit den Worten pries: „Wie gedeihen die Studien, wie blühen die Künste, es ist eine Lust zu leben!“

Seit der Gründung der Hochschule hatte der Humanismus seine Fahne auf der Marburger Universität aufgepflanzt und sie zu einer Hochburg desselben gemacht. Zahlreiche humanistische Sterne höheren und niedrigeren Ranges glänzten fortan am Himmel der hessischen Hochschule und unter ihnen besonders das Zweigestirn des Euricius Cordus und Helius Eobanus Hessus, die beide dem anmutigen Thale der Wettschaft entstammen. Aus der berühmten Schwanenschule zu Wetter ging ersterer, 1486 zu Obersimtshausen geboren, hervor, besuchte die Universität zu Erfurt, wo er einen Kreis gleichgesinnter Freunde und Genossen traf, begleitete Luther auf seiner Reise nach Worms, ging dann nach Italien, Braunschweig, Emden und wurde 1527 an die neuerstandene hessische Hochschule berufen, wo er sieben Jahre als Professor der Medizin wirkte. 1534 folgte er einem Ruf als Arzt und Lehrer an das Gymnasium zu Bremen und starb dort, noch nicht 50 Jahre alt, schon im folgenden Jahr. Über die Jugend des Eobanus Hessus

besteht noch viel Sagenhaftes. In Bockendorf bei Frankenberg geboren, wurde er vom Abt zu Haina der Schule zu Gemünden und später der zu Frankenberg übergeben, wo er mit Euricius ein Schüler des Horlaeus war. 1504 ging Hessus nach Erfurt, dann nach Leipzig und Frankfurt a. d. O. und ward 1536 als Professor für Geschichte und Dichtkunst nach Marburg berufen, wo er 1540 starb. Beide waren treue Anhänger der Reformation. Von ihren Werken ist heute vieles nur noch schwer zu genießen, und wir müssen mit Vilmar bedauern, daß diese beiden größten lateinischen Dichter des 16. Jahrhunderts ihre bedeutenden dichterischen Talente statt auf die deutsche Dichtung, beispielsweise auf das deutsche Drama, auf elegante lateinische Verse verwandt haben, die heute doch niemand mehr liest und lesen kann. Welch weittragenden Einfluß sie auf die Entwicklung unserer Litteratur hätten ausüben können, ist nicht abzusehen. Vielleicht wäre uns dann auch noch einmal ein Shakespeare beschieden worden. Im Gegensatz zu Hessus ist Cordus, der Martial seiner Zeit genannt, jedenfalls der bedeutendere. Er dichtet aus innerem Drang und schildert wirklich Erlebtes. Am besten sind seine „Eklogen“, seine „Reiseschilderungen“ und „Gelegenheitsgedichte“, besonders aber seine 18 Bücher „Epigramme“, die bekanntlich eine Hauptquelle für Lessing bildeten und von ihm so fleißig nachgeahmt wurden. Nicht so groß ist die Begabung des Eobanus, der zwar für den rex poetarum des Erfurter Dichterkreises galt, aber mehr ein starkes Formtalent besitzt. Am bemerkenswertesten sind seine „Heroiden“ und seine „Briefe“.

Viel bedeutender als dieser scheint ein anderer hessischer Humanist, der etwas jünger als Eobanus war und seine besten Jahre leider außerhalb der Heimat verbrachte: Petrus Lotichius, genannt secundus, zum Unterschied von seinem gleichnamigen Oheim, dem Abt zu Schlüchtern. Am lieblichen Ufer der Kinzig 1528 in Schlüchtern geboren, studierte er seit 1544 zu Marburg, gewann in Wittenberg Melanchthons Freundschaft, machte den Krieg von 1547 mit, unternahm mehrere große Reisen und wirkte dann als Professor zu Heidelberg, wo er 1560 starb. Seine Gedichte — er schrieb vornehmlich Elegien — zeichnen sich durch großen Wohllaut der Sprache, Sicherheit und Klarheit der Anschauung und

tiefe, echte Empfindung aus. Goedeke hält ihn für den besten neulateinischen Dichter Deutschlands. Seine Elegien wurden 1826 von Ernst Gottlob Köstlin auch ins Deutsche übersetzt.

Jenen Genannten nicht gleichkommend, aber an Formfertigkeit in den lateinischen Versen ihnen ähnlich ragt aus der stattlichen Schar hessischer Humanisten besonders Peter Paganus hervor. 1550 zu Wanfried in Niederhessen geboren, studierte er zu Wittenberg, ward von Kaiser Ferdinand I. zum Poeten gekrönt, ward Professor der Geschichte und Dichtkunst in Marburg und starb dort 1576. Neben ihm sind noch eine Anzahl kleinerer Poeten zu nennen, die kein allzugroßes Interesse mehr für uns erwecken können: Justus Vultejus (geb. 1529 in Wetter, † 1575 als Professor in Marburg), dessen fünf Bücher Gedichte 1612 sein Sohn Hermann Vultejus herausgab, Hermann Kirchner aus Hersfeld, Prof. der Poesie zu Marburg (1562—1620), Anagrammendichter, der ein paar Anagramme auf Kaiser Rudolf II. dichtete und von ihm zum Poeten gekrönt wurde, der auch 1595 ein carmen extemporaneum auf die Quelle der heiligen Elisabeth bei Marburg in zierlichem Latein schrieb, Johannes Ferrarius Montanus aus Amöneburg, erster Rektor der alma mater Philippina, der 1513 ein Buch Oden und ein carmen heroicum über das Leben der heiligen Elisabeth schrieb, Christianus Lotichius, der Bruder der obengenannten, und Johann Peter Lotichius, der Enkel des obengenannten, bekannter Epigrammendichter (geb. 1598 zu Hanau, † 1652 zu Marburg), N. A. Barbatus aus Kassel, Professor in Marburg († 1571), der ein Buch Elegien schrieb, Konrad Bachmann aus Melsungen († 1646), Kaspar Sturm aus Fritzlar, Jeremias Homberger ebendaher, Landgraf Moritz der Gelehrte u. a. m.

Neben diesen in lateinischer Sprache reimenden Dichtern, die für unseren heutigen Geschmack großenteils unverdaulich geworden sind, traten damals, als unter der Einwirkung von Luthers Bibelübersetzung eine neuhochdeutsche Schriftsprache geschaffen wurde, zwei hessische Dichter auf, die auf dem Gebiet der neuen protestantischen Fabeldichtung bestimmend und belebend wirkten und ihren Einfluß in der Litteratur weithin geltend machten: Burkard Waldis und Erasmus Alberus. Die Fabeldichter, die teilweise schon zu Ende des 15. Jahrhunderts

in der Litteratur aufkamen, wurden besonders durch Luthers Vorliebe und Empfehlung angeregt, gingen aber nicht von Äsop aus, sondern kehrten zu dem Muster des Reineke Vos zurück, indem sie die Fabel als einen der Tierwelt entliehenen Spiegel betrachteten, und neben der Sittenbesserung im allgemeinen auch eine Besserung der kirchlichen und politischen Verhältnisse anstrebten.

Burkard Waldis[1]), um 1495 zu Allendorf an der Werra geboren, entstammte einer begüterten Bürgerfamilie, die Teil an den Salzwerken zu Sooden hatte, und erhielt eine gute Erziehung. Zum Geistlichen bestimmt, lebt er 1522 als Mönch zu Riga im Dienst des Erzbischofs Jasper von Linden, dann als Abgesandter an den Papst in Rom. Später ergriff Waldis einen bürgerlichen Beruf als Zinngießer, 1536 wurde er auf einer Reise verhaftet und mußte lange Zeit im Kerker zubringen. Im Wintersemester 1541 finden wir ihn in Wittenberg immatrikuliert, 1542 bei seinen Brüdern in Allendorf und seit 1547 als Pfarrer in Abterode am Meißner, wo er den Abend seines Lebens in eifrigem litterarischem Schaffen beschließt. 1548 erschien sein bedeutendstes Werk: „Asopus, ganz neu gemacht und in Reime gesetzt“, eine Sammlung von 100 neuen Fabeln, die später vorbildlich für Hagedorn wurde, der nach seinen eigenen Angaben die Stoffe seiner Fabeln und Erzählungen diesem Buch entnahm. Über Erasmus Alberus' Geburtsjahr und Wohnort wissen wir nichts Sicheres. Nach neueren Forschungen[2]) soll er zu Staden in Hessen geboren sein, wo sein Vater Geistlicher war, der dann nach Brüchenbrücken und schließlich nach Engelrod als evangelischer Pfarrer verschlagen ward. Von 1525 an war er Schulmeister in Ursel, von 1527 in Heldenbergen, 1528 in Sprendlingen. Von Philipp von Hessen durch seine elfjährige Wirksamkeit in Dreieich empfohlen, trat er in die Dienste des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, doch blieb er nicht lange in Berlin und Brandenburg. 1542 war er Pfarrer in Staden in Oberhessen, 1545 in Babenhausen im Dienst des Grafen Philipp IV. von Hanau=

[1]) Vgl. F. L. Mittler im Hess. Jahrbuch von 1855, S. 231 ff., der Goedekes Schrift über Waldis (Hann. 1851) stark benutzt hat.

[2]) Vgl. Zeitschr. f. deutsch. Altert. Bd. 43, S. 385—91.

Lichtenberg, zuletzt Generalsuperintendent in Stargard und endlich Prediger in Neubrandenburg, wo er am 5. Mai 1553 starb. Seine bedeutendste Leistung sind neben seinem dialektischen Reimlexikon (novum dictionarii genus), das heute eine äußerst wertvolle Fundgrube für Dialektstudien bildet, seine Fabeln, die er 1550 in dem „Buch von der Tugend und Weisheit" gesammelt hat.

Die kirchliche Frage hatte die Gemüter in Deutschland so mächtig ergriffen, daß ihr fast alle übrigen geistigen Mächte unterthan waren. Ein großer Teil der gelehrten humanistischen Dichter bearbeitete biblische Stoffe, besonders die Psalmen, Jesus Sirach u. a., und auch die daneben fortdauernde bürgerliche Poesie der Meistersänger war fast nur noch von religiösen Interessen beherrscht. Besonders seit Luther bildete die Bibel eine Quelle alles Wissens, und die Ausbreitung biblischen Wissens ist die eigentliche Thätigkeit aller Schriftsteller, namentlich aller Dichter des 16. Jahrhunderts. Keine poetische Gattung aber fußte so sehr auf biblischen Stoffen als das Drama, das aus den sogenannten Osterfeiern im Mittelalter entstanden war. Aus diesen erwuchsen dann allmählich die Osterspiele und als Erweiterung dieser wieder die Passions-, Weihnachts- und Fastnachtsspiele. Ursprünglich waren dieselben in lateinischer Sprache geschrieben, doch dringt im 15. und 16. Jahrhundert die deutsche Sprache überall durch. Das älteste uns aus Hessen erhaltene derartige Spiel ist das Friedberger Passionsspiel, das leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen ist, die Weigand 1849 [1]) herausgab. Etwas jüngeren Datums ist das Alsfelder Passionsspiel, das 1501, 1511 und 1517 in der Woche nach Ostern an drei Tagen aufgeführt ward. Bei dem Umbau des Alsfelder Rathauses kamen im Jahre 1842 die überflüssigen Akten des städtischen Archivs in die Hände von Trödlern. Vilmar in Marburg kam so in den Besitz der Handschrift und teilte 1843 in der Zeitschrift für deutsches Altertum vier Stücke daraus mit [2]). Eins der interessantesten dieser geistlichen

[1]) Zeitschr. f. deutsch. Altert. Bd. 7, 545 ff.

[2]) Zeitschr. f. deutsch. Altert. Bd. 3, 477 ff. — Ausg. mit Wörterb. von C. W. M. Grein, Kassel 1874, ferner in Kürschners deutsch. Nat.-Litt. (von Rich. Froning).

Dramen aus jener Zeit ist das Hessische Weihnachtsspiel, das Piderit 1868 aus dem Nachlaß Vilmars herausgegeben hat. Unter den Stoffen, die zur Bearbeitung kamen, und von denen der des Marburger Stückes von der „Erlösung“ stark geplündert wurde, war einer der beliebtesten die Parabel vom verlorenen Sohn, die im 16. Jahrhundert zu 26 Dramatisierungen hat herhalten müssen. Eine der besten ist das in niederdeutscher Sprache geschriebene Fastnachtsspiel „Der verlorene Sohn“ von Burkhard Waldis, das 1527 von Bürgern Rigas auf dem dortigen Marktplatz aufgeführt wurde.

In dieselbe Zeit, in der das Drama im Mittelpunkt der Litteratur steht, fällt auch die Blüte der meist lateinisch geschriebenen Schulkomödien, die sich bis in das 18. Jahrhundert hinein gehalten haben. In Hessen war die Hauptpflegestätte dieses Dramas Kassel unter Landgraf Moritz dem Gelehrten, der selbst dramatischer Dichter war und für die Zöglinge der von ihm errichteten Hof- und Ritterschule des Collegium Mauritianum eine Anzahl lateinischer Stücke nach dem Vorbild des Terenz dichtete, die bei Schulfestlichkeiten aufgeführt wurden [1]). Über den Wert dieser Dichtungen läßt sich nicht urteilen, da sich nur ihre Titel [2]) erhalten haben. Auch an der Marburger Universität und dem damit verbundenen Pädagogium wurden die Schulkomödien gepflegt und von Studenten und Schülern zur Aufführung gebracht. So schrieb ein Zeitgenosse des Landgrafen, Aegidius Hunnius [3]) aus Winnenden in Württemberg, seit 1576 Professor an der dortigen Universität, seit 1592 Professor und Superintendent zu Wittenberg, zwei lateinische Dramen, „Joseph“ (1584) und „Ruth“ (1586), von denen das erstere häufig aufgeführt und ins Deutsche über-

[1]) Vgl. Hartwig: Die Hofschule zu Kassel unter Landgraf Moritz, S. 10, Anm. 2 und S. 16.

[2]) Dieselben sind verzeichnet in Goedekes Grundriß II², 522 ff. Auch hat sich vor einigen Jahren auf dem Marburger Staatsarchiv das Scenarium zu einem Drama „Otto der Schütz“ gefunden (hrsg. von Edward Schröder. Ein dramatischer Entwurf des Landgrafen Moritz von Hessen, Marburg, 1894).

[3]) Vgl. Aegidii Hunnii Josephi comoediae (ed. Marp. 1584) pars I ab Eduardo Schroeder denuo edita (Marb. 1898.)

setzt wurde. Ebenso erzählt uns Otto Melander, von dem unten die Rede sein wird, in Nr. 500 seiner Anekdotensammlung „Jocoseria“ (1600 zuerst erschienen), daß Peter Nigidius der Ältere als Rektor des Marburger Pädagogiums durch seine Schüler den Eunuch des Terenz habe aufführen lassen. Auch in andern Städten des Hessenlandes wurden Bürgerspiele und Schulkomödien zur Aufführung gebracht, besonders bei festlichen Anlässen. So wird uns von Landgraf Moritz berichtet, daß er in den ersten Dezennien seiner Regierung gern den Komödien beizuwohnen pflegte, welche die getreue Stadt Schmalkalden gelegentlich des dort im Juni oder Juli üblichen Hirschessens auf dem Rathause vorzuführen pflegte. Die Schauspieler waren gewöhnlich Bürger des Städtchens oder bei Aufführung lateinischer Stücke Zöglinge der dortigen Lateinschule.[1])

Auch die Lyrik, soweit sie nicht Volkslied war, begann seit Luther sich mehr und mehr auf religiöse Gegenstände zu konzentrieren. Wie in der Fabel, so wirkte auch auf dem Gebiet des Kirchenlieds sein Beispiel anregend für weitere Kreise. Im Boden des lutherischen Glaubensbekenntnisses wurzelnd, wurde das Kirchenlied[2]) namentlich von Theologen und sonstigen Gelehrten gepflegt, die darin die gemeinsamen Empfindungen aller Gläubigen objektiv aussprachen, vielfach noch in der alten volkstümlichen Manier. 1549 erschien das erste hessische Gesangbuch: das Marburger Gesangbuch[3]) mit 64 Liedern. Der Herausgeber war Adam Krafft (Crato) aus Fulda. Geboren 1493, studierte er von 1512 an in

[1]) Hermann Habicht, Ein halbes Jahrhundert aus dem Theaterleben Schmalkaldens. Zeitschr. des Ver. f. Henneb. Gesch. u. Landesk. z. Schmalkalden, 3. Heft. Schmalk. u. Leipz 1880. S. 19 ff.

[2]) Schon seit dem 13. Jahrh. begegnet man mehrfach frommen Liedern der Kunstdichter, die aber schwerlich ins Volk drangen. Von einem eigentlichen Kirchenlied kann noch nicht die Rede sein. Doch wurde schon der Anfang gemacht, lateinische Hymnen in deutsche Verse zu bringen. Im Jahre 1356 wurde die Tageweise Peters von Arberg an der Lahn: „O starker Got, al unser not“ und desselben Dichters Tageweise: „Nu stärk uns Got, in unser not“ viel gesungen (Vgl. Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12.—14. Jahrh. Paderb. 1853.)

[3]) Vgl. Marburger Gesangbuch von 1549, hrsg. von Ernst Ranke, Marburg 1862.

Erfurt, ward Magister dort und durch Camerarius mit Melanchton bekannt und aufs innigste befreundet. 1525 ernannte ihn Landgraf Philipp zu seinem Hofprediger, 1527 ward er Professor der Theologie und Superintendent zu Marburg. Krafft war eins der wichtigsten Reformationswerkzeuge, deren sich Philipp bediente; er war bis zu seinem Tode (1558) das Haupt der hessischen Geistlichkeit. 1524 dichtete er nach einer Volksweise ein geistliches Lied zum Preise des Evangeliums mit der Überschrift „Das Lied, Ach hülff mich leyd und christlich verendert", das in mehrere Gesangbücher und 1549 auch in das Marburger Aufnahme fand (vgl. Ranke S. 461 ff.). Neben Krafft sind von Hessen in diesem Gesangbuch noch Georg Kern aus Geysenhausen, Landgraf Philipps Gesangmeister, mit drei nach bekannten Volksweisen gedichteten Gesängen und Johann Kymeus aus Fulda (1498—1552), erst Franziskanermönch, dann Pfarrer in Homberg und Superintendent zu Kassel, zu erwähnen. Bedeutender als diese drei sind Erasmus Alberus, Burkhard Waldis und Cyriakus Spangenberg. Von dem ersten besitzen wir im ganzen 21 Lieder [1]), darunter 12 Originallieder, die von Herder und Gervinus mit Recht den Liedern Luthers gleichgestellt werden, von Waldis eine poetische Bearbeitung von 156 Psalmen mit 153 Melodien (Frankf. 1553), die Aufnahme in verschiedene Gesangbücher fanden, aber sich nur bis ins 17. Jahrhundert darin hielten. Von Spangenberg (geb. 1528 zu Nordhausen, nachmals Pfarrer in Spandau, Vacha, Schlitz, † zu Straßburg 1604, einer der fruchtbarsten Schriftsteller der Reformation) besitzen wir eine Anzahl Kirchenlieder in Einzeldrucken und einen Liedpsalter von 1582, der neben Liedern anderer Dichter viele eigene Psalmenüberarbeitungen enthält. Auch Ulrich von Hutten (geb. 1488 auf Burg Stekelsberg bei Schlüchtern und im Kloster Fulda erzogen) gehört mit seinem kraftvollen Liede „Ich hab's gewagt mit Sinnen", das wie kein zweites die Stimmung der Reformationszeit wiederspiegelt, hierher.

Unter dem Einfluß des Kirchenliedes hatte das weltliche Lied starke Einbuße erlitten, besonders das weltliche Volks-

---

[1]) Vgl. Erasmus Alberus geistl. Lieder nebst der Biographie des Dichters, herausg. von A. Stromberger, Halle 1857.

lied, das im 16. Jahrhundert bereits den Höhepunkt überschritten hat und im 17. der Mißachtung anheimzufallen beginnt. In dieser Zeit, in der auch die Kompositionen von Volksliedern immer häufiger werden, war es ein guter Gedanke, die Lieder in den verschiedenen Gegenden zu sammeln und zu Büchern zu vereinigen. Die reichste Sammlung für die Zeit von 1350—1400 bildet die sogenannte Limburger Chronik[1]), die um 1400 der Limburger Stadtschreiber Tilemann Elhem aus Wolfhagen verfaßte. Neben der Sammlung der Volkslieder einher geht in jener Zeit die Abfassung von Reimchroniken, die indessen in ihrer dürren und trockenen Stilart kaum Anspruch auf poetischen Wert erheben können. Auch aus Hessen haben sich solche erhalten: Die hessische Reimchronik des Wigand von Marburg, ein von einem ungenannten Hersfelder bearbeiteter Abschnitt aus der Hersfeldischen Geschichte, sowie die uns nur in Wigand Gerstenbergers Überarbeitung erhaltene Hessische Chronik des Johann Rietesel, die mit dem Jahre 1232 beginnt und mit 1327 abschließt. Besonders beliebt war auch die Pflege einer Abart des Epos, der Volksbücher, Schwänke, Anekdotensammlungen u. a. Die beste dieser Schwanksammlungen stammt aus Hessen: „Wendunmut", 1562 von dem Burggrafen zu Spangenberg Hans Wilhelm Kirchhoff[2]) geschrieben, der als Soldat Norddeutschland und Franken durchzog und in diesen Ländern eine große Anzahl von volksmäßigen Schwänken, darunter viele hessische, sammelte, die er recht lebendig und nicht ohne Kunst der Darstellung erzählte. Wie beliebt dieses für die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts überaus wertvolle Buch seiner Zeit war, geht schon daraus hervor, daß es nach und nach bis auf sieben Teile vermehrt wurde und daß spätere Sammlungen sich durch Nachahmung des Titels Eingang zu ver-

---

[1]) Herausgegeben wurde sie zuerst in 1619 von Faust von Aschaffenburg, dann 1720 und 1826 in modernisierter Sprache. Einen Abdruck der ersten Ausgabe veranstaltete K. Rossel (Wiesb. 1860). — Vgl. auch: Die Limburger Chronik untersucht von Arthur Wyß nebst unedierten Fragmenten rc. (Marb. 1875).

[2]) Vgl. G. Th. Dithmar: Aus und über Hans Wilhelm Kirchhoff. Marburg 1867.

schaffen suchten. Eine andere, in lateinischer Sprache verfaßte Sammlung dieser Art ist die Anekdotensammlung Jocoseria des Otto Melander[1]) aus Niederhone bei Eschwege, eines Lehrers am Pädagogium zu Marburg. Der Mehrzahl nach sind diese für die Zeitgeschichte ebenfalls wertvollen Anekdoten aus früheren Sammlungen, besonders aus Pauli's „Schimpf (d. h. Scherz) und Ernst" und Kirchhoff's „Wendunmut" entlehnt. Diese Sammlung war unter allen die bekannteste.

Hiermit sind wir an der Schwelle einer neuen großen Entwicklungsperiode der deutschen Litteratur angelangt. Es ist die Zeit unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege, eine Zeit, die frohe Hoffnungen für die Zukunft auf allen Gebieten, besonders auf dem der Poesie erwachen ließ, Hoffnungen, die aber durch den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges zum großen Teil wieder vernichtet wurden. Nur auf dem Gebiet der Poesie ist — wenigstens in den ersten Stadien des Krieges — trotzdem ein Aufschwung bemerkbar. Die deutsche Sprache kam in den Schriften der Gelehrten wieder zu Ehren, das Drama mit den steifen Schulkomödien der Gelehrten erhielt frische Nahrung durch das Auftreten der englischen Komödianten, die ärmlichen historischen Reimereien und die Schwank- und Volksbücher wurden durch den Roman ersetzt, die Produktionskraft der bürgerlichen Meisterschulen hatte sich erschöpft, das Volkslied ging seinem Untergang entgegen, aber an seine Stelle trat eine neue Kunstlyrik, die durch Übertragung der Renaissancepoesie nach Deutschland und durch die Ausbildung eines neuen Stils einer zweiten Blütezeit langsam entgegenging. Erst von jetzt an kann von einer eigentlichen Entwicklung der hessischen Lyrik die Rede sein.

---

[1]) Über Otto Melander vgl. Felix Bobertag: Geschichte des Romans. I. Abteil. Breslau 1876.

II. Das Zeitalter der Renaissance.

(1600—1720.)

In der Geschichte der deutschen Renaissancebewegung nimmt Hessen unter seinem universal gebildeten Fürsten Moritz dem Gelehrten [1]) (1592—1627) einen bemerkenswerten Platz ein. Mit Recht wird Landgraf Moritz von seinen Zeitgenossen als ein Wunder des Jahrhunderts bezeichnet. An Tiefe des Wissens mag ihm mancher Fürst damals überlegen gewesen sein, an Vielseitigkeit des Wissens jedenfalls keiner. Er verstand die lateinische, griechische, hebräische, französische, englische, italienische, spanische und ungarische Sprache, beschäftigte sich mit der Abfassung einer deutschen Sprachlehre, besaß gründliche Kenntnisse in der astronomischen und mathematischen Wissenschaft, in der Musik, in der Baukunst, Landvermessungskunst, Kriegswissenschaft u.s.w. Kaum gab es ein Gebiet, auf dem er sich nicht bethätigte. Besondere Verdienste aber hat er sich um die deutsche Litteraturgeschichte erworben, die leider erst in neuster Zeit von den Litteraturhistorikern gebührend gewürdigt worden sind. Er trat selbst als Dichter und Schriftsteller auf, und als man im Jahre 1617 nach dem Muster der italienischen Akademien die „Fruchtbringende Gesellschaft“ zur Pflege der deutschen Sprache und Litteratur gründete, wurde auch Moritz bald unter dem Namen des „Wohlgenannten“ aufgenommen. Doch bleibt zu bedauern, daß er als Mitglied dieser sprachreinigenden Gesellschaft trotzdem fortfuhr, sich in seinen Werken der lateinischen Sprache zu bedienen. Zwar hat er sich auch in deutschen Reimen versucht, aber was wir hier von ihm besitzen, ist herzlich wenig und unbedeutend. Es sind die beiden Gedichte in Hexametern „In der Stadt Wißbaden sind sehr lustige Bäder“ und „Großen Herrn ist gar böß rathen“ [2]). Abgesehen davon, daß ihnen Empfindung und Phantasie völlig abgeht, leiden sie an dem Widerspruch zwischen Wort- und Satzaccent, der in der ausgearteten

[1]) Vgl. Rommels Geschichte von Hessen, Band VI, 2, der die trefflichste Einsicht in die Renaissancebewegung um 1600 gewährt.

[2]) Vgl. Justi, Hessische Denkwürdigkeiten. Marb. 1799 ff. III, 31.

Gelehrtenpoesie damaliger Zeit fast typisch war und erst durch Opitzens Buch „von der deutschen Poeterey“ gelöst werden sollte. Ungleich bedeutender und umfassender war Moritzens Talent in der lateinischen Poesie. Nachdem er in seinem achtzehnten Lebensjahre die lateinische Übersetzung der Psalmen Davids metrisch — er schrieb später selbst eine gute lateinische Poetik — in verschiedenen Versarten vollendet und sich dadurch den Beifall Kaiser Rudolfs II. erworben hatte, gab es fast kein Ereignis seines Hauses und Landes, keine Epoche seines Lebens, welche er nicht durch ein Gelegenheitsgedicht feierte. Ein Teil dieser flüchtigen Kinder seiner Muse hat sich erhalten, andere sind mit den Archiven seiner Freunde, mit den Stammbüchern seiner reisenden Gelehrten, gleich seinen zahlreichen dramatischen Versuchen, verloren gegangen.

Entzieht sich so die eigene poetische Thätigkeit des Landgrafen unserem Urteil, so wissen wir um so mehr von dem befruchtenden Einfluß, den er als Mäcen im wahren Sinn des Wortes auf die Litteratur, besonders auf das Drama, ausgeübt hat. Künstler und Gelehrte fanden Aufnahme an seinem Hof, und die Freigebigkeit des Fürsten machte den Kasseler Hof zu einem der glänzendsten in Deutschland. 1596 ließ er die erste Buchdruckerei in Kassel begründen, wodurch die Drucklegung poetischer Werke erleichtert wurde, und 1605 nach eigenem Plane die erste stehende Bühne Deutschlands, das sogenannte Ottoneum, errichten, für welche er selbst Stücke schrieb. Neben den Zöglingen der Hof- und Ritterschule waren es englische Komödianten[1]), die, außer in Braunschweig, hier zuerst in Deutschland spielten und als ständige Schauspieltruppe wirksam waren. In den Verträgen mit den englischen Schauspielern, die auch andere Höfe und Städte mit ihrer Kunst erfreuten und dazu Empfehlungsbriefe von Moritz erhielten, setzte der Landgraf fest, daß sie „auf sein Erfordern Komödien und Tragödien entweder von ihm selbst oder von ihnen erfunden, darstellen und die ihnen von ihm angegebenen Argumente oder Historien bearbeiten und in die deutsche Sprache übersetzen sollten.“

---

[1]) Vgl. Albert Duncker, Landgraf Moritz und die engl. Komödianten. Deutsche Rundschau, Band 48, Heft 11, S. 260 ff. — Ferner Kreizenach, Schausp. der engl. Komödianten, 1889.

Es läßt sich denken, daß die Anwesenheit der Engländer nicht ohne Einfluß auf die geistige Umgebung des Kasseler Hofes blieb. Man sah ein, daß ein neuer Geist in den Stücken wehte, welche die englischen Künstler mit aus ihrer Heimat brachten, daß durch das Verlassen der fast lediglich biblischen Dramenstoffe der Poesie ein neues Gebiet offen stand, das der Weltgeschichte und des socialen Lebens, man lernte auch die eigenartige Form kennen, durch welche die englischen Dramen weit über den deutschen Schulkomödien mit ihrer hergebrachten Regelmäßigkeit und Steifheit standen, nämlich den Wechsel zwischen Vers und Prosa und die Anwendung der bisher in Deutschland unbekannten reimlosen fünffüßigen Jamben. Diese Erkenntnis regte den Leibarzt am landgräflichen Hofe, Johannes Rhenanus[1], 1613 zu der deutschen Komödie über den Streit der Sinne (speculum aistheticum) an, die er seinem gleichgesinnten Fürsten zueignete. Zwar ist dieses erste und wohl einzige Drama des Rhenanus, das die Landesbibliothek in Kassel handschriftlich aufbewahrt, wie sich neuerdings herausgestellt hat kein Original, sondern die wörtliche Übersetzung von Anthony Brewers „Lingua", immerhin aber ist die Vorrede zu dem Werk von hohem Wert, weil sie uns aus dem Munde eines Zeitgenossen über den Unterschied der englischen und deutschen Poesie und Schauspielkunst belehrt. Ob das Drama zur Aufführung gelangt ist und welche Aufnahme es bei Landgraf Moritz und an seinem Hof gefunden hat, ist nicht bekannt. Einen Nachahmer in dem Wechsel zwischen Vers und Prosa scheint Rhenanus drei Jahre später in dem Marburger Dramatiker Peter Elias Schröter[2]) gefunden zu haben, der 1616 dort die juristische Doktorwürde erwarb, aber sonst unbekannt ist. Im selben Jahre widmete er dem jungen Landgrafen Otto eine zu Marburg am 27. August 1616 von mehreren Studenten aufgeführte Komödie in deutscher

[1]) Vgl. Philipp Losch, Joh. Rhenanus, ein Kasseler Poet des 17. Jahrhunderts. Marb. Diss. 1895. — Ausg. des speculum bei Kreizenach, aao. S. 327 ff.; außerdem wird das Stück in einer von Prof. E. Schröder vorbereiteten Sammlung hessischer Dramen des 16. u. 17. Jahrh. zum Abdruck kommen.

[2]) Vgl. Edw. Schröder in der Allg. d. Biogr. XXXII, 573. — Rommel VI, 528.



Sprache unter dem lateinischen Titel ‚Constantis vices amoris‘ id est comoedia de Latino et Hadriana‘, ein armseliges Machwerk mit fünf langweiligen, pathetisch schmachtenden Aufzügen, dessen Handschrift die Landesbibliothek in Kassel aufbewahrt. Stofflich gehört Schröters Komödie zu den ersten Nachahmungen der durch Guarini, Tasso u. a. vertretenen italienischen Litteraturgattung in Deutschland. Denn die Fabel des Stückes ist, stark umgestaltet, der Tragödie ‚La Hadriana‘ des Luigi Groto entnommen.

Neben der Thätigkeit der englischen Berufsschauspieler, die eine gute Scenerie und Regie einführten, über ein reichhaltiges Repertoire verfügten und den Deutschen zum erstenmal die Bekanntschaft Shakespeares vermittelten, dauerte die Pflege des älteren Schauspiels in Hessen fort. Landgraf Moritz, durch dessen Fürsorge das englische Schauspiel in Kassel eingeführt wurde, verschmähte gleichwohl die Fortsetzung der Schulkomödie nicht. Auch von Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt (1616—1661), der die Künste und Wissenschaften hochschätzte und selber ein vielseitiger Gelehrter war, wissen wir, daß er an seinem Hofe in Marburg verschiedene lateinische und deutsche Schulkomödien aufführen ließ, u. a. im Jahre 1632. Diese hatten sich seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts inhaltlich und formell wesentlich vervollkommnet. Statt der alten biblischen Stoffe begann man mehr und mehr solche aus den Dramen des klassischen Altertums zu bearbeiten. Besonders Terenz wurde, wie anderen Orts, auch in Hessen vorbildlich. Aber auch hierbei blieb man nicht stehen. Die Ereignisse der Reformation und des dreißigjährigen Krieges hatten sich dem Zeitalter so tief eingeprägt, daß sie, wie in der Lyrik und besonders den historischen Volksliedern, bald auch im Drama wiederklangen. Auch formell war ein Fortschritt erkennbar. Während die älteren Schulkomödien ausschließlich in lateinischer, zuweilen gar in griechischer Sprache geschrieben waren, begann man im 17. Jahrhundert deutsche Inhaltsangaben in poetischer Form (argumentum) vorauszuschicken oder gar die Zwischen- und Nebenspiele in deutscher Sprache wiederzugeben, um das nicht sprachkundige Volk als Zuschauer heranzuziehen. Hierdurch wurde der Zwiespalt, der bisher zwischen der Volks- und gelehrten Bühnendichtung bestanden hatte, einigermaßen beseitigt.

Ein solches zweisprachiges Stück scheint bereits um 1570 am Kasseler Hofe entstanden zu sein. Es ist das Drama vom Bauernkriege, eine Dichtung von 1322 Versen, ohne Titel und ohne unmittelbare Angaben über den Verfasser sowie Zeit und Ort der Herkunft, die 1893 herausgegeben worden ist[1]. Es ist das erste wirkliche Geschichtsdrama der deutschen Litteratur, ein Vorläufer der 1625 erschienenen Martin Rinckartschen Tragödie vom Bauernkrieg, die den Vergleich mit dem hessischen Stücke übrigens nicht aushält. Die Handschrift muß einst im Besitz des Landgrafen Moritz gewesen sein, der sie im Jahre 1602 zu einem Eintrag über eine Prüfung seines Sohnes Otto durch Marburger Professoren benutzte. Otto, der begabte älteste Sohn des Landgrafen (er lebte von 1594—1617), nach dem das Kasseler Ottoneum benannt war, bezog 1602 in sehr jungen Jahren die Marburger Hochschule und hatte vorher eine Reifeprüfung abzulegen[2]. Bei dieser Gelegenheit scheint das Stück von dem Prinzen und seinen übrigen Genossen zur Aufführung gelangt zu sein. Solche dramatische Aufführungen durch fürstliche Kinder, aus Anlaß von Hochzeiten[3], Geburtsfesten, Kindtaufen, besonders aber von Hochschulprüfungen waren in jener Zeit nicht selten. Man hielt sie für ein treffliches Bildungsmittel, die adligen Zöglinge der Hofschulen in das gesellschaftliche Leben einzuführen, ihre Scheu und furchtsame Schamhaftigkeit vor älteren Leuten oder größeren Zusammenkünften zu besiegen und sie zugleich zum Lateinsprechen heranzubilden. So gelangte unter dem oben erwähnten Landgrafen Georg II. am hessischen Hofe in Marburg im Jahre 1641 ein auf den dreißigjährigen Krieg bezugnehmendes Stück (also gleichfalls historischen Inhalts) in deutscher, lateinischer, französischer und spanischer Sprache, betitelt

---

[1] Vgl. Diemar in der Ztschr. f. Hess. Gesch. Bd. 28, S. 354 ff. — Vgl. auch Lynker, Gesch. des Theaters und der Musik in Kassel, S. 229—235.

[2] Vgl. Diemar, aao. S. 327.

[3] Z. B. wurde bei der auf dem Schlosse Wilhelmsburg zu Schmalkalden 1597 gefeierten Hochzeit einer Schwester Moritzens eins seiner eigenen Stücke „Esther“ von Kasseler Hofschülern zur Aufführung gebracht.

‚Germania‘[1]) zur Aufführung. Anlaß dazu bot eine in Gegenwart der landgräflichen Familie und etwaiger Angehöriger der Zöglinge vorgenommene Prüfung an der 1634 am dortigen Hofe gegründeten Hofschule. Darsteller der lateinischen Scenen waren die Kinder des Landgrafen, die Prinzen Ludwig und Georg (11- bezw. 8jährig) sowie vier Töchter, ferner mehrere adliche Knaben, ein kleines Edelfräulein und ein bürgerlicher Zögling. Der Löwenanteil bei dem Stücke fiel dem ältesten Sohne des Landgrafen, Ludwig, zu, der nicht nur zwei Rollen zu spielen, sondern auch Prolog und Epilog zu sprechen hatte. Die Rollen der größtenteils hochdeutsch geschriebenen Zwischenspiele fielen den ‚Nobiles, Praeceptores et Informatores‘ zu. Der Gebrauch so verschiedener Sprachidiome in dem Stücke darf uns übrigens bei dem Sprachenwirrwarr des 30jährigen Krieges nicht Wunder nehmen. Er findet sich wahrscheinlich zuerst bei Frischlin in seinem ‚Julius redivivus‘ und wurde auch von dem sprachkundigen Landgrafen Moritz in seinen Dramen geliebt. Der Verfasser der ‚Germania‘ ist vermutlich in dem derzeitigen Prinzenerzieher Johannes Mylius aus Biedenkopf (1612—1680) zu suchen, der auch die ein Jahr später geschriebene und von Schülern des Marburger Pädagogiums gespielte Bearbeitung einer Frischlinschen Komödie Fraw Wendelgarth verfaßt haben wird.[2])

Neben dieser gelehrten Dichtung geht ein letzter Rest bürgerlicher, volksmäßiger Dichtung. Diese wurde durch die berufs- und erwerbsmäßige Thätigkeit der englischen Komödianten und durch die Zugeständnisse, die man bei Aufführüng gelehrter Bühnendichtung dem schaulustigen Publikum machte, immer mehr bedroht. Einen Hauptvertreter fand die durch Hans Sachs, Fischart u. a. vertretene bürgerliche Richtung in einem Hessen, der freilich nur den geringsten Teil seines Lebens in seiner hessischen Heimat zugebracht hat: in Wolfhart von Spangenberg[3]), dem Enkel und Sohne zweier geist-

[1]) Vgl. J. W. Goedeler: Ein Marburger Dramatiker des 17. Jahrh. Marb. Diss. 1892. — Ferner Rommel, aao. VIII, S. 3. Anm. 4. Gervinus, Gesch. d. deutschen Dichtung, 5. Aufl. III, 119.

[2]) Vgl. Goedeler, aao. S. 72 ff.

[3]) Fehlt bei Strieder. — Vgl. Scherer in den Straßb. Studien, I. S. 374, ferner Gesch. des Elsaß S. 317, u. Anz. f. deutsch. Altert. I, 197.

licher Liederdichter, des Johann und Cyriakus Spangenberg. Geboren zwischen 1570 und 1575 in Mansfeld in Niederhessen, kam er 1577 mit seinem Vater nach Straßburg, dann nach Schlitz und Bacha und von da wieder nach Straßburg. Von seinem Vater Cyriakus tüchtig geschult und mit dessen litterarischen und dichterischen Neigungen früh vertraut, bezog er die Universität Tübingen, wo er 1591 Magister ward. Seit 1599 lebte er in Straßburg, ward dort Neujahr 1601 in die Zunft der Meistersänger aufgenommen, Konrektor dortselbst und später Pfarrer in Buchenbach bei Künzelsau, wo er wahrscheinlich 1637 starb. Wolf von Spangenberg gehörte der 1538 in Straßburg gegründeten Akademie an, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine lebhafte Wirkung auf die deutsche Bühne ausübte. Die lateinischen und griechischen Aufführungen der Akademie veranlaßten ihn, für die zahlreich herbeiströmenden Zuschauer, die nicht Lateinisch konnten, antike und neuere Dramen ins Deutsche zu übersetzen. So übersetzte er 1603 den „Jeremias“ des Thomas Naogeorgus, 1604 die „Alcestis“ des Euripides, 1605 „Hekuba“, 1606 „Simson“ und „Saul“, alle drei nach unbekannten Autoren. Dabei liebte er es, Zusätze mit eignen Gedanken und Lieblingsgestalten einzuflechten. Bald wagte er es auch, als selbständiger Dichter aufzutreten, freilich nicht, ohne die Nachahmerschaft Fischarts erkennen zu lassen, dem er manches in der Form abgesehen hatte. So schuf er zur Aufführung durch die Meistersänger 1608 sein Lustspiel „Geist und Fleisch“, während er mit seinem ein Jahr früher erschienenen Reimgedicht „Gamskönig“[1]) den Bahnen der allegorisch-satirischen Tierdichtung folgte, einem Mittelding zwischen Tierepos und Fabel, die in jener Periode durch Fischarts „Flöhhatz“, Rollenhagens „Froschmeuseler“, des Hessen Christoph Fuchs „Ameisen- und Mückenkrieg“ (von dem weiter unten die Rede sein wird) u. a. vertreten ward. Für seine Freunde schrieb Spangenberg eine Anzahl Gelegenheitsgedichte zum Namenstag und andern Festlichkeiten, die viel Beifall fanden, 1611 unter dem Titel „Anbind- und Fangbriefe“ erschienen und 1623 und 1636 wieder gedruckt wurden. Durch seine Berufung nach Buchenbach wurde er den Straßburger dich-

[1]) Ausg. von Martin in der Elsäss. Litt. Denkm. IV.

terischen Vereinigungen entrissen, doch führten die Meistersänger noch 1623 seine drei Werke „Glückswechsel“, „Mammons Schuld“ und „Wie gewonnen, so zerronnen“ auf, während die Beziehungen zur Straßburger Akademie sich gelöst zu haben schienen. Spangenbergs Begabung ist nicht gering anzuschlagen. Seinen Dichtungen fehlt es nicht an Volkstümlichkeit und Lebensfrische. Er besitzt keine ausgesprochene Originalität, aber einen tiefen, kernigen Humor und eine starke Gestaltungskraft. Scherer hat zuerst auf den Einfluß Opitzens in seinen späteren Werken aufmerksam gemacht[1]) und ihm zur verdienten Anerkennung in der heutigen Litteratur verholfen.

So wichtig die von außen kommenden Einflüsse für die Entwicklung des deutschen Dramas waren, so kam man doch anfangs über die Nachbildung und Übersetzung fremder Vorbilder nicht hinaus. Man entlehnte und übersetzte aus dem Italienischen (Guarini, Tasso), Französischen (Corneille, Molière, Pradon) und Holländischen, merkwürdigerweise aber fast gar nicht aus dem Englischen. In Hessen fanden besonders die italienischen Dichter großen Anklang. Den Mittelpunkt dieser Interessen bildete Landgraf Moritz der Gelehrte, der den Stoff für seine ritterlichen Schauspiele den romantischen Dichtungen Tasso's und Ariost's entnahm. 1605 berief er den ersten Professor der neueren Sprachen, Catharinus Dulcis[2]) aus Savoyen, nach Marburg, den Verfasser eines umfangreichen italienischen Sprachwerkes: Schola Italica in qua praecepta bene loquendi facili methodo proponuntur etc., der 1618 auch Torquato Tassos „Aminte“ in französische Prosa übersetzte. Durch ihn mögen die Interessen für die italienische Litteratur am meisten gefördert worden sein. Schon 1616 hatte der oben erwähnte Peter Elias Schröter in Marburg die Fabel seiner Komödie einem italienischen Stücke entnommen. Noch früher, 1580, hatte ein anderer Hesse, über dessen Leben sonst nicht viel bekannt ist, Johann Christoph Fuchs[3]) aus dem Schmalkaldischen, seinen „Ameisen- und Mückenkrieg“[4]) erscheinen lassen,

---

[1]) Anz. f. deutsch. Altert. I, 195.

[2]) Vgl. „Sein Leben, von ihm selbst beschrieben,“ herausg. von F. Justi. Marb. 1899.

[3]) Fehlt bei Strieder.

[4]) Ausg. Schmalkalden, 1580. — Neuherausg. von Genthe (1833).

eine Bearbeitung des komischen, in sogenannten maccaronischen (d. h. aus lateinischen und italienischen Wörtern gemischten) Versen geschriebenen Gedichtes 'Moscaea' des Italieners Teofilo Folengo. Es war dies freilich keine besonders glückliche Wahl, da der Hauptreiz des Originals in der burlesken Form lag, die der Bearbeiter notwendigerweise aufgeben mußte. Doch scheint die deutsche Bearbeitung zu ihrer Zeit sehr beliebt gewesen zu sein, da von 1580—1600 drei Ausgaben erschienen, und 1612 eine neue Bearbeitung von dem Pfarrer Balthasar Schnurr unternommen wurde. Noch bezeichnenderen Ausdruck fand diese Pflege des Italienischen durch eine Dame, Prinzessin Elisabeth[1]), die Tochter des Landgrafen Moritz. Durch die Fürsorge ihres Vaters erhielt sie teils durch besondere Lehrer, teils als Schülerin des collegium mauritianum eine sorgfältige und umfassende wissenschaftliche Erziehung. Sie lernte Lateinisch, Spanisch, Italienisch, Französisch, Geometrie und Dialektik. Ihre Fertigkeit im Italienischen hat sie durch eine große Anzahl von Gedichten bewiesen, die im Wert über den gewöhnlichen Schul- und Übungspoesien stehen. So bewahrt die Kasseler Landesbibliothek von ihr in Abschrift 200 Madrigale und 16 Kanzonen unter dem Titel: Il primo et il secondo libro di Madrigali movamente composti della Serenissima Principessa et Signora Elisabetha Landgravia di Hassia, von denen 9 bei Rommel (VI, S. 379—81) und 7 in einem Festprogramm des Collegium illustre Carolinum zu Kassel (1767) gedruckt sind. Auch übersetzte sie ein dramatisches Schäfergedicht Contarinis, dessen Handschrift (von eigener Hand) gleichfalls die Kasseler Landesbibliothek aufbewahrt. Ferner sind von ihr gedruckt in deutscher Sprache: „Gottselige Gedanken über verschiedene trostreiche Sprüche göttlicher heil. Schrift in Reimen gesetzt" (Kassel, 1763?) und ein „Morgengebett, alle Tage zu sprechen"[2]), wodurch sie sich den fürstlichen geistlichen Liederdichterinnen ebenbürtig anreiht.

Den würdigsten Vertreter italienischer Übersetzungskunst nicht nur in Hessen, sondern überhaupt in Deutschland,

---

[1]) Vgl. Rommel, aao. VI, S. 349—354.

[2]) Vgl. Monumentum sepulcrale Mauritiani etc. S. 286/87.

finden wir in Dietrich von dem Werder[1]), dem ersten Übersetzer des Tasso in deutscher Sprache, dem großen Vorläufer der Opitzianischen Reformen. Dietrich von dem Werder wurde am 17. Januar 1584 zu Werdershausen in Anhalt geboren. Da in Kassel am Hof des Landgrafen Moritz ein naher Anverwandter, Hans von Bodenhausen, als Hofmeister und Vorsteher der fürstlichen Hofschule weilte, so wurde Werder in früher Jugend diesem zur Erziehung übergeben. Landgraf Moritz nahm Werder zum Kammerpagen an, und es ist begreiflich, daß unter den Augen dieses Fürsten die Geistes- und Körperkräfte des Jünglings aufs reichste ausgebildet wurden. Später bezog er die Universität Marburg, um Rechtswissenschaft und Theologie zu studieren, unternahm nach beendigten Studien eine Reise nach Frankreich und Italien, lernte auf dieser wahrscheinlich die Werke Petrarkas, Ariostos und Tassos kennen und eignete sich jene umfassenden Sprachkenntnisse an, die ihn später zu seinen Übersetzungen befähigten. Nach seiner Rückkehr wurde er als Kammerjunker und Stallmeister am Kasseler Hof angestellt, später Geheimer Rat, Oberhofmarschall, Ephorus des collegium mauritianum und Prinzenerzieher. 1622 verlor er die Gnade seines Fürsten und zog sich auf seine Güter im Anhaltischen zurück, wo er in stiller Abgeschiedenheit seiner Familie und den Wissenschaften und Künsten lebte. 1631 schenkte ihm Gustav Adolf ein schwedisches Fußregiment, als dessen Oberst er bis zum Prager Frieden an allen bedeutenden Kämpfen teilnahm. Im Jahre 1635 nahm er seinen Abschied und widmete seine Dienste teils dem Fürsten von Anhalt, teils den Wissenschaften, denen er selbst im Getümmel des Krieges treu geblieben war. Er starb 1635 auf seinem Gute Reinsdorf, hochangesehen als Mann des Schwertes wie der Feder. Unter den Lehrern Werders ist der berühmte Rudolf Goclenius der Ältere hervorzuheben, der zuerst (1575—1581) als Rektor des Pädagogiums in Kassel, seit 1581 in Marburg als Professor der Physik, später auch der Logik, Mathematik und Ethik wirkte. Es läßt sich denken, daß der belebte geistige Verkehr

[1]) Vgl. Witkowski: Dietrich von dem Werder. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 17. Jahrh., Leipz. 1887. — Lemcke: Von Opitz bis Klopstock. Leipz. 1882, S. 161 ff.

an Moritzens Hof dem jungen Werder ästhetische und litterarische Anregungen in reichster Fülle geboten haben, und es ist naheliegend, daß ihm am Kasseler Hof zuerst das Verständnis für die Schönheiten der italienischen Sprache aufging, daß, wenn auch nicht die Anregung von hier ausging, doch der Grund zu seinen Übersetzungen hier gelegt wurde. Auf deutsches Dichten und eigenes Schaffen in deutscher Sprache freilich mag ihn mehr Fürst Ludwig von Anhalt, der geistesverwandte Freund des Landgrafen, hingelenkt haben, der als Begründer der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ mit ganzer Seele der deutschen Sprache zugethan war, während, wie wir wissen, bei Moritz die deutsche Sprache leider nicht im Vordergrund seiner Interessen stand Bestätigt wird jene Annahme dadurch, daß Werder bis 1622 nichts gedichtet hat. Eine Wendung tritt für ihn 1620 durch seine Aufnahme in die „Fruchtbringende Gesellschaft“ ein, der er fortan als eins der eifrigsten Mitglieder unter dem Namen des „Vielgekrönten“ angehörte.

Das reiche litterarische Leben, welches in Italien aufblühte und in den zahlreichen Akademien seinen sichtbaren Ausdruck fand, machte auf Deutschland damals lebhaften Eindruck. Vor allem bewunderte man die Leichtigkeit in der Behandlung der Formen und das sinnreiche Spiel des Witzes, das der phantasiearmen deutschen Litteratur gänzlich fehlte. Petrarka, Ariost und Tasso waren die Sterne, die am meisten Bewunderung erregten. Als der leuchtendste von diesen dreien schien Tasso am Dichterhimmel der damaligen Zeit. Kaum war seine ‚Gerusaleme liberata‘ bekannt geworden, so verbreitete sich sein Dichterruhm durch ganz Europa, und wie kein zweiter wieder wurde er von der Mitwelt gefeiert. In alle Erdteile Europas verbreitete sich die Dichtung unglaublich schnell. Von 1584 bis zum Jahre 1600 ward sie ins Lateinische, Spanische, Französische, Englische, in jede Sprache gleich mehrmals übersetzt. 1618 folgte sogar eine polnische Übersetzung, und nur Deutschland fehlte noch. Die Häupter der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ suchten diese Lücke auszufüllen und die Dichtung auch der deutschen Litteratur zu gewinnen. Aber man fand lange keinen, der die Aufgabe hätte übernehmen können. Da entschloß sich Dietrich von dem Werder, vorbereitet durch sorgfältige Studien, diese Aufgabe zu übernehmen und vollendete sie 1624. Aber noch

zwei volle Jahre vergingen, bis das Werk erschien, „wegen der langsamen außarbeitung der Kupfferstücke“, wie der Dichter in der Vorrede sagt. So fällt das Gedicht anscheinend zwei Jahre nach Opitzens Poetik. Dieser hatte in seiner Poetik die Einführung antiker Quantitätsgesetze als unerträglich für die deutsche Sprache erkannt, statt des Hexameters den Alexandriner und überhaupt Nachahmung der Franzosen in der Form empfohlen. Werder hatte inzwischen von den Reformbestrebungen Opitzens Kunde erhalten, trotzdem aber mochte er nichts daran ändern, und sein Vorbild wurde nicht Opitz, sondern blieb Tobias Huebner[1]), ein Hauptmitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, der die ersten Regeln für eine neue, formal geregelte deutsche Dichtung aufgestellt und sie in einem Übersetzungswerk „Bartas“ zur Anwendung gebracht hatte. Das Prinzip, von dem er ausging, war der denkbar genauste Anschluß an die Form, und denselben Grundsatz finden wir auch in Werders Tassoübersetzung wieder. In der interessanten Vorrede giebt Werder Rechenschaft über sein Verhältnis zu den metrischen Vorschriften Opitzens. Er fürchtet, daß die Verstöße gegen die Gesetzgebung Opitzens „einen oder andern ergern oder eckeln“ könnten, ein Beweis, welchen Einfluß die Opitzische Poetik in sprachlicher und metrischer Hinsicht damals auf die Dichter ausübte. Er entschuldigt sich damit, daß das Werk seine Erstlingsarbeit sei' und teilt zugleich Proben einer neuen „großen, selbständigen Dichtung von der Herrlichkeit Christi“ mit, in der er den Anforderungen der Regeln des „Martinus Opitius, des Fürsten aller teutschen Poeten,“ besser zu entsprechen versprach. Noch mehr, als Opitz verlangte, lehnte sich Werder im Tasso an das Romanische an. Er ist der erste, der die italienische Stanze in die deutsche Litteratur eingeführt hat, die dann durch Harsdörffer und Brockes und späterhin durch Goethe und die Romantiker bekannt geworden ist. Als Vers ist der Alexandriner gewählt, und zwar so, daß Zeile 1, 3, 5 7, 8 männlich, und 2, 4, 6 weiblich einander reimen. Diese „sehr schwehre dreyfache und dazu geschrenckte durchs ganze Werk außgeführte“ Art der Strophenform ist mit der größten Genauigkeit beibehalten. Nicht ein einziger Vers findet sich,

[1]) Vgl. Witkowski, aao. S. 3—22.

der eine größere oder kleinere Silbenzahl hätte, nirgends ist gegen die Cäsur gefehlt, und der Zusammenfall von Arsis und betonter Silbe fast überall beobachtet, so daß oft ganze Seiten sich mit ebenso wenig Anstoß wie Opitzische Verse lesen lassen. Noch bedeutender ist die Sprachgewandtheit Opitzens in der Bildung des Reims, der Ottave rime. Wenn man bedenkt, wie er die Schwierigkeit des dreimaligen Gleichklangs und des strengen Wechsels männlicher und weiblicher Verse überwindet, wie arm damals die Sprache an poetischen Bildern, wie steif die Flexion und wie gering der Wortschatz war, so ist dieses Verdienst nicht hoch genug anzuschlagen. Werders Metrik beruht, wie gesagt, ausschließlich auf Huebners Prinzipien, dem er sich auf das engste anschloß. Der Umstand aber, daß Werders Übersetzung zugleich auch den meisten Vorschriften von Opitzens Poetik entspricht, beweist, daß das „Buch von der deutschen Poeterey" nur das theoretisch festgesetzt hat, was in einem poetischen Werke schon vorher praktisch durchgeführt war. So ist Dietrich von dem Werder nicht ein Schüler, sondern, wie Weckherlin in Schwaben, ein wichtiger Vorläufer der Opitzischen Schule, so sehr er auch selbst wieder von seinem großen Vorbild Huebner abhängig sein mag. In der zweiten Auflage des „Befreiten Jerusalem", die 25 Jahre später erschien, war er dann ganz Opitzianer geworden: er beseitigte alles, was nicht dem Wortlaut der Poetik entsprach. Dadurch gewann die Dichtung wohl an äußerer Glätte, aber an dichterischem Wert steht sie jener bei weitem nach. An unzähligen Stellen ist, dem Diktator Opitz zuliebe, der Sinn geändert, oft in einer Weise, daß man das frühere Werk kaum wieder erkennt. Sechs Jahre nach dem Erscheinen des „Befreiten Jerusalem" begann er eine neue Übersetzung. Schon die Wahl des Stoffes ist in jener Zeit der schulmäßigen Dichtung ein Verdienst für Werder. Die Bewunderung, welche Ariost's ‚Orlando furioso' damals genoß, und die beifällige Aufnahme, welche seine erste Übersetzung gefunden, regten ihn zur Bearbeitung dieses neuen, volkstümlichen Stoffes an. Im Jahre 1632 erschienen die drei ersten Gesänge unter dem einfachen Titel: „Drey Gesänge vom Rasenden Roland". Der Erfolg scheint auch bei diesem Werk anfangs nicht ausgeblieben zu sein, da in den nächsten vier Jahren noch drei Abteilungen erschienen, welche

die Übersetzung des vierten bis einunddreißigsten Gesanges enthalten. Dann muß der Beifall des Publikums oder die Lust des Dichters nachgelassen haben, denn die weiteren Fortsetzungen hörten auf, ohne daß die Arbeit zum Abschluß gebracht war. Dieses neue Werk übertrifft bei weitem Werders Tassoübersetzung. Er verzichtete diesmal auf die schwierige Stanzenform und wählte vier Paar einfach gereimte Alexandriner, in denen weibliche und männliche Reime regelmäßig abwechselten. Werders „Rasender Roland" ist unter allen epischen Dichtungen, welche von Fischarts Tode bis auf Haller und Hagedorn erschienen, ohne Zweifel die beste, obwohl es nur eine Übersetzung ist. Sie ist unter den spärlichen Erzeugnissen der epischen Poesie jenes Zeitraums das einzige, aus welchem uns eine frische Ursprünglichkeit entgegenweht, und das noch heute recht gut lesbar ist. Vielleicht hängt diese Frische und Unmittelbarkeit damit zusammen, daß das Werk nicht in der Stille des Studierzimmers, sondern auf Werders mannigfachen Gesandtschaftsreisen und Kriegszügen in freien Augenblicken entstanden ist. Das dritte und letzte Übersetzungswerk Werders war ein Roman des Venetianers Giov. Franc. Loredano, betitelt ‚La Dianea', der 1636 entstand und bis 1653 in zwanzig italienischen Auflagen verbreitet war. Ins Französische wurde er 1641 übersetzt und 1644 von Werder zum erstenmal ins Deutsche. Auch diese Übersetzung Werders scheint bei seinen Zeitgenossen Anklang gefunden zu haben, denn lange nach seinem Tode, 1671, erschien noch eine neue Auflage. Werders Geschmack hatte sich mit seinen zunehmenden Jahren nicht verbessert. Das konnte man schon 1651 an seiner zweiten Tassoausgabe, mehr noch an dieser neuen Arbeit bemerken. Auch hier schloß er sich aufs genauste an sein Original an, aber nicht, ohne die deutsche Sprache durch Nachahmung der italienischen Formen aufs schlimmste zu vergewaltigen. Trotz dieser späteren Irrungen und Neigungen zum Geschmacklosen nimmt Werder in der Geschichte der deutschen Übersetzungskunst vor den Romantikern die erste Stelle ein und ist ein würdiger Vorgänger dieser.

Von der Liebe zu Tasso und Ariost ging Werder zur Übersetzungsthätigkeit, von dieser zu eigenem Schaffen über. Seine selbständigen Dichtungen sind an Zahl nicht unbedeutend, aber von geringem Umfang und erheben sich, bis auf eine

unvollendete, nicht über die Gelegenheitspoesie damaliger Zeit. Die einzige Schöpfung, die von größerem Wert gewesen wäre, und die zwischen das Erscheinen seiner beiden ersten Übersetzungen fällt, ein biblisches Epos „Von der Herrlichkeit Christi", ist verloren gegangen mit Ausnahme der 236 Verse, die er in der Vorrede zum „Befreiten Jerusalem" veröffentlichte. Es sollte eine großartige Schilderung des Lebens und Sterbens des Heilands und der Erlösung der Menschheit bieten, und stellt sich so als ein Vorläufer der großen Messiade Klopstocks dar. Von dieser epischen Dichtung, die sicher die bedeutsamste Leistung des 17. Jahrhunderts auf dem Gebiet der biblischen Poesie gewesen wäre, ging Werder zur geistlichen Lyrik über, nach dem Vorbild eines Opitz, Fleming u. a., freilich ohne hier tiefere Spuren zu hinterlassen. Seine 1631 erschienenen „100 Klinggedichte (Sonette) vom Krieg und Sieg Christi" sind nichts als eine inhaltlose Spielerei mit den zwei, unzählige Male wiederholten Worten „Krieg und Sieg". Die Vorbilder zu dieser Kunstspielerei fand er in der italienischen Sonettendichtung, wo sie seit den ältesten Zeiten beliebt waren[1]), die Stoffe zu den je 50 Sonetten im Alten und Neuen Testament. Trotz ihres geschmacklosen Wortgeklingels und nichtssagenden Inhaltes fanden die 100 Sonette einen gewissen Erfolg, denn schon nach zwei Jahren erschien eine zweite, unveränderte Auflage. Nachahmung hat diese Spielerei in der Litteratur nicht gefunden. Ein Jahr später (1632) erschien von ihm eine poetische Bearbeitung der Bußpsalmen, eine der beliebtesten Aufgaben, die sich geistliche und weltliche Dichter seit Jahrhunderten gestellt hatten. Besonders, als die Not des Dreißigjährigen Krieges hereinbrach, wandte sich alles dieser Dichtungsgattung zu und suchte darin Kraft und Trost. So erschienen kurz aufeinander von drei der bedeutendsten Dichter jener Zeit, von Fleming (1631), Werder (1632) und Opitz (1634) solche Bearbeitungen, von

---

[1]) Vgl. Welti, Gesch. des Sonettes in der deutschen Dichtung. Leipz. 1884. S. 77 Anm. — In der deutschen Litteratur wurde das Sonett zum erstenmal 1556 von Fischart gebraucht (Arch. f. Litt.-Gesch. IX, 4), erhielt durch Opitz vorherrschende Stellung, verfiel dann der Verachtung und kam erst durch Bürger und die Romantiker wieder zu Ehren.

denen übrigens die Werders weit über den beiden andern steht, besonders über der breiten Ausarbeitung Opitzens. Auch hier zeigt sich die große Formgewandtheit Werders in den mannigfachen, zum Teil schwierigen Strophenformen. In der Silbenzählung ist er, wie auch in seinen Sonettendichtungen, durchweg Anhänger des Opitzischen accentuierenden Systems. In seinen letzten Lebensjahren wandte sich der Dichter ausschließlich der religiösen Poesie und besonders Todesbetrachtungen zu. Vier Jahre vor seinem Tode (1653) gab er 24 „Freudenreiche Trostlieder und trostreiche Freudengesänge“ heraus, die für den Gesang bestimmt waren, von denen eins (vielleicht auch mehrere) Aufnahme in die lutherischen Gesangbücher fand. Doch ist, abgesehen von der religiösen Gesinnung, nicht viel Erfreuliches an den Liedern zu entdecken. Von seinen Werken mögen uns heute nur noch seine Tasso- und noch mehr seine Ariostübersetzung ästhetische Befriedigung gewähren. Werders Verdienst um die deutsche Litteratur beruht zwar vorwiegend auf der Förderung des Formalismus, aber es erscheint uns ungerecht, wenn Litterarhistoriker wie Scherer und Vilmar seines Namens überhaupt nicht, oder nur mit drei Worten Erwähnung thun. Der Litterarhistoriker darf nicht nur den ästhetischen Maßstab bei Werder anlegen, er hat vor allen die äußeren Umstände in Betracht zu ziehen, unter denen der Dichter damals schrieb. Und von diesem Standpunkt aus gebührt ihm, trotzdem er, wie Lemcke[1]) richtig betont, mehr ein empfangender, kein selbstschaffender Dichter war, ein Platz neben den besten Dichtern seiner Zeit, einem Huebner, Weckherlin, Fleming und Opitz.

Im direkten Gegensatz zu Dietrich von dem Werder steht ein kleinerer Dichter, der nur der Kuriosität wegen erwähnt zu werden verdient. Es ist ein gewisser Heinrich Kornemann, der, wie er selbst in seinem ‚templum naturae historiarum‘ sagt, aus Kirchhain stammt, und sich als Dr. jur. bezeichnet. Über sein sonstiges Leben ist nichts bekannt. Ob er ein öffentliches Amt bekleidet hat, bezweifelt Strieder, sein einziger Gewährsmann. Kornemann wandelt noch ganz in den alten

---

[1]) Lemcke, aao. S. 165.

Bahnen, ohne eine Ahnung von den kommenden metrischen Reformen zu haben. In seinem 1614 herausgegebenen Buche ‚Mons Veneris' kennt er noch keinen andern Vers, als den klappernden Knittelvers, der, aus der vollklingenden mittelhochdeutschen Sprache übernommen, sich im Neuhochdeutschen noch eine Zeit lang hielt, besonders unter Hans Sachs, aber dann wegen seines ungefügen Rhythmus der Verachtung verfiel und schon im 17. Jahrhundert „Knittelvers" genannt wurde. Dazu kommt bei Kornemann noch der unerträgliche Widerspruch zwischen Wort- und Satzaccent, den wir schon in den deutschen Poesien Landgraf Moritzens kennen gelernt haben. So entstehen z. B. folgende wunderliche Verse bei Kornemann:

„Nun will ich aber heben an,
Vom Tanhäusser wöllen wir singen,
Und was er wunders hat gethan
Mit Fraw Venussinnen."

Einiges kulturgeschichtliche Interesses haben von dem ganzen Machwerk höchstens zwei in volkstümlichem Ton gehaltene Gedichte, das Lied vom Tannhäuser (S. 127 ff.) und das Lied von der Kirmes zu Besse (S. 305 ff.).

Der Renaissancestil blieb im 17. Jahrhundert im allgemeinen auf die Lyrik beschränkt, und hier wieder auf die stark überwiegende Hof- und Gelegenheitsdichtung. In ästhetischer Hinsicht bietet die Renaissancelyrik wenig Erfreuliches. Völlige Abkehr vom Volksmäßigen, große Gedankenarmut, Geziertheit und Schwülstigkeit im Stil, höfische Kriecherei und Schmeichelei sind die Hauptkennzeichen dieser neuen Lyrik. Man dichtete selten aus innerem Beruf, sondern betrachtete die Muse als „Genossin seiner Nebenstunden" (Hagedorn). Eine Kritik und kritische Zeitschriften gab es noch nicht, statt dessen pflegte man den Büchern gereimte Lobeshymnen gefälliger Kollegen mit auf den Weg zu geben, und sich in geschmacklos übertriebener Weise in den Himmel zu erheben. Auch auf Bestellung zu festlichen Anlässen ward ungeheuer viel fabriziert.

Die einzige Gattung, die sich aus diesem Wust von Lyrik angenehm abhob, war das Kirchenlied, das seit dem Dreißigjährigen Kriege eine gewisse Blütezeit erreichte. Es war natürlich, daß durch die Greuel dieses Krieges, der ganz

Deutschland furchtbar mitgenommen hatte, sich die Gemüter der frommen Dichtung zuwandten, um hier Trost und Kraft zu suchen. Obgleich die meisten Liederdichter noch der alten volkstümlichen Manier huldigten, konnten sie sich doch schwer dem Einfluß der Renaissancepoesie entziehen. Die Dichter, die den neuen Bahnen folgten, gingen von Paul Gerhardt, dem größten protestantischen Liederdichter aus. Sprache und Versmaß wurden sorgfältiger behandelt, und der Inhalt bekam mehr subjektive Färbung. In Hessen wurde die religiöse Lyrik in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges fast ausschließlich und mit großem Eifer gepflegt. Eine Menge der besten Kirchenlieder sind aus Hessen hervorgegangen. Neben Dietrich von dem Werder sind hier hauptsächlich Andreas Heinrich Buchholtz, Josua Stegmann, Joh. Balthasar Schuppius und Michael Moscherosch zu nennen.

Buchholtz, der erste deutsche Horazübersetzer (Rinteln 1639), wurde 1607 im Braunschweigischen geboren, studierte in Wittenberg Theologie, war Konrektor in Hameln, Rektor in Lemgo, kam von dort, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Rinteln, hielt dort Vorlesungen, wurde 1641 dort zum Professor der Philosophie und Dichtkunst ernannt und 1663 als Superintendent und Hofprediger nach Braunschweig berufen, wo er 1671 starb. 1640 gab er nach der damaligen Mode eine poetische Bearbeitung der Psalmen Davids heraus, die später als erster Teil seiner „Geistlichen Teutschen Poemata" (1651) aufgenommen wurden. Der zweite Teil dieser Sammlung enthält größere religiöse Gedichte, z. B. eine gereimte Kirchengeschichte mit breiten, prosaischen Stellen. Das beste ist sein Gedicht „Christliche Weihnachtsfreude und herzlicher Friedenswunsch" (1643), das mit echter religiöser Begeisterung geschrieben und auch durch die Form bemerkenswert ist, da es in der von Werder eingeführten Stanze verfaßt ist. Überhaupt ist Buchholtz in der Form schon ganz der neuen Schule gefolgt. Seine Kirchenlieder, die in den 1663 erschienenen „Christlichen Hausandachten" stehen, sind ohne Bedeutung, obwohl einige von ihnen in die Gesangbücher übergegangen sind.

Stegmann (1588—1632), aus Sulzfeld bei Meiningen gebürtig, studierte in Leipzig und wurde dort 1616 Magister. Bald darauf (1617) berief ihn Graf Ernst von Hessen-

Schaumburg zum Superintendenten der Grafschaft Schaumburg und ersten Professor am Gymnasium zu Stadthagen. 1621, nach Begründung der Universität Rinteln, wurde er dort Professor der Theologie, 1625 Ephorus über die Geistlichkeit der Grafschaft Schaumburg. Er starb am 8. August 1632 an einem hitzigen Fieber. Stegmann hat sich als einer der ersten die Opitzschen Neuerungen zu nutze gemacht. In Sprache und Versmaß ist er ganz von ihm abhängig, aber er ist inniger in seinem Glauben und seine Gedichte erwecken im Vergleich zu den trockenen Versen Opitzens mehr den Eindruck des wahrhaft Empfundenen. Seine Lieder hat Stegmann in verschiedenen Sammlungen (vgl. Koch III, S. 133 ff.) veröffentlicht. Seine ‚Suspiria temporum'[1]), schon vor 1628 gedruckt, wurden 1629 und 1630 zu zwei Büchern erweitert: „Christlich Gebetbüchlein" und „Ernewete Hertzen-Seufzer". Kurz vor seinem Tode 1632 gab er heraus: „Schwanengesang oder Festandachten zur Übung wahrer Gottseligkeit". 1644 veranstaltete Gryphius eine neue Ausgabe der „Hertzen-Seufzer". Eine Anzahl der Stegmannschen Lieder haben Eingang in die Gesangbücher gefunden. Seine bekanntesten Lieder sind: „Ach bleib mit deiner Gnade" und „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ, weil's Abend ist." Stegmann gehört wie Fleming, Rist und Dach zu den Opitzianern, welche den Meister an Begabung weit übertrafen.

Schuppius, geb. 1610 in Gießen, bezog in seinem 15. Jahre die Universität Marburg, unternahm große Reisen, wurde 1635 Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg, übernahm 1643 noch das Predigeramt an St. Elisabeth dortselbst und erhielt 1645 die Würde eines Doktors der Theologie. Im folgenden Jahr wurde er als hessischer Hofprediger und Konsistorialrat nach Braubach berufen und 1648 zu den Friedensverhandlungen nach Münster gesandt, wo er damals die Dankespredigt hielt. Seit 1649 Prediger an der Jakobikirche in Hamburg, starb er daselbst am 26. Oktober 1661. Neben seinen volkstümlichen Schriften erschienen von ihm „Morgen- und Abendlieder" (1655) und „Passions-, Buß-, Trost-, Bitt- und Danklieder" (1655). Die bekanntesten

---

[1]) Vgl. Stip: Hymnologische Reisebriefe, II, 313 ff.

darin sind: „Das walt Gott, so ist diese Nacht“, „Weg, weg mit dir, du schnöde Welt“, „O heilige Dreieinigkeit, du großer Gott der Ehren“. Schuppius ist im Gegensatz zu Stegmann ein erklärter Gegner der Opitzischen Bestrebungen. Er legte mehr Gewicht auf die Worte, als auf die von Opitz geforderte Cäsur, und konnte sich nie entschließen „einer Silbe wegen, dem Opitzio zu Gefallen, einen guten Gedanken und Einfall fahren zu lassen“. Seine meisten Lieder sind frei von dem geschraubten, schwulstigen Stil seiner Zeit und zeichnen sich vorteilhaft durch einen volksmäßigen, zuweilen derben, aber höchst eindringlichen und ergreifenden Ton aus.

Moscherosch, geboren 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, besuchte die Universität Straßburg, erhielt 1624 dort die Magisterwürde, unternahm große Reisen und fungierte seit 1630 als Amtmann an verschiedenen Orten. Seine Thätigkeit in Hessen begann er 1656 als Geheimrat des Grafen von Hanau und Zweibrücken, wurde dann „Rat vom Haus“ im Dienste des Kurfürsten von Mainz und 1664 in gleicher Eigenschaft an den landgräflichen Hof in Kassel berufen. Er starb auf einer Reise zu Worms 1669. Moscherosch ist besonders als Satiriker durch seinen Roman „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittenwald“ bekannt und noch heute in manchen Kreisen deshalb beliebt. Zugleich finden sich in seinem „Philander“ eine Anzahl geistlicher Lieder, die wohl berechtigen, ihn auch unter die Kirchenliederdichter einzureihen. Zu den schönsten, tiefempfundensten Liedern gehören: „Drei Ding sind hübsch“, „Verleih uns Frieden gnädiglich“, eine Erweiterung des Lutherliedes, und das Grablied: „Was pranget ihr auf Erden“.

An die Namen Spener und Francke knüpft sich eine jüngere Bewegung an, welche als die des Pietismus bezeichnet wird. Aus Kurhessen stammen zwei pietistische Liederdichter: Joh. Ludw. Conrad Allendorf und Joh. Christoph Rube. Allendorf, aus Josbach bei Marburg gebürtig, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Gießen, wurde in Halle durch Francke angeregt und 1724 Hofprediger in Köthen. Dort gab er in Gemeinschaft mit einem Freunde, dem Diakonus Lehr daselbst, die „Köthenschen Lieder“ heraus, ein in pietistischen Kreisen sehr geschätztes Gesangbuch, in dem 132 Lieder Allendorf zugeschrieben werden. Zu den besten

seiner Lieder, von denen einige Aufnahme in die Gesangbücher fanden, gehören: „Komm heil'ger Geist, du höchstes Gut", „Das Brünnlein quillt", „Seht, das ist euer Gott, Immanuel, der liebe".

Von Rube ist Geburtsort und -Jahr nicht bekannt. Er muß um 1665 geboren sein, war Licentiat der Rechte, längere Zeit Oberamtmann in Burggemünden im Ohmthale und starb 1746 als Oberamtmann zu Battenberg. Seine ersten Lieder erschienen 1692 in dem Pietistengesangbuch von A. Luppius. Eine Sammlung erschien 1712: „Frühlingsblumen aus der geistlichen Erde", eine weitere 1737: „Poetisch christliche Liedergedanken aus den Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln eines frommen Rechtsgelehrten." Von seinen warmempfundenen Liedern haben eine Anzahl Aufnahme in die Gesangbücher gefunden, wie z. B. „Der Tag ist hin, die Sonne gehet nieder", „Seele, wenn du stets willst ruhn", „Schlaf sanft und wohl, schlaf liebes Kind".

Auch auf dem Gebiet der Prosadichtung sind in diesem Zeitabschnitt eine Anzahl Hessen thätig. Die Renaissancebestrebungen beeinflußten auch den deutschen Prosastil, und, wie in der Lyrik, tritt hier Geschraubtheit und Schwulst der Redewendungen zu Tage. An Stelle der Volksbücher, volksmäßigen Novellen und Schwanksammlungen, die mehr und mehr in den Hintergrund treten, kommen jetzt größere Romane und die sogenannten Schäferromane auf. Die Romanstoffe wurden, wie alle Dichtungen der Zeit, aus der Fremde, besonders aus Frankreich, entlehnt. Man übersetzte und bearbeitete französische Helden- und Liebesgeschichten, vor allen die Amadisromane, spanische Romane von irrenden Rittern und Schelmen, italienische Schäferromane u. s. w. In der ersten Hälfte dieses Zeitraumes wurde vorzugsweise der Heldenroman bearbeitet, der später durch den politischen oder galanten Roman verdrängt wurde. Fast in keinem dieser Romane werden deutsche Verhältnisse geschildert, mit Vorliebe verlegt man die Scenen in fremde Länder, nach Spanien, Italien, Frankreich, Ungarn, ja selbst nach Afrika und Asien. Alle diese Arbeiten, die sich durch eine unerträgliche Breite und Langatmigkeit und gelehrten Prunk auszeichnen, blieben den vornehmen Ständen vorbehalten, drangen höchstens bis zum Mittelstand und wurden besonders von Frauen gelesen.

Nach dem Vorbild des Don Quixote schrieb der uns schon in der religiösen Poesie entgegengetretene Andreas Heinrich Buchholtz seine beiden weitschweifig angelegten Romane „Herkules und Valiska" (1659) und „Herkuliskus und Herkuladisla" (1661), in der Absicht, dadurch die beliebt gewordenen, leichtfertigen Amadisromane zu verdrängen. In den dickleibigen Werken, bei denen man nicht weiß, ob man mehr die Ausdauer dessen, der sie schrieb, oder derer, die sie lasen, bewundern soll, giebt es kaum ein Land, in das uns der Dichter nicht führt, Deutschland, Italien, Griechenland, Syrien, Palästina, Persien, Medien u. s. w. So reich dabei die Romane an blutigsten Begebenheiten sind, so arm ist der Dichter an Erfindung und Motiven. Noch schlimmer steht es um den Vielschreiber Eberhard Werner Happel, dessen zahlreiche Romane große Verbreitung gefunden zu haben scheinen. An seinen Namen knüpfen sich besonders die politischen und galanten Romane, die teils wirkliche, teils erdachte Staatsverhältnisse darstellten, in denen seltsame und willkürlich erfundene Liebesgeschichten eingeflochten waren. Nach seinen eigenen Angaben in seinem „Teutschen Karl" (S. 223), wo er seinen Lebensgang unter dem Namen Kirchbergs darstellt, ist er am 10. August 1647 zu Kirchhain (nicht zu Marburg, wie vielfach in Litteraturgeschichten sich findet) geboren. Seit 1663 studierte er in Marburg zuerst Mathematik und Medizin, später die Rechte („Teutscher Karl", S. 113), verheiratete sich 1679 in Hamburg mit einer Kaufmannstochter (ebenda, S. 171—214), und soll nach mehrfachen Angaben am 15. Mai 1690 in Hamburg gestorben sein. Dem widerspricht aber der Anfang seines „Sächsischen Wittekind", wo I, 28ff. von Ereignissen aus dem Jahre 1691 und 1692 die Rede ist. Er hat sicher noch das Jahr 1694 und wahrscheinlich auch noch das folgende erlebt.[1]) Es kann uns hier nichts daran liegen, seine zahlreichen Machwerke, die er mit Rücksicht auf das je verflossene Jahr verfertigte, und von denen beispielsweise der „Engelländische Eduard" 1600 Seiten umfaßt, alle aufzuzählen.[2]) Sie gehören zu den Dichterwerken,

---

[1]) Vgl. Prutz: Gesch. d. deutschen Journalismus, I, 383.

[2]) Ein Verzeichnis seiner Schriften findet sich in seiner ‚Historia modernae Europae'. — Vgl. auch Erd. Jul. Koch: Kompendium

die heute vor dem Durchlesen am allersichersten sind und uns künstlerisch erschaudern lassen, wenn wir an die Aufgabe denken. Einigen Wert besitzt nur noch sein „Akademischer Roman“ (1690), teils, weil er darin Züge aus dem damaligen Marburger Studentenleben mitteilt, teils aber besonders deswegen, weil er viele einzelne Volkssagen und Schwänke darin erzählt, welche durch ihn der Vergessenheit entrissen wurden.

Neben den historisch-politischen Romanen kamen Abenteurerromane, in denen Landstreicher, Räuber und Schelme die Helden der Handlung bilden, auf und wurden dann durch die sogenannten Robinsonaden in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts abgelöst. Tiefgreifende Wirkung übte unter diesen Abenteurerromanen der nach fremden Mustern, besonders der Schelmenromane verfaßte, aber in Stoff und Darstellung selbständige „Simplicissimus“ des Gelnhäuser Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen[1]), der so großen Beifall fand, daß er nicht bloß eine große Zahl von Auflagen erlebte, sondern auch eine lange Reihe von Nachahmungen in fast allen Sprachen hervorrief. In diesem Werke müssen wir die höchste Blüte des deutschen Romans im 17. Jahrhundert erkennen, schon deshalb, weil er im Gegensatz zu den Romanen jener Zeit ganz im volkstümlichen Ton und Geist gehalten ist. Grimmelshausen wurde spätestens im Jahre 1625 zu Gelnhausen geboren. 1635 wurde er von den Hessen aufgegriffen und diente 14 Jahre lang im Heer. Obwohl er anfänglich nur wenig oder gar keinen Unterricht genossen, lernte er die Menschen und das Leben in einer Weise kennen, wie es aus Büchern unmöglich gewesen wäre. Voll Bildungsdrang, wurde es ihm später leicht, die versäumte Schulbildung nachzuholen. Wie aus seinen Werken hervorgeht, eignete er sich die Kenntnis des klassischen Altertums, der Litteratur der neueren Völker, insbesondere der italienischen, spanischen und älteren deutschen Litteratur an, daneben

---

der deutschen Litt.-Gesch. II² 261 ff., wo sich der Inhalt seiner Geschichtsromane findet.

[1]) Vgl. u. a. Zeitschr. f. hess. Gesch. IX, N. F. 389 ff. und Zeitschr. f. d. Altert. XXVI, 287 (von Albert Duncker). — Ferner „Hessenland“, Jahrg. 1897, S. 234 ff. und hierzu Mitteil. an die Mitgl. des Ver. f. Hess. Gesch. Jahrg. 1897, S. 56.

alchimistischer Werke u. a. Später wurde er bischöflich Straßburgischer Schultheiß zu Renchen (Großherzogtum Baden) und starb dort 1676. Wie Fischart gebrauchte er fast in jeder Schrift einen andern Namen und so kommt es, daß sein wahrer Name erst in neuerer Zeit festgestellt wurde. Daß wir von seinem Leben nicht viel wissen, hängt mit der damaligen Gelehrtenrichtung der Poesie zusammen, infolgedessen er wegen seines volkstümlichen Wesens und seiner natürlichen, von allem Gelehrtenschwulst freien Sprache bei den eigentlichen Gelehrten unbeachtet blieb. Seine Werke können wir in drei Klassen teilen. Zu der ersten gehören die Romane: „Der keusche Joseph". „Dietwald und Amelinde" und „Proximus und Lympida", die wir zu den Helden- und Liebesromanen jener Zeit rechnen können, und die sich von den Erzeugnissen eines Buchholtz nicht viel unterscheiden. Sie gehören wohl zu seinen frühesten Schriften, in eine Zeit, in der er sich seines Talentes noch nicht bewußt war, das Leben des eigenen Volkes zur Darstellung zu bringen. Der Periode, in der er sich diese Aufgabe stellte, gehört die zweite Klasse seiner Werke an. Der erste und zugleich beste dieser Volksromane ist sein „Simplicissimus", einer der trefflichsten Romane der gesamten Weltlitteratur. Charaktere mit der lebensvollsten Wahrheit treten uns hier entgegen, und ein lebenskräftiger, aus tiefer Welterfahrung geschöpfter Humor verleiht dem Ganzen eine Beweglichkeit und Volkstümlichkeit der Darstellung, ohne jede vorherrschende Manier, die allen zeitgenössischen Werken fehlt, und denen auf dem Gebiet der Satire höchstens Schuppius und in niederdeutscher Sprache höchstens Lauremberg gleichgestellt werden kann. Am meisterhaftesten ist der Anfang und die Exposition, wo Simplicissimus seine Lebensgeschichte erzählt. Die Darstellung erinnert uns an Parzival, enthält aber im übrigen wundervolle Episoden. Der Held des Romans wird in der tiefsten Abgeschiedenheit als Bauern- und Hirtenjunge auf einem Bauernhofe im Spessart erzogen. Besonders die Schilderung des Bauernlebens gehört hier mit zu dem Trefflichsten, was in der Art jemals geschrieben worden ist. Dann folgen die Schilderungen von den Plünderungszügen der Schweden, der Hin- und Herzüge der Truppen des Feldlagers und vor allem der Freikorps und ihrer Streifereien in Westfalen. Bauern, gemeine

Soldaten, Offiziere, die Gegensätze zwischen Volk und Pfaffentum, alles darin ist vortrefflich gezeichnet. 1669 schrieb er eine Fortsetzung des Werkes, die weit hinter dem früheren Teil zurücksteht und besser weggeblieben wäre. Die künstlerische Einheit des Werkes wird dadurch gestört, da die im zweiten Teil geschilderten Begebenheiten willkürlich erfunden und zusammengestellt sind, während die des ersten erlebt und anschaulich dargestellt sind. Interessant ist jedoch die Fortsetzung durch die Schilderung der Felseninsel, in der wir zugleich die älteste Robinsonade[1]) besitzen. Glücklicher als in dieser Fortsetzung war Grimmelshausen in vier weitern simplicianischen Romanen, die uns mit andern Seiten des damaligen Lebens und andern Arten von Abenteuern bekannt machen: „Springinsfeld“ (1670), „Trutz Simplex oder Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin Courage“ (1670), das „Wunderbarliche Vogelnest“ (1672), und die sehr lesenswerte Sage vom „Ersten Bärenhäuter“ (1701), die später von Clemens Brentano nachgebildet wurde. Die Werke der dritten Klasse sind sämtlich didaktischen Inhalts. Sie sind zum Teil simplicianischer Natur, andere dagegen wie die „Traumgeschichte von mir und dir“ (1660), und der „Satyrische Pilgrim“ (1666) in der geschraubten und gesuchten Sprache damaliger Zeit verfaßt. In einer andern Schrift, seinem „Teutschen Michel“ tritt er selbst gegen den Schwulst der damaligen Gelehrtensprache, besonders gegen die unnötigen Fremdwörter und den übertriebenen Purismus auf, während er in seinem „Stolzen Melcher“ und dem „Ratsstübel Plutonis“ vor der sklavischen Nachahmung der Franzosen warnt. Doch treten diese Schriften, obwohl an sich nicht unbedeutend, vor den Werken der zweiten Klasse, besonders seinem Hauptwerk, sehr zurück. Nirgends macht sich der Gegensatz zwischen volkstümlicher, selbst erlebter Darstellung und der herrschenden Manier damaliger Zeit so schroff bemerkbar wie in den Werken Grimmelshausens, so daß man fast geneigt sein

[1]) Auch in Happels „Insulanischem Mandarell“ (1682) und in dessen „Spanischem Quintana“ (1686) finden sich bereits solche Vorläufer der Robinsonade. Es ist nicht unmöglich, daß Defoe jene deutschen Werke gekannt und aus ihnen die Anregung zu seinem Roman, der 1719 erschien, geschöpft hat.

möchte — wenn nicht die Forschung dagegen spräche — dieselben als von zwei verschiedenen Autoren geschrieben anzusehen. Wenn der „Simplicissimus" trotz seiner Vortrefflichkeit ohne tieferen Einfluß auf die Litteratur blieb, so lag dies an der einseitigen und pedantischen Behandlung der Litteratur, die fast ganz in den Händen der Gelehrten lag und aller Volkstümlichkeit entfremdet wurde.

Die Fabel wird in dieser Periode in poetischem Gewande fast gar nicht, in Prosa meist nur von unbedeutenden Autoren gepflegt. Die einzigen, die hervortreten, sind Harsdörffer und neben ihm Rabener. Erst später sollte sie durch Hagedorn und Gellert nach Lafontaines Muster wieder zu Ansehen kommen. Mehr Bedeutung gewinnt in dieser Zeit die Satire, die, wie die Fabel, vorzugsweise in Prosa geschrieben und von Dichtern wie Gryphius, Logau, Lauremberg, Schupp, Moscherosch u. a. vertreten wird. Auch Grimmelshausen mit seinen zuletzt genannten Werken gehört hierher. Der Dreißigjährige Krieg mit seinem Sprachenwirrwarr, mit dem Aufkommen fremder Elemente in Sprache, Kleidung, Denkungsart und Lebensgewohnheit bot den günstigsten Stoff.

In Hessen wird die Satire namentlich durch Moscherosch und Schupp repräsentiert. Von diesen beiden ist Schupp noch heute ein sehr anziehender Dichter. Während Moscherosch in seinen „Gesichten Philanders von Sittewald (1645) die Vorbilder seiner Satiren in der Fremde sucht und auch die Form der Visionen und Träume den Spaniern entlehnt hat, dabei in breiter, schulpedantischer Art schreibt, sucht Schuppius, der in dem Kampf gegen die sittlichen Gebrechen seines Landes deutsch bleibt, seine Vorbilder in der nächsten Umgebung[1]), ist voll kernigen Humors und Witzes und schreibt in einem natürlichen, lebhaften Stil, der von der geschraubten Weise seiner Zeit stark absticht und nur in Grimmelshausens „Simplicissimus" sich noch in gleicher Reinheit findet. Dabei ist seine Darstellung voll großer Anschaulichkeit und voll plastischer Wirklichkeit. Sein „Freund

[1]) So wird in seinem „Lucian" der Kaufmann Heinrich Holstein aus der „Webergasse" in Marburg, in seinem „Freund in der Noth" das Elisabethhospital daselbst u. a. m. erwähnt.

in der Noth"[1]) liest sich noch heute, als wäre er eben erst geschrieben, frisch und leicht, volksmäßig und treffend, zugleich ein treffliches Zeugnis von der tiefen Menschenkenntnis des Verfassers.

Hiermit sind wir an der Schwelle des 18. Jahrhunderts und damit zugleich an einer neuen Epoche angekommen, die den Übergang zu einer neuen großen Blütezeit der deutschen Litteratur bezeichnet.

III. Zeit der Vorbereitung und des Klassicismus.

(1720—1800.)

Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts war es für Hessen mit den guten Tagen der Poesie vorbei. Die führende Rolle, die es in der Litteratur im 16. und teilweise noch im 17. Jahrhundert innegehabt hatte, war an den Norden Deutschlands abgetreten worden, und von da an hören die bedeutenden Leistungen in Hessen auf, wenn es auch an spätern erneuten Anläufen dazu nicht fehlt. Mit Vorliebe wendet man sich jetzt kleineren Stoffen, besonders lyrischen, zu, während die Pflege des Dramas und epischer Stoffe größeren Stils mehr und mehr in Rückgang kommt. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts tritt sogar ein vollständiger Stillstand dichterischer Leistungen ein; auf allen Gebieten der Poesie ist hier keine einzige nennenswerte Erscheinung aus dieser Zeit zu verspüren, und erst in der zweiten Hälfte, besonders gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird durch Klopstocks und der Anakreontiker Einfluß die produktive Teilnahme an der Litteratur wieder regsamer. Aber was wir hier zu verzeichnen haben, weicht von der breiten Straße der Mittelmäßigkeit nur selten ab und war nicht im stande, die Stellung, die Hessen in den beiden früheren Jahrhunderten in der Geschichte der deutschen Litteratur eingenommen hatte, zu befestigen und zu erhalten. Von all den leuchtenden Sternen, die in der Zeit des Klassicismus über Deutschland aufgingen, stammt auch

---

[1]) Vgl. „Lehrreiche Schriften", herausgegeben von seinem Sohn (Frankf. 1663).

nicht einer aus Hessen. Was hier an dichterischen Leistungen in dieser Zeit hervorgebracht wurde, war von vornherein gegen den Verdacht der Genialität gesichert: lauter Talente, die, so verschieden sie im einzelnen sein mögen, eine nicht zu verleugnende Gemeinschaft in den Grundzügen ihrer dichterischen Physiognomie aufweisen. Nirgends eine scharf ausgeprägte Individualität, nirgends ein fortreißendes Temperament. Meist dem Gelehrtenstande angehörend, mit einer gediegenen litterarischen Bildung und einem geläuterten ästhetischen Geschmack ausgerüstet, verstanden sie es, sich das Angelernte zu nutze zu machen und die vorgezeichneten Bahnen mit mehr oder weniger Glück zu betreten. Bezeichnend für die Art der Poesie ist, daß die Frauen in dieser Periode nicht geringen Anteil an der hessischen Litteratur bekommen und ihren Einfluß ziemlich stark zur Geltung bringen. Woher hätten diese alle, Männer wie Frauen, die sich in kleinen, aber wohlsituierten Verhältnissen zufrieden und behaglich fühlten, die aus den Schranken der Heimat nicht hinausstrebten, starke Impulse erhalten sollen? So begnügte man sich damit, die gepriesenen Meister zu bewundern und versuchte, es ihnen nachzuthun. Schiller, Goethe, Herder und Lessing wurden verhältnismäßig am wenigsten nachgeahmt. Da man dem Flug dieser großen Geister nicht zu folgen vermochte, mußten die kleineren herhalten: Klopstock, Hölty, Hagedorn, Kästner, Pfeffel, Wieland, Gleim, Bürger und später besonders Matthison. Selbst auf Gottsched griff man noch hie und da zurück.

Die Wandlungen, welche die deutsche Poesie seit Opitzens Auftreten durchzumachen hatte, waren sehr mannigfaltiger Art. Auf Opitz, den man lange Zeit als Vater der deutschen Dichtkunst, als einen „Pindar und Homer und Maro seiner Zeiten“ gepriesen hatte, wie ihm Fleming nachsang, war Gottsched gefolgt, der als eine Art Diktator von Leipzig aus der Poesie neue Regeln diktierte. Um 1730 steht Gottsched auf der Höhe seiner Macht, um 1740 fällt sein Streit mit Bodmer, und um 1750 steht er bereits entthront und mißachtet da. Die Vorbereitungszeit wird charakterisiert durch ihn und seinen Streit mit Bodmer und durch die später von Gottsched abgefallenen Klopstockianer. Gottsched empfahl Nachahmung der Franzosen in der Poesie und ging wie die

lateinischen Schulpoeten und die Opitzianer von der Ansicht aus, daß Poesie Sache des Verstandes und der ruhigen Überlegung sei, daß es, wie er in seiner „Kritischen Dichtkunst“ sagt, „in der Poesie nur auf die Wissenschaft der Regeln ankomme“. Bodmer wies hingegen auf die Engländer, namentlich auf Milton hin und behauptete, daß das lebendige Gefühl, die frische, unverkünstelte Phantasie die einzig richtige Quelle der Poesie sei. An Bodmer schlossen sich sofort die großen Vertreter der zweiten klassischen Litteraturperiode an, allen voran Klopstock mit seinem zahlreichen Gefolge, ferner der freilich später abgefallene Wieland und selbst noch Goethe, während Gottsched bald allein dastand und höchstens noch von anspruchslosen Jüngern als Vorbild der Mittelmäßigkeit und Alltagspoesie verehrt wurde.

In Hessen fanden Gottscheds Bestrebungen wenig Anklang, trotzdem er verschiedene Beziehungen zu dem Lande hatte. Sein Bruder, Steuerrat Gottsched, lebte in Kassel, ein Gelegenheitsdichter ohne Bedeutung, dem wir u. a. eine „Glückwünschende Abschiedsode bei der Einschiffung der Britisch-Hessischen Truppen unter dem Kommando Sr. Excellens des Generallieutenants v. Heister“ verdanken.[1]) Weiter war der Dichter und Lehrer an der Kadettenanstalt in Kassel, Karl Samuel Wigand[2]), ein eingewanderter Hesse, von dem später die Rede sein wird, ein Neffe Gottscheds. Wiederholt ist Gottsched, u. a. im Jahre 1757, in Kassel gewesen und hat auch eine Ode auf Wilhelmsthal verfaßt.

Zu den begeistertsten Anhängern Gottscheds in Hessen gehörte anfänglich der Nationaldichter Wilhelm Johann Christian Casparson (1729—1802), der aber bald von ihm abfiel und in Bodmers Lager überging. Gebürtig aus Gießen, erhielt er seine Bildung in seiner Vaterstadt und dem Waisenhaus zu Halle und wurde hierauf Hofmeister in der Familie des kurhessischen Staatsministers von Kannegießer in Kassel. Vom Landgrafen Wilhelm VIII. (1751—1760) unterstützt, studierte er von 1756 an in Göttingen, ward 1759 Lehrer am Collegium Carolinum in Kassel, 1779 Mitglied des Direktoriums des Lyceum Fridericianum, 1780 Mitcensor

[1]) Vgl. „Hessenland“, Jahrg. 1898, S. 129, wo die Ode abgedruckt ist.

[2]) Vgl. auch S. 73 des „Hess. Dichterb.“

der in Kassel erscheinenden Schriften, 1783 Rat und 1786 zugleich ständiger Sekretär der Gesellschaft der Altertümer in Kassel. 1753 wurde er auf Antrag Gottscheds zum Dichter ordiniert und Mitglied der Leipziger Gesellschaft der freien Künste. Seine gesammelten Gedichte aus den Jahren 1755 bis 1797 erschienen 1797 in Kassel als „Beitrag zur Geschichte des deutschen Geschmacks," wie der Nebentitel lautet. Heute möchte man eher geneigt sein, sie als einen „Beitrag zur Geschichte deutscher Geschmacklosigkeit" zu bezeichnen, denn, so interessant die Gedichte vom rein litterar-historischen Standpunkt aus sind, ästhetisch betrachtet sind sie ungenießbar. Sie kranken an dem gemeinsamen Gebrechen der deutschen Renaissancepoesie: Mangel an reger Phantasie, Steifheit und Geschraubtheit des Stils, der mit geschmacklosen Redeblumen, nichtssagenden höfischen Schmeicheleien und Komplimenten überlastet ist. Casparsons Stilart schwankt zwischen der pathetischen und naiven, doch überwiegt erstere stark. Anfänglich erhebt er Opitz und Gottsched in den Himmel, später reißt er sie herunter und weiß dann mit großer Unbefangenheit allen bedeutenderen Dichtern zu schmeicheln und ihnen etwas abzulernen: Bodmer, Klopstock, den Anakreontikern, Hagedorn und sogar noch Matthison. Ein polemischer Zug geht durch fast alle seine Gedichte, der sich gegen Nebenbuhler seiner Meister richtet, während er auf der andern Seite sich zu widerlichen Lobhudeleien hinreißen läßt. Angenehmer berühren die patriotischen Klänge in seinen Liedern. Wie Klopstock sein deutsches Vaterland, preist er sein Hessenland und verherrlicht die Kriegszüge seiner Landsleute, z. B. in „Vaterlandslied", „Kriegsgesang an die Hessen," „Das Vaterland an die Hessen". Auch als Balladendichter unter Bürgers Einwirkung ist er aufgetreten. Seine Ballade „Karl Quint der fünfte in einem Hügel unweit Gudensberg" ist ein interessanter Vorläufer der Quintenballaden Ludwig Mohrs.[1])

Ein anderer Gottschedianer ist der Marburger Gelegenheitsdichter Christian Philipp Höster[2]), Doktor der Philosophie und kaiserlich gekrönter Poet, dessen Gedichte 1748

[1]) Vgl. „Hess. Dichterb." S. 79 ff.

[2]) Vgl. Mitteil. d. Ver. f. Hess. Gesch. Jahrg. 1897, S. 58. Edward Schröder hat zuerst auf ihn aufmerksam gemacht.

dort erschienen. Von seinem Leben wissen wir nicht mehr, als was wir aus seinen Gedichten entnehmen können, da Strieder und alle andern Quellen versagen. Seine frühesten Gedichte datieren aus dem Jahr 1744. Er wird im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geboren sein, studierte in Marburg, lebte eine Zeit lang in Kassel, mußte 1747 eine Rektorstelle in Trendelburg annehmen, worüber er in seinen Gedichten an den Landgrafen beständig Klage führt, kehrte 1748 nach Marburg, seinem „Lahn-Athen", zurück und muß wohl bald darauf gestorben sein. Gleich Casparson steckt er noch in der alten Renaissancelyrik mit allen ihren wenig angenehmen Kennzeichen. Gedichte auf Bestellung zum Namens- und Hochzeitstag seiner Freunde wechseln ab mit eintönigen Reimereien an seine Geliebte und höfischen Schmeicheleien an den landgräflichen Hof, bei dem er sich Liebkind zu machen sucht, ohne jedoch Gehör zu finden. Sein Lieblingsdichter ist der genial veranlagte Johann Christian Günther, mit dessen äußerem Leben er vielleicht manchen Zug gemeinsam hatte, dessen Gedichte er jedenfalls nicht entfernt erreichte.

Mittlerweile wuchs eine Dichtergeneration heran, die in den ernsten und erhabenen Weisen Klopstocks einerseits und den leichten Tändeleien der Fabeldichter und Anakreontiker andrerseits ihr Vorbild sahen. 1748 erschienen im vierten Band der Bremer Beiträge die drei ersten Messiasgesänge eines jungen, vierundzwanzigjährigen Dichters, Namens Klopstock. Sein Einfluß auf die Litteratur ward unabschätzbar. Mit seinem Auftreten wurde einleuchtend, daß Poesie nicht nach Regeln erlernt werden könne, sondern auf einer ursprünglichen Begabung beruhe. Drei Elemente namentlich wurden durch ihn in die Litteratur eingeführt: der Sinn für nationale Stoffe, der Sinn für biblische Stoffe und der Sinn für die Formen und Versmaße des klassischen Altertums. Am meisten bemächtigten sich seine Nachahmer der neuen Formen und Versmaße. Die biblischen Stoffe ergriffen nur wenige, um so mehr dafür die vaterländischen. Es entstand hieraus eine geschmacklose Verirrung, die bardisch-vaterländische Poesie, die in edlem Begeisterungsrausch für deutsche Vorzeit schwärmte und Stoffe der Gegenwart mit nichtssagenden alten Namen bekleidete. Diese Dichtungsgattung ist in der Litteratur unter dem Namen der Barden-

und Skaldenpoesie bekannt. Nicht mit Unrecht hat man von einem „Bardengebrüll“ in der Litteratur gesprochen, denn das Geheul der Druiden, Barden und Skalden, mit dem sich der deutsche Dichterwald bald anfüllte, sollte zwar als feierlicher Ernst klingen, war aber im innersten Wesen forciert und unwahr. Man verfiel in Affektation und Ziererei und suchte das, was begeistern sollte, nicht in unmittelbaren Lebensbeziehungen, sondern in Luftgebilden und abstrakten Vorstellungen, in Stimmungen, in die man sich gewaltsam hineinversetzen mußte. Durch Einführung der keltischen und nordischen Götterwelt glaubte man eine vaterländische Poesie zu schaffen. Keltische Sänger und altnordische Gottheiten mußten für echtes Eigentum germanischer Vorfahren gelten, der Parnaß ward durch den Hain, die Leier durch die Telyn, der Lorbeer durch das Eichblatt, die Nachtigall durch die Bardale ersetzt, wobei die massenhafte Verwendung solcher bisher dem Publikum unbekannter Namen und Worte zahlreiche lexikalische Fußnoten notwendig machte. Ein großer Teil der bardisch-vaterländischen Poesie war nichts anderes als eine erneute Gelegenheitsdichterei ohne jede tiefere Empfindung. Ein Hauptführer dieser Bardendichter wurde Ossian, ein alter schottischer Sänger, der 1762 durch Macpherson zuerst ins Englische und seit 1764 massenhaft ins Deutsche übersetzt wurde und auch auf Klopstocks Bardiete nicht ohne Einfluß blieb.

Auch in Hessen fand die Bardenbegeisterung bald Eingang. 1808 ließ ein Hesse, Franz Wilhelm Jung (1757—1833) aus Hanau, der Verfasser eines Reimwörterbuches, der Beiträge fürs „Deutsche Museum“ und den „Deutschen Merkur“ lieferte, auch wertvolle Erinnerungen an Lavater schrieb, seit 1786 Hofmeister daselbst, später Hofrat in Homburg v. d. H., eine dreibändige Ossianübersetzung erscheinen, die aber wenig Anklang gefunden zu haben scheint. Der Bannerträger der Bardenpoesie in Hessen wurde Karl Ludwig August Heino von Münchhausen[1]), der

[1]) Vgl. O. Planer u. C. Reißmann: Joh. Gottfr. Seume, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, Leipz. 1898, eine verdienstvolle Schrift, in der sich manches über Münchhausen findet. — Ferner „Hessenland“, Jahrg. 1899, S. 54 ff.: „Seumes Beziehungen zu Hessen“ vom Schreiber dieser Zeilen.

bekannte Freund Seumes. Geboren war er 1759 auf einer Weserinsel in der Grafschaft Schaumburg und entstammte dem Geschlecht derer von Münchhausen-Oldendorf. 1780 trat er in kurhessische Dienste, machte als Lieutenant den amerikanischen Feldzug mit, wobei er die Bekanntschaft Seumes machte, wurde nach seiner Rückkehr 1788 Kapitän beim hessischen Jägerbataillon, nahm an den Revolutionskriegen teil und verlor 1806 bei der französischen Invasion seine Stelle. 1813 trat er wieder in hessische Dienste, gab aber noch im selben Jahr die Stelle auf und zog sich auf sein Familiengut Swedestorp zurück, wo er den Rest des Lebens in stiller Zurückgezogenheit verbrachte und 1836 starb. Wie uns Münchhausen in seinen Aufzeichnungen[1]), die sich im Münchhausen-Oldendorfschen Familienarchiv aufgefunden haben, berichtet, ist er zuerst durch Seume zum Dichten angeregt worden. Aber seinen Ausgangspunkt hat er viel mehr von Klopstock als von diesem genommen, und später Gellert, Bürger und die Anakreontiker auf sich wirken lassen. Seine „Versuche“, Gedichte poetischen und prosaischen Inhalts, die 1801 erschienen, enthalten Liebes- und patriotische Lieder, Balladen, Trink- und Jagdlieder und kleinere Erzählungen. Er nennt sie einen „Versuch, den sinkenden Geist des Vaterlandes wiederzuerwecken“, wie auch seine Abhandlung „Ein Wort an Teutsche“ (Versuche, S. 170 ff.) beweist. Die Dichtkunst hatte sich bisher ausschließlich mit griechischen und römischen Mythen und Bildern geschmückt, deshalb wollte er den Versuch machen, mit Ausschließung aller fremden Mythen und Bilder und mit Einführung des nordischen Mythenapparats ein „teutsches Lied am heimischen Herde“ zu singen. In der Sammlung ist der poetische Teil der reichste und auch wohl der anziehendste, obwohl der innere Wert der Gedichte ungleichmäßig und vieles gehaltlos ist. Was uns noch heute an dem Buch interessiert, ist weniger das echt Poetische seiner

---

[1]) Dieselben finden sich auszugsweise in der obenerwähnten Seumebiographie wiedergegeben. Eine vollständige Ausgabe der Aufzeichnungen wird durch den Verfasser dieser Zeilen zum Abdruck kommen, der auch den Briefwechsel Münchhausens mit seinen litterarischen Freunden (Gräter, Seume, Justi, Gerning, Pfeffel u. a.) demnächst veröffentlichen wird.

Empfindungen, als der kräftige, einfache Sinn und die edle Vaterlandsliebe, die sich in vielen seiner Lieder offenbart. Gedichte wie „Das Bild der Unschuld“, „An mein Vaterland“, „Frühlingslied der Sennenhirten“, „Das Wunderbare“, „Harfners Minne“ verdienen noch heute gelesen zu werden. Auch dem Märchen „Der goldne Zauberstab“ ist Eigenart in der Ausführung nicht abzusprechen. Sein Neujahr 1802 mit seinem schwäbischen Freunde Gräter gemeinsam herausgegebener „Bardenalmanach der Teutschen“ kam seinem Bestreben nach nordischer Ausschmückung der Stoffe noch näher. Eigens für diesen Zweck mußte die Dichterin Arnoldine Wolff ihr für den zweiten Jahrgang des Almanachs bestimmtes Gedicht „Die vier Jahreszeiten“ umändern und mit dem nordischen Mythenapparat versehen[1]. Auch hatten die Herausgeber einen Preis von 20 Dukaten ausgesetzt für dasjenige Gedicht, „welches die vaterländische Mythologie am glücklichsten benutzte“. Ja, Münchhausen ging in seinem Begeisterungstaumel so weit, einen dem Almanach vorausgeschickten Kalender statt der christlichen Namen mit nordischen Götter- und Heldennamen auszufüllen, um, wie er in seiner Unbefangenheit meinte, „die in dem Taschenbuch hier und da gebrauchten vaterländischen Mythen dem Leser verständlich und sie vielleicht etwas bekannter zu machen, als sie bisher waren“. In dem Bardenalmanach, der übrigens im nächsten Jahr nicht fortgesetzt wurde, weil er zu teuer war, waren abgesehen von den Namen, die sich unter einer Chiffre verbargen und schwer zu enträtseln sind, vorwiegend einheimische Dichter vertreten, obenan Münchhausen, der den größten Teil der Beiträge selbst aufbringen mußte, ferner Wilhelm Beck, Buri, Philippine Engelhard, Fürer (sonst unbekannt), Karl Wilhelm Justi, Wilhelmine Rall u. a. Von Auswärtigen beteiligten sich Gräter, Kretschmann, J. G. Jakabi, Pfeffel, Seume (mit einem Gedicht „Der Besenbinder“) u. a. an dem Taschenbuch. Auch Gleim in Halberstadt war durch Seume um Mitarbeit ersucht worden, dieser aber lehnte die Einladung mit den Worten ab (1. Nov. 1798): „Sagen Sie doch dem braven

---

[1]) Vgl. „Gedichte von Arnoldine Wolff, mit dem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte derselben herausgeg von Dr. Witz (Schmalk. 1817),“ S. 21.

Manne (gemeint ist Münchhausen), daß ich, der Erzfeind von Almanachen, Taschenbüchern und, vergleichlich Findelhäusern, die uns, die wir Riesen sein könnten, zu Zwergen machen, zu seinem poetischen Schnappsack eine Beisteuer nicht geben könnte, weil ich keinem seiner Herrn Kollegen etwas gegeben habe."

Das Freundschaftsverhältnis zwischen Seume und Münchhausen zeitigte 1797 die von Münchhausen herausgegebenen „Rückerinnerungen", in der sich beide Dichter ein bleibendes Denkmal ihrer Freundschaft gesetzt haben. Die Sammlung enthält je drei Gedichte von Seume und Münchhausen. Die bittersüße Erinnerung an ihre Schicksale in Neuschottland lebt hier in den Versen der beiden Dichter, die mehrere Jahre nichts voneinander gehört hatten und durch Briefe sich endlich wiederfanden, neu auf und verleiht ihren Darstellungen ein eigentümliches Interesse. Selbst da, wo die etwas lang ausgesponnenen Reminiscenzen unsere Aufmerksamkeit ermüden, wendet sich unsere Teilnahme mit einer eigenen Kraft den beiden gemütvollen Sängern zu. Was den Wert der Gedichte angeht, so hat Seume allerdings den Vorzug. Er ist kraftvoller, packender und origineller in seinen Versen, die sich durch die schwebende Leichtigkeit und einen seltenen Wohllaut vorteilhaft abheben, während bei Münchhausen eine gewisse Monotonie und Härte im Ausdruck vorherrscht. Das beste Gedicht der Sammlung ist Seumes „Abschiedsschreiben an Münchhausen" (S. 19—30), eines seiner trefflichsten Gedichte überhaupt, das er vor seiner Abreise nach Rußland dichtete, und das Schiller in seiner „Neuen Thalia" (II. Bd. S. 40ff.) veröffentlichte. Münchhausen antwortete hierauf mit seinem „Nachruf an Seume, am 1. des Eismonds 1793" (S. 31—42), das unstreitig das beste seiner drei Gedichte ist und ebenfalls in Schillers „Neuer Thalia" (III. Bd. S. 234ff.) erschien. Die „Rückerinnerungen" erfreuten sich einer beifälligen Aufnahme in der Litteratur, so daß beispielsweise Gleim in einem Brief an Seume (vom 1. Nov. 1798) schreibt: „Meines Seume Münchhausen muß ein Kleist beinahe sein. „Möcht' er doch lieber zehn solche Sammlungen wie die ‚Rückerinnerungen' als einen Almanach (gemeint ist der Bardenalmanach) herausgeben oder zu Tage fördern." Durch diese Sammlung wurde Münchhausen auch

außerhalb Hessens bekannt und fortan als Mitarbeiter zahlreicher Taschenbücher und Musenalmanache, die damals im Schwunge waren, herangezogen. Zu einer größeren Bedeutung hat er es zwar nie in der Litteratur gebracht, aber er ist eine charaktervolle, sympathische Erscheinung, die uns noch heute für ihn interessieren läßt.

Ein ähnliches Interesse bieten noch heute die Gedichte von Karl Ludwig von Wildungen und Karl Samuel Wigand, der beiden Vertreter einer Standeslyrik in Hessen. In einer Zeit, als durch Vossens Bemühungen und die Nützlichkeits- und Aufklärungsdichter für jeden Stand und jede Beschäftigung sogenannte Volkslieder ausgearbeitet und in Musik gesetzt wurden, und Erzeugnisse wie Hirten-, Müller-, Weber-, Fischer-, Bergmanns- und Schmiedelieder aufkamen, griffen diese beiden die Poesie ihres Berufs auf und bezogen fast alle Gedichte auf ihren Stand. So erschienen bald von Wildungen seine Forst- und Jagdlieder und von Wigand seine „Hessischen Kadettenlieder“.

Wildungen[1]) war 1754 zu Kassel geboren, studierte in Halle und Marburg die Rechte, daneben Mathematik und Naturwissenschaften und wurde 1776 Beisitzer in der Regierung zu Kassel. 1778 wurde er mit dem Titel eines Regierungsrats Gesellschafter des Fürsten von Nassau-Usingen, trat 1787 wieder in kurhessische Dienste und widmete seine Muße besonders dem Studium der Forstwissenschaft. 1799 wurde er Oberforstmeister in Marburg, unter französischer Herrschaft Conservateur des eaux et des forêts und 1813 nach dem Sturz König Jéromes wieder Oberforstmeister in Marburg, wo er am 14. Juli 1822 starb. Der „Forstgarten“ bei Marburg ist seine Ruhestätte. — Goedeke sagt von ihm: „Seine frischempfundenen, heitern Forst- und Jagdlieder, die leider nicht ins Volk drangen, gehören zu den besten Gedichtsammlungen, die einem speziellen Stoff gewidmet

[1]) Vgl. „Selbstbiographie des hoffentlich noch nicht ganz vergessenen ersten Herausgebers eines Taschenbuchs für Forst- und Jagdfreunde“ in Sylvan (Ein Jahrb. f. Forstmänner auf das Jahr 1814. Herausg. von Saurop u. Fischer). Abgedruckt findet sich dieselbe bei Strieder, XVII, S. 242. — Vgl. auch „Gesammelte Schriften von K. L. v. Wildungen.“ Herausg. von P. v. Sametzki. Kassel 1877.

sind, und lassen alle übrigen gekünstelten Erzeugnisse dieser Art, von denen es in allen sogenannten Volksliederbüchern wimmelte, weit hinter sich. Seine sämtlichen Gedichte atmen trotz der sentimentalen Stimmung des Dichters eine Frische und Ursprünglichkeit, wie sie erst in den Liedern der jüngern Romantiker und den Müllerliedern Wilhelm Müllers wiederkehrt." Seine Lieder finden sich in den von ihm herausgegebenen Taschenbüchern („Lieder für Forstmänner und Jäger", „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber", „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde", „Weidmanns Feierabende"), den Musenalmanachen damaliger Zeit und sonstigen Anthologien zerstreut und sind nach seinem Tode gesammelt herausgegeben worden.[1]) Zu den besten Gaben seiner Muse gehören „Der Wald", „Natur", „Morgenlied des Jägers", „Abendlied des Jägers", „Die hohe Jagd", „Jägerspiel" u. s. w., die noch heute mit einer starken Ursprünglichkeit wirken und dem Leser ungetrübten Genuß gewähren. Wildungen war ein Freund Matthisons, der ihn und seine Freunde auf seiner Reise nach der Schweiz im Herbst 1785 in Marburg besuchte und ihn nicht nur in seinen „Briefen" und „Erinnerungen" erwähnt[2]), sondern auch eine Anzahl seiner Gedichte in seine „Lyrische Anthologie" (12. Bd. S. 231 ff.) aufnahm.

Karl Samuel Wigand — der Vater des bekannten Geschichtsforschers und Dichters Paul Wigand, des Schwiegervaters von Sylvester Jordan — war 1744 zu Wernigerode geboren, wo sein Vater, Karl Christian Wigand, Lehrer an der Oberschule war. Seine Mutter war die Tochter des Hofbuchbinders Gottsched zu Königsberg und die Schwester des Leipziger Professors Johann Christoph Gottsched. Da Wigand seinen Vater bereits im vierten Jahre verlor, kam er für ein Jahr zu seinem Onkel Gottsched, besuchte dann die Schule zu Wernigerode und wurde später weiter bei seinem Onkel Gottsched in Halberstadt erzogen, der durch Gleims Vermittlung zum Domprediger dort ernannt

---

[1]) Forst- und Jagdgedichte (aus dem Nachlaß gesammelt). Hersfeld (Verlagskomptoir) 1829.

[2]) „Briefe" von Friedrich Matthison. I, S. 44 ff. (Zürich 1795—1796) und „Erinnerungen", I, S. 237 ff. (Zürich 1810—16).

worden war. Von 1763 studierte er in Halle Theologie, war dann Hauslehrer, später Lehrer an der Realschule in Halle und wurde 1774 zum Hofmeister am Collegium Carolinum in Kassel, 1778 daneben zum Lehrer an der neugegründeten Kadettenanstalt, später auch zum Hofarchivarius dortselbst ernannt. Er starb 1805 in Kassel. Obwohl mit Gottsched nahe verwandt, hat er sich in seinen 1779 und 1783 (mit Melodieen von Bierling) erschienenen „Hessischen Kadettenliedern“ (2. Aufl. in einem Band 1788) frei von der Gottschedschen Manier und Stilart gehalten. Seine Gedichte erreichen zwar nicht die starke Ursprünglichkeit der Wildungenschen Muse, zeichnen sich aber gleichfalls durch Frische, Leichtigkeit im Ton, daneben durch eine klare Form und Wahrheit der Empfindung aus, die angenehm berührt. Die Kadettenlieder schildern in naiver Ausdrucksweise die Leiden und Freuden des jungen Kadetten von seiner Ankunft im Kadettenhaus an bis zu seinem Abschied aus demselben. Zu den besten dieser Art gehören „Trostliedchen an einen erst angekommenen Kadett“, „Morgenlied“, „Liedchen“, „Exerzierliedchen“, „Gedanken im Arrest“, „Abendlied“, „Der Urlaub“, „Abschiedslied“.

Während Dichter wie Münchhausen, Wildungen und Wigand noch einer Hauptrichtung in ihrem Schaffen folgten, schwankten andere bald zwischen dieser, bald zwischen jener Richtung. Sie verstanden es allen etwas abzulernen, und wenn sie auch keine eigenen Töne anschlugen, so wußten sie wenigstens die alten Traditionen geschickt festzuhalten und fortzusetzen. Neben der vorwiegend ernsten Lyrik Klopstocks schlossen sich einige einem entgegengesetzten Dichterkreis, den Anakreontikern oder preußischen Dichtern an. Mit der anakreontischen Poesie, die von Hagedorn ausging und ihre ersten Anfänge schon in der volkstümlichen Richtung der galanten Poesie hatte, beginnen der Lebensgenuß und die Freude am Wein Motive zu werden, und an Stelle des „galanten Naso“ wird jetzt Horaz der Lieblingsdichter. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen bildete Gleim in Halberstadt mit seinen zahlreichen gereimten und ungereimten Trink-, Liebes- und Amorettenliedchen, wertlosen poetischen Tändeleien, in denen bald Petrarka, bald Anakreon, bald die Minnesänger auf die seltsamste Weise nachgeahmt werden. Mehr Wert als diese haben seine Kriegslieder aus den Feldzügen von 1756 und 1757,

die er einem preußischen Grenadier in den Mund legte und die dazu beitrugen, den preußischen Patriotismus im Gegensatz zum allgemeinen deutschen zu nähren.

Gleim war so recht das Muster für alle kleinen und mittelmäßigen Dichter, bei dem sie genugsam Gelegenheit fanden, ihr kümmerliches Talent an den Tag zu bringen. Er machte neben Klopstock und Matthison am meisten Schule in Hessen. Vielleicht mag auch dazu beigetragen haben, daß er, ähnlich wie Gottsched zu Kassel, zur Stadt Marburg in näheren Beziehungen stand. Ein Bruder von ihm, Friedrich Lorenz Gleim[1]), war Hofapotheker daselbst und starb dort 1787. Gleim besuchte ihn auf seiner Rückreise von Darmstadt im Jahre 1771 in Marburg. Das Gleimarchiv in Halberstadt besitzt einen ungedruckten Brief Gleims aus Marburg an Herrn Rat Leuchseering vom 17. Juni 1771, der mir in Kopie vorliegt, und in dem es am Schlusse heißt: „Diesen Mittag trete ich meine Zurückreise von hier über Kassel und Göttingen nach Halberstadt an ꝛc.“ Über Gleims Aufenthalt in Marburg ist sonst nichts bekannt. Litterarische Größen, die ihm geistesverwandt waren, gab es damals nicht in Marburg. Dagegen besuchte er in Kassel einen seiner Jünger, den hessischen Naturdichter und Grenadier Johannes Tobias Dick, der unter Casparsons und Wigands Schutzbefohlenheit dort die Welt mit seinen Versen beglückte. Geboren war er 1746 zu Langenschwalbach als Sohn eines Fenstermachers, erlernte die Glaserprofession, trat 1764 in das in Rheinfels garnisonierende Regiment von Wutginau, 1766 in das erste Gardebataillon zu Kassel als Grenadier ein, und blieb dort als Grenadier bis zum Jahr 1786. Zu seiner ersten Lektüre gehörten „Der gehörnte Siegfried“, „Die schöne Melusine“, „Die asiatische Banise“ und Günthers Gedichte. Der Wunsch, ein Poet wie Günther zu sein, weckte in ihm die Reimlust. Den ersten Anlaß dazu bot ihm eine etwas allzustrenge Behandlung des Oberst von Donop. Dick rechtfertigte sich durch ein vierzig Zeilen langes Gedicht, und sein Oberst nahm dasselbe gütig auf. Hierdurch verschaffte er sich bald Achtung. Er durfte Casparsons Vorlesungen am Collegium Carolinum

[1]) Vgl. Schüddekopf: Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse (Bibl. des Stuttg. Litt. Ver. 1899) S. 521.

über Dichtkunst beiwohnen und seine Begierde, zu dichten, wurde durch die Gelegenheit, gute Bücher zu lesen, noch gestärkt. Ja, Landgraf Friedrich trug sich sogar mit dem Plan, ihn in Göttingen studieren zu lassen, um seine lückenhafte Bildung auszubessern. Es kam jedoch nicht dazu. Statt dessen besuchte Dick im August 1772 einige Mitglieder des Hainbundes in Göttingen. Heinrich Voß schreibt darüber am 22. September 1772 an Brückner[1]): „Neulich war hier ein Grenadier aus Kassel, der blos durch die Natur gelehrt, Verse, bisweilen sehr gut, macht. Er hatte von uns gehört und war, blos um Boien und uns kennen zu lernen, fünf Meilen gegangen. Ich hätt' es Ihnen wünschen mögen, einen Zuschauer abzugeben, mit welcher Geberde dieser Mann einen jeden von uns anstaunte, wie er horchte, wie er bisweilen in einen Ausruf ausbrach, der sein ganzes Herz und die Flamme, die darin wütete, verriet. Drei Tage hielt er sich bei uns auf. Er hat nachher ganz Kassel von uns vollposaunt. Er heißt Dick. Kästner und Gleim haben ihm ihre Werke geschenkt, und der Landgraf will ihn jetzt studieren lassen. Wenn solche Erscheinungen doch öfter kämen!" Auch Hölty, den er in Göttingen kennen gelernt hatte, und der ihn zu seinem „unaussprechlichen Vergnügen" später in Kassel besuchte, verehrte ihm seine Werke. Bei der oben erwähnten Durchreise Gleims durch Kassel wurde ihm Dick durch Casparson vorgestellt. Gleim schenkte ihm bei dieser Gelegenheit seine Gedichte, infolgedessen sich Dick zu den geschmackvollen Versen bewogen fühlte:

„Dem Glücke dank' ich's, großer Gleim!
Daß deiner Weisheit Honigseim
Sich heute mir zu schmecken giebet.
— — — — — — —
Ich weiß es kommt nur darauf an,
Daß ich von dir, berühmter Mann,
Lehr', Buch und Unterricht empfange,
Daß ich am deutschen Helikon,
Als ein verarmter Musensohn,
Vielleicht noch einen Platz, den niemand will, erlange."

---

[1]) Vgl. Voß' Briefwechsel (Herausgeg. von Abraham Voß), I. S. 89 ff.

Ein frühzeitiger Tod machte infolge eines hitzigen Fiebers seinem Leben ein Ende. Er starb 1786 im vierzigsten Lebensjahre. Dicks Persönlichkeit hat für uns nur litterarisches, kein poetisches Interesse. Wie gegenwärtig durch eine Johanna Ambrosius, so war damals durch das Auftreten der Karschin die allgemeine Aufmerksamkeit auf solche Naturdichter gelenkt worden, während die meisten ebensowenig inneren Beruf hatten, wie die in jüngster Zeit wie Pilze aus der Erde schießenden Volksdichter und Volksdichterinnen. Dicks Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte, die in der Art der eben mitgeteilten Probe vielfach Gelegenheit zu unfreiwilliger Komik liefern, wurden nach seinem Tode 1789 von seinem Gönner Karl Samuel Wigand herausgegeben. Der Herausgeber war naiv genug, einige Gedichte Dicks vorher an Wieland zur Beurteilung zu senden. Er erhielt von ihm folgende zwar höflich, aber ziemlich deutlich abweisende Antwort: „Ich danke Ihnen für die überschickten Lieder des Hessischen Grenadiers. — — Das Leben des Soldaten hat oft viel Muße, wo er seinen Grillen nachhängen und sie, ohne eben vom Musengott begeistert zu sein, auch reimen kann. In diesem Falle wünschte ich eben nicht, daß es Vielen einfallen möchte, zu reimen. Zum Besten des deutschen Geschmacks wünsche ich dies; denn wie bald könnten wir alsdann dem Jahrhunderte der Meistersänger wieder nahe kommen! Ihr Grenadier verdient indessen immer Aufmunterung und von dem Herrn Obersten — keine Fuchteln mehr. Wenn ich auch selbst keinen Gebrauch von seinen Proben (nämlich für Wielands neuen deutschen Merkur) machen kann, so will ich sie doch dem Herrn Professor Schmidt[1]) in Gießen schicken. Vielleicht kann er sie für seinen Almanach brauchen". Dick neigt in seinen Gedichten der naiven Stilart zu. Seine Liebes-, Schäfer- und Trinklieder stehen ganz unter Gleimschem Einfluß, seine Sinngedichte unter Kästnerschem, während in seinen höfischen Gelegenheitsgedichten Casparsons Vorbild bemerkbar wird. Auch in der komischen Romanze, die durch Gleim zuerst bearbeitet wurde und schließlich in der Travestie endete (vgl. Blumauers „Äneide"), ist er Nachahmer Gleims. Es sind die beiden Romanzen „Der bekehrte Schuster" und „Das Abenteuer einer Perüque", die bereits 1772 erschienen.

[1]) Gemeint ist wohl Chr. H. Schmidt, der den Leipziger Musenalmanach herausgab.

Ein anderer Naturdichter jener Zeit ist der Posamentiergeselle **Johann Jakob Ihlee**, der nicht so einflußreiche Protektoren gefunden zu haben scheint. Geboren 1762 in Breuna in Niederhessen, empfing er nicht den geringsten wissenschaftlichen Unterricht und mußte sich als Posamentier seinen Unterhalt erwerben. Auf seiner Wanderschaft kam er nach Frankfurt a. M., trat bei dem dortigen Theater als Souffleur ein, wurde später Kassierer, Ökonom und Theaterdichter und übernahm im Verein mit Musikdirektor Schmitt 1805 die Leitung des Theaters auf eigne Rechnung. 1822 zog er sich ins Privatleben zurück und starb 1827 in Frankfurt. Die Lektüre gab, ähnlich wie bei Dick, seinen natürlichen Anlagen eine bestimmte Richtung, und so ward er zum Dichter. 1789 gab ein Gönner, A. W. Schreiber, seine ersten Gedichte heraus. Ebensowenig wie bei Dick kann man bei ihm den Maßstab strenger Kritik anlegen. Der Kreis seiner Ideen ist klein, wie der Kreis, in dem er aufwuchs. Die Gedichte, Gelegenheitsverse, Naturschilderungen, Balladen und Fabeln, sind gefällig und anmutend in der Form und zeichnen sich durch ungekünstelte Empfindung und Schlichtheit aus. Seine im nächsten Jahre (1790) erschienenen „Kriegslieder", deren Titel an die Sammlung Gleims erinnert, die vielleicht vorbildlich war, sind mir nicht bekannt geworden. Eng befreundet war Ihlee mit dem damals gefeierten rheinhessischen Volksdichter **Isaak Maus**, Bauersmann zu Badenhausen bei Kreuznach, dem er aber an Begabung weit nachsteht. Ihlee schrieb auch eine Anzahl Opern, so den Text zu **Spohrs** „Zemire und Azor", in der sich das Lied, „Rose, wie bist du so reizend und mild" findet, das volkstümlich wurde.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fanden sich in Marburg eine Anzahl dem Gelehrtenstand angehöriger Männer zusammen, die in ihren Mußestunden neben den Berufsgeschäften ihren poetischen Neigungen nachgingen und als ihr Haupt den 1787 nach Marburg berufenen **Jung-Stilling** verehrten. Mit feinem litterarischen Geschmack und einer umfassenden Bildung ausgestattet, kannten sie sich gründlich im griechisch-römischen Altertum aus — zwei davon waren sogar treffliche Philologen — und waren bestrebt, die alten klassischen Traditionen in ihren Werken zur Geltung zu bringen. Neben dem schon erwähnten **Karl Ludwig von Wildungen** gehörten zu dem Kreise **Hans Adolf Fr. v. Eschstruth**, der

Herausgeber des „Hessischen Musenalmanachs“, J. F. Engelschall, Professor der schönen Litteratur, Karl Wilhelm Justi, Konsistorialrat und Professor der Theologie, Wilhelm Usener, Archidiakon an St. Elisabeth, Wilhelm Beck, Bureauchef bei der Präfektur des Werra-Departements, ꝛc. Auch eine Anzahl gebildeter Frauen nahmen an dem Zirkel teil, so Elise Sommer, geb. Brandenburg, eine zugewanderte Hessin, Katharina Dorothea v. Eschstruth, geb. Riemenschneider, Friederike Amalie von Gehren, die Freundin Kästners und Tochter des bekannten Professors Baldinger, Karoline Kröber, geb. von Urff u. a., von denen einige erst der nächsten Periode angehören.

Als eine Folge dieses dichterischen Zusammenwirkens entstand Ostern 1783 nach dem Muster der damaligen Musenalmanache die „Hessische Poetische Blumenlese“, die ausschließlich einheimische Dichter berücksichtigte und, von Hans Adolf Fr. Eschstruth in Marburg herausgegeben, daselbst im Bayrhofferschen Verlag erschien. An dem ersten Jahrgang waren 28 Dichter und Dichterinnen beteiligt. Von bekannteren Namen waren vertreten Casparson, Tobias Dick, Engelschall, Philippine Engelhardt, geb. Gatterer, Hans Adolf und Katharina Dorothea von Eschstruth, Karl Wilhelm Justi. Andere hatten ihren Namen hinter Chiffren versteckt. Einige andere Namen sind heute selbst in unserm engern Heimatland verschollen. Im nächsten Jahre wurde der Almanach noch einmal fortgesetzt. Zu den alten Namen kamen zwei neue hinzu: der Hessen-Darmstädter C. K. F. W. Buri (mit einem wohlgelungenen Gedicht auf den Schröckerbrunnen) und die erst 15jährige Wilhelmine Rall, die sich später mehrfach als Dichterin hervorthat. Von den Stoffen nahmen die Gelegenheitsgedichte in beiden Bänden einen breiten Raum ein. Im übrigen sind alle Ton- und Stilarten vertreten. Das höchste Pathos der Hymne und Ode wechselt mit dem leichten Ton des Volksliedes oder dem trivialen Knüttelvers eines Tobias Dick, anmutige Begabung mit dem krassesten Dilettantismus ab. Wirklich eigenartige Talente fehlen in der Sammlung. Am stärksten tritt vielleicht die dichterische Individualität der Philippine Engelhard hervor. Alles übrige läßt die gemeinsamen Vorbilder nur zu leicht erkennen. Aber wenn auch die meisten keine selbständigen Töne anschlagen

können, so ist doch schon das Zusammenscharen unter ein gemeinsames Banner ein Verdienst, das wir in Zeiten der Verwilderung unserer hessischen Litteratur nicht hoch genug anschlagen können. Leider hörte dies Zusammenwirken schon nach den beiden ersten Jahren auf, wahrscheinlich, weil sich der Almanach in einem so engbegrenzten Gebiete, wo man für Litteratur nicht viel Teilnahme bewies, auf die Dauer nicht rentierte.

Der älteste Vertreter dieses Marburger Musenkranzes ist Joseph Friedrich Engelschall. Nach seinen eigenen Mitteilungen (Strieder IV, S. 523) wurde er 1744, nach andern (Meusel, Schlichtegroll, Goedeke) 1739 zu Marburg als Sohn eines Konsistorialrates geboren. Er verwaiste früh und verlor durch einen gefährlichen Sturz von der Treppe im 13. Jahr sein Gehör, so daß er meist auf Selbststudium angewiesen blieb. Mit großer Vorliebe widmete er sich dem Studium der Philosophie und Litteratur und der Zeichenkunst, war viele Jahre Privatlehrer im Zeichnen und wurde 1788 Professor der Philosophie und Lehrer der Zeichenkunst an der Universität Marburg, wo er 1797 starb. Den Schriften eines Hagedorn, Winkelmann und Lessing verdankte er den größten Teil seines Geschmacks in Kunstsachen. Im Jahre 1775 waren im Göttinger und Leipziger Musenalmanach einige kleine Gedichte ohne sein Vorwissen gedruckt worden. Hierdurch wurde er bekannt, und mehrere Dichter wie Kästner, Bürger, Göcking wurden bald seine Freunde. Er trat in Briefwechsel mit Gleim, Kästner, Weiße, Riedel u. a., auch besuchten ihn Göcking und Matthison später in Marburg, ersterer im Mai 1781, letzterer im August 1785. In fast allen Musenalmanachen und Taschenbüchern damaliger Zeit ist Engelschall mit zahlreichen mehr oder minder guten Beiträgen vertreten. Besonders an Vossens Musenalmanach und Wielands neuem deutschen Merkur arbeitete er fleißig mit. Im Sommer 1788 gab er seine gesammelten Gedichte heraus, deren Ankündigung Wieland im deutschen Merkur mit einer sehr empfehlenden Nachschrift begleitet hatte. Sie trugen ihm viel Anerkennung zeitgenössischer Dichter ein, von Göcking, Gotter, Bürger, Matthison, Kästner und Gleim. Letzterer schrieb am 12. Februar 1789: „Ihre Muse, mein liebster Herr Professor, dessen Andenken an mich mir äußerst

angenehm ist, verspricht uns viel, giebt uns den angenehmsten Beweis, daß noch nicht überall in unserm lieben Vaterland der gute Geschmack durch Schwulst und Ziererei zu Grunde gerichtet ist. Bleiben Sie doch, das bitt' ich Alter, mit einem Fuß im Grabe, der Wahrheit und dem natürlichen Darstellen getreu. Denn nichts ist schön, als Wahres. Dann werden Sie nach unserem Wielanden, unserm Uzen, unserm Nikolaus Götzen, diesem leider unsern Pomp und Arabesken liebenden Zeitalter noch einst in ernsthaftern Gedichten ein Exempel sein!" — Heute dünkt uns, wenn wir Engelschalls Gedichte zur Hand nehmen, ein solches Lob fast unverständlich. Denn er gehört gleich Casparson zu den einheimischen Dichtern, die für unsern Geschmack ungenießbar geworden sind. Engelschall geht in seinen lyrischen Poesien teils von Hölty aus und sucht dessen elegische Empfindungen durch äußerliche Verschmelzung mit den Anschauungen des hellenisch-römischen Altertums nachzuahmen, teils folgt er, der Mehrzahl nach, in seinen leichtern Gedichten dem wertlosen Getändel der Anakreontiker. Noch mehr als bei diesen werden Horazische Stoffe immer neu variiert. Das Wesentliche ist ihm die Ausschmückung der Form, nicht die Schönheit der Form und die Wahrheit der Empfindung. Die durch Gellert in die Poesie eingeführten Wesen der Grazien, Nymphen, Nixen, Amoretten u. a., horazische Ausdrücke wie Philomele, Chloe, Philinde, Cythere kehren fast in jedem Gedichte bis zum Überdruß wieder und sollen den Mangel an wirklicher Begabung verdecken. Seine Balladen und poetischen Erzählungen, die sich durch große Redseligkeit auszeichnen, stehen unter Bürgers bezw. Pfeffels Einfluß. Am gelungensten sind seine Epigramme, die auch den Beifall Kästners fanden. Angenehm an Engelschalls Muse berührt, daß sie sich von der Bardenphraseologie jener Zeit frei hält. Die Nachwelt hat Engelschall heute höchstens noch als Verfasser der biedern Räubergeschichte vom Metzgermeister Schnell in Andenken.

Angenehmer wirken die Poesien seines Neffen Karl Wilhelm Justi. Einem alten hessischen Gelehrtengeschlecht entstammend, wurde er 1767 zu Marburg geboren, bezog, 15 Jahre alt, die dortige Universität und betrieb außer theologischen und orientalischen auch historische, philosophische, philologische und naturwissenschaftliche Studien. Nach beendigten Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle, wurde 1790

Prediger an der lutherischen Kirche in Marburg, 1793 auch Professor der Philosophie an der Universität, 1801 Archidiakonus, 1802 Superintendent der evangelisch-lutherischen Gemeinden der Provinz Oberhessen und Konsistorialrat, 1814 Oberpfarrer und 1822 Professor der Theologie dortselbst, wo er 1846 starb. Als 14 jähriger Knabe verfaßte er sein erstes Gedicht „Frühlingslied", das ihm den Beifall Bürgers errang und im Göttinger Musenalmanach von 1782 Aufnahme fand. Auch die „Hessische Blumenlese" von 1783 und 1784 brachte bereits einige Beiträge von ihm, die Phantasie und echte Empfindung verraten. Von da an hat er eine seltene Thätigkeit auf litterarischem Gebiet aufzuweisen. Ein halbes Jahrhundert lang hat er Beiträge zu den verschiedensten Zeitschriften und Almanachen geliefert und während zweier Menschenalter die Strömungen in der Litteratur vorbeirauschen sehen. Jahrzehnte lang spielte er in der hessischen Poetenwelt eine tonangebende Rolle. Fast mit allen einheimischen Dichtern, ältern wie jüngern, war er befreundet und mit allen, die auf geistige Bedeutung in Hessen Anspruch hatten, stand er in Verbindung. Durch seine Unterhaltungsgabe und sein Dichtertalent trug er zur Belebung der Geselligkeit in weitern und engern Kreisen bei, und stets zeigte sich seine Muse bei öffentlichen Festen dienstbereit. Auch über die engere Heimat reichten seine litterarischen Beziehungen hinaus. Mit mehrern Dichtern stand er im Briefwechsel, und bei ihren Besuchen in Marburg bedienten sie sich gern seiner Führung. Im Jahre 1808 gab Justi eine Auswahl seiner bis dahin im Göttinger Musenalmanach, in Wielands Deutschem Merkur und andern Zeitschriften und Taschenbüchern erschienenen Gedichte heraus, die von der Kritik beifällig aufgenommen wurden (2. Aufl. 1810). Sie enthalten Elegieen, Oden, Balladen, Romanzen, Nachdichtungen biblischer Gesänge und Gelegenheitsgedichte und verraten feinen ästhetischen Geschmack und formales Können, aber im ganzen wenig schöpferische Eigenart. Am stärksten haben Hölty und Klopstock auf ihn eingewirkt, weniger Bürger und Matthison. In der Bearbeitung biblischer Stoffe aus dem alten Testament blieb Herder nicht ohne Einfluß auf ihn. Die leichten Tändeleien der Anakreontiker liegen seiner ernsten Muse nicht, mit Vorliebe wendet er sich elegischen und Naturbetrachtungen zu,

und hier weiß er echte Töne zu finden. Gedichte wie „Der Elisabethbrunnen", „Der Traum auf dem Frauenberg" und solche, in denen er seinem Schmerz um liebe Verstorbene Ausdruck giebt, sind noch heute recht gut genießbar. Andere dagegen kranken an den Modetharheiten jener Zeit, an der Überlastung des Inhalts mit horazischen, keltischen und nordischen Namenfiguren. Eine Frucht seiner orientalischen Studien waren die 1829 erschienenen „Sionitischen Harfenklänge", die außer vier eignen Gedichten getreue metrische Nachbildungen morgenländischer Poesie enthalten. Eine weitere Gedichtsammlung, die 1834 herauskam, in einer Zeit, in der längst andere Dichter vorbildlich geworden waren, atmet zwar noch vorwiegend den Geist der alten Periode, doch macht sich in der Wahl der mittelalterlichen Stoffe und der Form (Sonett) bereits der Einfluß der Romantiker geltend. Justi teilt das Schicksal aller Hessendichter damaliger Zeit. Obwohl er vielleicht der geschmackvollste und vielseitigste unter ihnen war, ist seine Thätigkeit doch mehr die eines reproduzierenden, als Neues hervorbringenden Talentes gewesen, die keine tieferen Spuren zurückließ.

Der unbedeutendste der Marburger Dichter, welche in dieser Periode zu besprechen sind, ist Hans Adolf Fr. von Eschstruth. Er war 1756 zu Homberg als Sohn eines Offiziers geboren, empfing unter dem Rektor Lipsius dort seinen ersten Unterricht, studierte in Rinteln und Göttingen Rechtswissenschaft, wurde 1776 Assessor bei der Regierung in Marburg, 1780 Justizrat dort und vermählte sich im selben Jahr mit Katharine Dorothea Riemenschneider, einer feingebildeten Dame, die später die zweite Gattin des Professors Ullmann in Marburg wurde. 1786 wurde er nach Kassel versetzt, 1788 Regierungsrat und 1791 Hofgerichtsrat daselbst. Ein eigentliches dichterisches Talent war Eschstruth versagt. Er besaß einiges litterarisches, aber kein poetisches Können. Von seinen nach Lessings Vorbild bearbeiteten Epigrammen zeichnen sich manche durch gute Pointen aus. Aber poetisches Empfinden geht seiner Muse ganz ab. Auch ließ er es an der nötigen Kritik fehlen. Das beweist seine „Hessische Blumenlese", die eine Menge blutigsten Dilettantismus enthält. Wie er mit seinen eignen Dichtungen zu leicht zufrieden war — auch mit seinen musikalischen Kompositionen ging es ihm

ähnlich — so nahm er hier alles kritiklos auf, geschmacklose, unreife Verse, wofern es sich nur komponieren ließ. Kennzeichnend für seine poetische Auffassung ist seine Vorrede zum 2. Jahrgang der Blumenlese über die Bildung des Dichters, die etwas gottschedlich anmutet.

Unter den dichtenden Frauen, welche in jener Zeit einige Bedeutung gewannen, steht als die talentvollste obenan Philippine Engelhard[1]), eine naturalisierte Hessin. Geboren war sie 1756 zu Nürnberg als die Tochter des dortigen Gymnasialprofessors, späteren Göttinger Universitätsprofessors Joh. Christoph Gatterer. Sie erhielt ihre Erziehung in Göttingen, wo sie durch Bürger und die andern Göttinger Dichter, die im Hause ihres Vaters verkehrten, die erste Anregung zur Dichtkunst empfing. Wie sie in ihrer Selbstbiographie (Strieder III, 18ff.) und in ihrem Gedicht „Wie ich zur Dichtkunst kam" erzählt, waren 1776 in Vossens Musenalmanach ohne ihr Vorwissen einige Gedichte aufgenommen worden, wodurch sie bald die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es erschienen von nun an Beiträge von ihr in Vossens und im Göttinger Musenalmanach, in dem Taschenbuch Polyanthea (herausg. v. K. Reinhard), in der Hessischen Blumenlese von 1783 und 1784, in Münchhausens Bardenalmanach u. a. 1778 gab sie in Göttingen ihre erste Gedichtsammlung heraus. Sie zeichnet sich vor allen ähnlichen hessischen Erscheinungen durch größere Selbständigkeit und Fernhalten von den litterarischen Modethorheiten jener Zeit vorteilhaft aus. Zwar ist der Dichterin eine gehörige Dose selbstgefälliger Beredtsamkeit nicht versagt, aber sie versteht durch die ungezwungene Naivität und einen reichen Humor, der sich mit einer feinen Empfindung paart, zu fesseln. Die Flüchtigkeit, mit der sie offenbar arbeitete, verleitet sie hie und da zur Vernachlässigung der Form, und die Leichtigkeit, mit der ihr die Reime zuflossen, zu prosaischen

[1]) Vgl. über sie Forsters Briefwechsel I, 194. — „Hessenland", erster Jahrg. Heft 2 u. 3. — „Hessische Erinnerungen" (Kassel 1882, bei Klaunig). — [Hoffmeister:] „Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses." Heinrich Koenig: „König Jeromes Karneval." — Derselbe: „Seltsame Geschichten", in denen ihr ein Kapitel gewidmet ist.

Versen. Die Gedichte der ersten Sammlung umfassen anmutende Liebesgedichte, Schäfergedichte in Prosa, Romanzen, Idyllen und poetische Erzählungen. In der letzteren Gattung macht sich Wielandscher und mehr noch Hagedornscher Einfluß geltend. Köstlichen Humor atmen die beiden Gedichte „Das Nachtwächterlied“ (S. 156) und „Der kluge Einfall des Bedienten“ (S. 231). — 1780 vermählte sie sich mit dem kurhessischen Kriegssekretär Joh. Philipp Engelhard zu Kassel und hierdurch wurde sie bald eine der unsrigen. Wiederholt hat sie in ihren Gedichten sich dahin ausgesprochen, wie glücklich sie sich fühlte, durch ihre Verheiratung eine Hessin geworden zu sein, und wie sehr sie ihre neue Heimat liebgewonnen hatte. Zum Beweis ihrer Dankbarkeit widmete sie ihre neuen Gedichte, die 1782 erschienen, dem Landgrafen Friedrich II. mit einem schwungvollen Gedichte, in dem sie freudig bekennt, daß sie in Hessen zur Sängerin emporgewachsen sei. Ihre neue Sammlung bietet keinen merklichen Fortschritt. Die Gedichte beziehen sich meistens auf die Krankheit ihres Vaters, auf ihr Verhältnis zu Gatte und Kind, und führen selten über den Kreis der Gelegenheitspoesie hinaus. Zu den schönsten gehören das Widmungsgedicht an den Landgrafen, „Die Freude“ (S. 17) und „Am Weihnachtsmorgen“ (S. 114). Eine weitere Sammlung, bestehend aus Kindergedichten und Erzählungen, die 1787 unter dem Titel „Neujahrsgeschenk für liebe Kinder“ herauskam, entspricht den Anforderungen einer strengeren Kritik noch weniger. Es sind inhaltsleere, platte Gedanken mit einer hinkenden Moral und in eine nachlässige Form gekleidet, die man um so mehr bei Gedichten dieser Art vermissen muß, je weniger Poesie sonst darin steckt. Auch ihre letzten 1821 erschienenen Gedichte befriedigen im Verhältnis zu ihrer ersten Sammlung nicht mehr. Die Dichterin hatte sich ausgeschrieben, aber ihr leichtes Versifikationstalent ließ sie die Feder nicht im rechten Zeitpunkt niederlegen. Immerhin ist sie eine unserer angenehmsten dichterischen Erscheinungen in Hessen, und schon das ist ein Verdienst für sie, daß sie in einer Zeit, als welsche Kunst und Litteratur in Kassel blühten, fortfuhr neben Casparson, Wigand und Dick den deutschen Standpunkt in ihren Gedichten zu vertreten.

Tiefer und formvollendeter erscheinen die Gedichte der

gemütsvollen Arnoldine Wolf[1]) geb. Weissel, einer Schülerin Seumes und Münchhausens. Sie wurde 1769 in Kassel als Tochter des Prokurators und Universitätssyndikus Karl Alexander Weissel geboren, verlebte dort ihre Jugendzeit und verheiratete sich 1792 mit dem kurhessischen Bergrat Wolf in Schmalkalden. Ihr dichterisches Talent, das 1788 in einer schweren Krankheit geweckt worden war, wurde durch Münchhausen, der als Kommandeur des Jägerkorps dort in Garnison lag, gefördert und beeinflußt. Ein Gelegenheitsgedicht von ihr, das ihm zu Gesicht gekommen war, veranlaßte ihn bald, ihre Bekanntschaft zu machen und sie als Teilnehmerin an einem dort bestehenden litterarischen Zirkel zu gewinnen. Bald nach Münchhausens Verheiratung mit Marianne Schenk zu Schweinsberg besuchte ihn sein Freund Seume auf der Rückkehr von seiner Reise nach Syrakus, und bei dieser Gelegenheit machte Arnoldine Wolf die Bekanntschaft Seumes, mit dem sie auch später noch in Verbindung blieb, und der ihr — stark von Schiller beeinflußtes — Gedicht „Würde der Männer" besonders schätzte. Als eine Folge dieses Besuches Seumes entstanden später (Nov. 1802) die poetischen Episteln „An Seume nach gemachter persönlicher Bekanntschaft", „Meine Rechtfertigung an Seume" und „Seumes Antwort", die 1811 im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" erschienen und auch in Arnoldine Wolfs Gedichtsammlung sich abgedruckt finden. Auch Jean Paul blieb nicht ohne Einwirkung auf die Dichterin. Im Jahre 1801, in einer Zeit, wo die Begeisterung für diesen Dichter die höchste Stufe erreicht hatte, hatte sie ihn bei einer glänzenden, von seinen Verehrern veranstalteten Festtafel in Kassel kennen gelernt und wurde sechs Wochen später sogar durch einen mehrtägigen Besuch Jean Pauls in Schmalkalden beehrt. Bereits 1788 hatte ein Freund ohne ihr Wissen ihre auf dem Krankenlager entstandenen Erstlingsblüten herausgegeben unter dem Titel „Sechs Lieder von einem jungen Frauenzimmer, das noch nie gedichtet,

---

[1]) Vgl. ihre Selbstbiographie im Vorwort zu ihren Gedichten (hrsg. von Dr. Wiß, Schmalkalden, 1817), S. 1—21, wieder abgedruckt bei Strieder. — Vgl. auch „Seumes Beziehungen zu Hessen" (Hessenl. Jahrg. 1899, S. 98).

auf ihrem schmerzhaften Krankenlager gemacht". Seitdem wurden einzelne Gedichte von ihr in Cottas „Morgenblatt", in den zu Erfurt erschienenen „Erholungen", in Münchhausens Bardenalmanach u. a. gedruckt. Ihre sämtlichen Gedichte wurden 1817 von ihrem Freunde Rektor Wiß in Schmalkalden, der sich selber in lateinischen Versen versucht hat und als letzter Vertreter humanistischer Poesie in Hessen gelten kann, an die Öffentlichkeit gegeben. Sie enthalten eine große Zahl Gelegenheitsgedichte, daneben anakreontische Lieder, Idyllen in Geßners Manier, Oden und patriotische Bardenklänge nach Klopstocks, Elegieen nach Höltys Muster u. a. m. Auch Schillers, der Romantiker und der Freiheitssänger Einfluß hat ihre Muse noch miterlebt. So besingt sie in begeisterten, formvollendeten Tönen die deutsche Friedensfeier nach der Leipziger Schlacht, bearbeitet nach dem Beispiel der Romantiker altdeutsche Stoffe und ahmt Schillers philosophische Gedichte in einer sehr deutlichen Weise nach. Sein Gedicht „Würde der Frauen" beispielsweise modelt sie mit geringfügigen Änderungen in „Würde der Männer" um. Es beginnt bei ihr:

„Ehret die Männer! Ihr Wirken und Streben
Mahnt uns an Weisheit und höheres Leben" 2c.

und bei Schiller:

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben" 2c.

Noch einige untergeordnete Dichterinnen, die Gedichtsammlungen nicht veröffentlichten, mögen kurz erwähnt werden: Karoline Kröber, Friederike Amalie von Gehren, Wilhelmine Rall.

Karoline Kröber war 1765 zu Niederurff geboren und entstammte der alten hessischen Adelsfamilie von Urff. Seit 1789 lebte sie meist in Marburg im regen Verkehr mit der Jung-Stillingschen Familie und vermählte sich 1793 mit dem Hofrat Kröber, demselben Manne, den Jung-Stilling in seinen „Lehrjahren" (S. 13 ff.) unter dem Namen Raschmann so treffend und lebenswahr geschildert hat. Nach dem Tode ihres Mannes schlug sie seit 1813 ihren Wohnsitz wieder in Marburg auf und lebte dort in anregendem Verkehr mit Justi, Usener, Wilhelm Beck, Elise Sommer, Dorothea Eschstruth-Ullmann u. a. Ihre Gedichte, die sie unter

dem Namen Lina veröffentlichte, erschienen im Göttinger Musenalmanach, in Wielands deutschem Merkur, im Intelligenzblatt für Hessen &c. und zeichnen sich durch zartes Gefühl und Wohllaut der Sprache aus.

Friederike Amalie von Gehren wurde 1769 in Göttingen als die Tochter des bekannten Professors von Baldinger geboren, kam mit ihm später nach Marburg und verheiratete sich 1789 mit dem Amtsschultheißen von Gehren in Frohnhausen, wo sie 1819 starb. Sie war mit Kästner befreundet und wird wohl durch ihn zum Schaffen angeregt worden sein. Eine Ode von ihr befindet sich in dem Hessischen Musenalmanach von 1784 unter der Chiffre „v. B.“, die an Klopstock gemahnt. Ob sie sonst noch Gedichte in Zeitschriften veröffentlicht hat, ist mir nicht bekannt.

Wilhelmine Rall wurde 1768 zu Karlshafen geboren, verlebte dort den größten Teil ihres Lebens und starb dort 1839. Bereits 1784 war sie mit zwei im Tone Schillers und Matthisons gehaltenen Gedichten in der Blumenlese von 1784, 1802 mit einer Romanze im Bardenalmanach vertreten. Andere Gedichte erschienen von ihr in „Kinds Harfe“ und in Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“, die bereits romantischen Einfluß verraten.

Hiermit sind wir schon hart an der Schwelle einer neuen Epoche angelangt, die durch die Nachahmung Schillers, Matthisons und der Romantiker in Hessen gekennzeichnet wird. Zuvor aber müssen wir einen kurzen Blick auf die andern Dichtungsgattungen werfen.

Auf allen übrigen Gebieten der hessischen Litteratur ist in dieser Periode nicht viel Schaffenslust zu verspüren. Die religiöse Dichtung, die unter Gellerts und Klopstocks Einwirkung anfänglich emsig in Deutschland gepflegt, dann aber durch Wielands, Lessings, Goethes und Schillers Auftreten fast ganz zurückgedrängt wurde, fand in dieser Periode in Hessen wenig Anklang. Die Einflüsse des Zeitalters der sogenannten Aufklärung wirkten auch hier auf die geistliche Dichtung stark ein. Fast keins der Lieder, die in jener Zeit Aufnahme in die öffentlichen Gesangbücher fanden, stammt aus Hessen. Zu einiger Bedeutung hat es auf diesem Gebiet nur einer gebracht: Jung-Stilling, dessen Lieder erst nach seinem Tode (1821) von W. E. Schwarz heraus-

gegeben wurden, die aber der Mehrzahl nach noch in diese Periode gehören. Von seinen geistlichen Sängen, die eine ausgesprochene pietistische Richtung zeigen, sind die früheren die wertvollsten. Die in ihnen ausgesprochenen Empfindungen sind, ebenso wie die Sprache, wahr und ungekünstelt, während in den späteren die Darstellung geschraubt wird und die Empfindungen gesucht und unecht erscheinen.

Am tiefsten lag die Pflege des Dramas nieder. Auf die scharf ausgeprägte Persönlichkeit Landgraf Moritz' des Gelehrten, der durch den Bau des Ottoneums den Grund zu einem stehenden Hoftheater gelegt hatte, waren die ziemlich farblosen Regierungen Wilhelms V. (1627—1637), Wilhelms VI. (1637 bis 1663) und Wilhelms VIII. (1663—1700) gefolgt, in deren Vordergrund politische Interessen standen, und die, solange der blutige Krieg seine Brandfackel über Hessens Gefilde schleuderte, auch unmöglich etwas thun konnten, um das Interesse für das Theater zu beleben und das Verständnis für diese Kunst in weitere Kreise zu tragen. Erst unter dem jugendlichen, thatkräftigen Landgrafen Karl (1670—1730) vollzieht sich, wie auf andern Gebieten des durch den Krieg arg mitgenommenen Landes, auch die allmähliche Wiedergeburt der dramatischen Kunst in Kassel. Die Hoffnungen, welche sich in Deutschland an ein nationales Drama geknüpft hatten, hatten sich nicht erfüllt. Das deutsche Drama war durch die Wandertruppen mehr und mehr in Mißkredit bei den vornehmen Kreisen gelangt, und statt dessen eine neue Bühnengattung, die Oper, die aus Italien eingeführt wurde, aufgekommen. Auch in Kassel fand sie bald Eingang. Mit seiner Liebe zu den Wissenschaften verband Landgraf Karl eine leidenschaftliche Liebe zur Musik, und in ihm fand die siegreich aufstrebende Oper einen begeisterten Beschützer.[1]) Sofort nach seinem Regierungsantritt ließ er die Hofkapelle neu organisieren und eine Menge ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen für die Oper gewinnen, die zum größten Teil aus ausländischen, meist italienischen, Künstlern bestanden. Das eigentliche Drama dagegen wurde stark vernachlässigt und war ganz nach französischem Muster zugespitzt. Fran-

---

[1]) Vgl. Näheres darüber bei Lynker, Gesch. des Theaters und der Musik in Kassel. II. Kap.

zösische Komödien und Tragödien in französischer Sprache wurden aufgeführt und blieben so ausschließlich den Hof- und vornehmen Ständen vorbehalten, während das Volk seinen Geschmack an theatralischen Belustigungen durchreisender Gauklertruppen zu befriedigen suchte, die ihre Vorstellungen nach Art der heutigen Seiltänzereien in Bretterbuden zum Besten gaben. Eine neue, freilich noch weniger erfreuliche Periode des Kasseler Theaterwesens bringt die Regierung Landgraf Friedrichs II.[1]) (1760—1785). Er war, wie überhaupt die deutschen Fürsten seiner Zeit, ganz in welschem Geschmack befangen, und seine Residenz Kassel glich mehr einem Venedig oder Versailles en miniature als einer deutschen Stadt. Auf den Promenaden, in den Abendzirkeln, bei Hofe, im Theater, überall begegnete man fremdartigen Modefiguren, Hoflitteraten, französischen Schauspielern, italienischen Sängern und Sängerinnen u. s. w. Die vornehmen Kreise gewöhnten sich zuvorkommend ihre Muttersprache ab, schwärmten für französische Klassiker und italienische Komponisten und richteten sich sogar im Schnitt ihrer Kleider nach den französischen Mustern in Paris. Die italienische Oper erstand von neuem, und es wurden fast nur noch Opern, Operetten und Ballete gegeben, dabei auf prunkvolle Ausstattung und glänzende Honorarzahlung ungeheure Summen verschwendet, während man für deutsche Schauspiele kein Interesse mehr hatte. Aber mit dem Tode dieses ganz französisch gesinnten Fürsten hatte die Herrlichkeit bald ein Ende. Mit dem Regierungsantritt Wilhelms IX. (1785—1821) wurde mit der nach französischem Muster eingerichteten Hofhaltung aufgeräumt, die teure, allzu verschwenderisch ausgestattete Oper abgeschafft und das deutsche Schauspiel wieder zu Ehren gebracht. Direktor Großmann,[2]) der bereits 1781 eine begeisterte Aufnahme beim Kasseler Publikum gefunden

---

[1]) Vgl. Lynker, aao. III. Kap. — Ferner: „Kassel und sein französisches Theater unter Landgraf Friedrich II." von W. G[rotefend]. (Hessenland, 1900, S. 157 ff.) und „Beiträge zur Geschichte des Kasseler Theaters am Ende des 18. Jahrhunderts" von W. S[choof]. (Hessenland, 1900, S. 167 ff.)

[2]) Vgl. Joseph Wolter: Das Kasseler Theater zur Zeit des Theaterdirektors Großmann (Hessenland, 1898, S. 166 ff.). — Lynker, aao. IV. Kap.

hatte, krönte die ersten Tage von Wilhelms Herrschaft mit seinen deutschen Bühnenstücken. Hiermit trat eine Reaktion in der Kunstpflege ein, und von dieser Zeit an, als Lessing, Goethe und Schiller die deutsche Bühne mit ihren klassischen Werken befruchteten, machte auch das Kasseler Theater eine gesunde, kräftige Entwickelung durch und schwang sich langsam zu dem Ansehen auf, das es heute unter den ersten deutschen Hoftheatern genießt.

Von den Dramatikern, die Hessen in dieser Periode hervorgebracht hat, ist nicht viel Rühmens zu machen. Man besaß weder viel Neigung noch Begabung für dieses Gebiet. An oberster Stelle ist hier der Nationaldichter Casparson zu nennen, der zur Zeit Direktor Großmanns, also in jenen Tagen, als das dortige Theater in einer gewissen Ratlosigkeit zwischen Fremdem und Heimischem schwankte, eine Anzahl deutscher Bühnenstücke im Schoenaich'schen Geschmack schrieb („Teutomal", „Hermanns und Thusneldens Sohn", „Askanius und Irene" 2c.) und sich um die Wiedererweckung mittelalterlicher Poesie verdient machte. Was wir sonst von dramatischen Leistungen jener Zeit besitzen, ist nicht der Rede wert: von Münchhausen ein Drama „Die Sympathie der Seelen" aus dem Jahre 1791 und von Engelschall ein im Nachlaß aufbewahrtes Stück, das er selbst für seine beste Leistung hielt.

Auch auf dem Gebiet der epischen und Prosadichtung sind die Leistungen spärlich gesät. Wenn von dem sonderlichen Schriftsteller Adolf Franz Friedrich Ludwig von Knigge,[1]) der unter Landgraf Friedrich II. als Hofjunker und Assessor bei der Kriegs- und Domänenkammer in Kassel lebte, abgesehen wird, da wir ihn kaum als den unsern betrachten können, so ist der einzig bemerkenswerte Schriftsteller in jener Zeit der 1787 nach Marburg berufene Jung-Stilling.[2])

[1]) Für uns kann höchstens sein anonym erschienener „Roman meines Lebens", ein vierbändiges Werk in Briefform, noch einiges Interesse bieten, insofern der Schauplatz vielfach Hessen bildet und interessante Schilderungen über Kassel, Marburg, Hersfeld u. a. sich darin finden.

[2]) Vgl. Briefe Jung-Stillings aus Marburg (‚Euphorion', Jahrgang 1895). — Ferner Vilmar in Ersch und Grubers Encyklopädie und F. Creuzer: „Paralipomena der Lebensskizzen eines alten Professors" (Deutsche Schriften, V. Abt. III. Bd., 1858).

Er war 1740 im Dörfchen Grund bei Hilchenbach im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen geboren, wo sein Vater Schulmeister und Schneidermeister war. Schon früh kamen ihm die Schriften von Paracelsus und Jakob Böhme in die Hände, wodurch nicht nur die mystisch-pietistische Richtung seines Geistes angeregt und genährt, sondern auch seine Lernbegierde geweckt wurde. Er besuchte die lateinische Schule eines nahgelegenen Ortes, mußte aber wegen der Armut seines Vaters seine Studien abbrechen. Er erlernte das Schneiderhandwerk und bekleidete nebenbei, erst 15 Jahre alt, die Schulmeisterstelle zu Zellberg bei Grund. Durch Selbststudium erwarb er sich inzwischen genügende Kenntnisse, lernte Milton, Young, Klopstock und die Philosophen Leibniz und Wolff kennen und erwarb sich durch die ihm von einem katholischen Geistlichen vertrauten Geheimmittel gegen Augenkrankheiten die Mittel, in Straßburg Medizin zu studieren. 1772 ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder und erlangte durch seine erfolgreichen Heilungen von Starblinden bald einen großen Ruf in Deutschland. Da er aber die Armen unentgeltlich heilte, geriet seine Familie infolge seines großen Wohlthätigkeitssinnes bald in drückende Verhältnisse. Er nahm deshalb 1778 eine Stelle als Lehrer an der Kameralakademie zu Kaiserslautern, später zu Heidelberg, an, bis er 1787 einen Ruf als Professor der Finanz- und Kameralwissenschaften nach Marburg erhielt. Diesen Aufenthalt in Marburg, wo er 16 Jahre lang in segensreichem Schaffen lebte, hat uns Jung-Stilling ausführlich in seinem Hauptwerke „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft und Alter“ geschildert, einer romanartigen Selbstbiographie, die sich würdig an die Seite von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ stellt. Der erste Teil dieser Lebensgeschichte, der übrigens die nachfolgenden weit übertrifft, und an dem Goethe bessernde Hand angelegt haben soll, erschien 1777 unter dem Titel „Heinrich Stillings Jugend“. Durch die günstige Aufnahme des Buches ermutigt, setzte er die Aufzeichnungen fort, und es erschienen 1778 „Heinrich Stillings Jünglingsjahre“ und „Wanderschaft“, 1789 „Häusliches Leben“, 1804 „Lehrjahre“, und 1817 „Heinrich Stillings Alter“. In diesem Roman ebenso wie in den unbedeutenderen „Geschichte des Herrn von Morgenthau“ (1779), „Ge-

schichte Florentins von Fehlendorn" (1781—1783), „Leben der Theodore von der Linden" (1783), und dem „Heimweh" (Marburg 1794) liegen überall persönliche Erlebnisse zu Grunde. Die Persönlichkeiten sind zum Teil der Wirklichkeit entnommen, wie zum Beispiel die des Raschmann, wie bereits oben erwähnt wurde, und bilden deshalb eine interessante Quelle für die damaligen Erscheinungen. Während die eben genannten übrigen Romane heute vergessen sind und auch kaum noch Interesse für uns haben, lebt sein Hauptwerk als eins der großartigsten Muster dieser Romangattung in der Litteratur fort. Zu den wertvollsten Partien des Buches gehört der erste Teil, der sich durch eine bezaubernde Naivetät und Innigkeit auszeichnet und besonderen Wert durch die eingestreuten Volkslieder und -Märchen erhält, sowie die beiden folgenden Teile, während mit dem vierten Teile, der sein häusliches Leben schildert, und dem fünften, der sein Leben in Marburg erzählt, das Interesse abnimmt. Seit 1795 wohnte Jung-Stilling einen großen Teil des Jahres über in einer Villa in dem nahegelegenen Ockershausen, um, wie er sagte, „von der freien und reinen Luft in der schönen Natur mehr Stärkung, Erholung und Aufheiterung zu erhalten", während er seine Vorlesungen in Marburg in seinem Hause hielt. Wie sehr er Marburg geschätzt hat, geht aus einer Stelle im fünften Teil seiner Lebensgeschichte hervor, mit der er der Stadt eins der herrlichsten litterarischen Denkmäler gesetzt hat.[1]) Seine „Erzählungen" wurden 1814 von seinem Freunde J. L. Ewald herausgegeben. 1803 folgte er einem Rufe nach Heidelberg und starb 1817 in Karlsruhe.

Mehr Anklang als die Bearbeitung des Romans fand in jener Zeit, in der durch die Gründung von Intelligenzblättern und Tageszeitungen[2]) der Versuch in Tagesschriftstellerei sich mehr und mehr äußert, eine andere Prosagattung: die Reiseschriften, die bereits im 17. Jahrhundert vereinzelt in der deutschen Litteratur aufkamen und im 18. Jahrhundert in Blüte standen. Auch eine Anzahl Hessen beteiligte sich an

[1]) Mitgeteilt in meinem litterarischen Gedenkbuche „Marburg, die Perle des Hessenlandes", S. 9 und 10.

[2]) Vgl. Näheres bei Nebelthau: „Hessische Zeitungen" (Hessenl. 1891, S. 228 ff.).

diesem Zweige der Litteratur. Als die beste Reisebeschreibung eines Hessen dürfen die „Phantasieen auf einer Reise“ von Johann Ludwig Ewald aus Dreieichenhain, dem Herausgeber von Jung-Stillings „Erzählungen“, gelten, die sich durch Tiefe der Betrachtung und Schönheit der Sprache auszeichnen. Auch die durch Objektivität der Darstellung wertvollen Reisebeschreibungen Friedrich Justinians von Günderode, eines Verwandten der Karoline von Günderode, verdienen hier erwähnt zu werden. Eine Folge dieser schriftstellerischen Thätigkeit war, daß auch Hessen vielfach von auswärtigen Dichtern besucht wurde.[1]) Besonders Kassel wurde im 18. Jahrhundert von einer stattlichen Reihe deutscher Dichter aufgesucht, und die hier erhaltenen Eindrücke haben sie in ihren Reiseschilderungen niedergelegt, während Marburg, das doch durch seine herrliche Lage, durch seinen Dom und andere Sehenswürdigkeiten Stoff zu interessanten Bemerkungen hätte liefern können, meist unerwähnt bleibt und erst durch die Romantiker im 19. Jahrhundert bekannt wird. Mit ihrem Auftreten beginnt in der hessischen Litteratur eine neue Epoche, die zwar nicht viel reicher an produktiven Talenten als die eben geschilderte ist, die aber durch die Beziehungen, die Hessen jetzt zur deutschen Litteratur anknüpft, ungleich bedeutungsvoller ist.

IV. Klassicismus u. Romanticismus in Hessen.

(1800—1832.)

Mit dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts beginnt für Hessen eine ununterbrochene Kette beklagenswerter politischer Zustände, die ihren endgültigen Abschluß nach einem mehr als halbhundertjährigen Kampf in dem Untergang der kurhessischen Lande finden sollten. Kaum war die bisherige

[1]) Vgl. Hans Altmüller: „Deutsche Dichter in Kassel“ (Hessenl. 1897, S 194 ff.) und Wilhelm Schoof: „Beziehungen Marburgs zur deutschen Litteraturgeschichte“ (Hessenl. 1898, S. 286 ff.).

Landgrafschaft zu einem Kurfürstentum erhoben worden, so begann auch schon für das neugeschaffene Reich die Zeit seiner schlimmsten Erfahrungen und Unruhen: der Zusammensturz der althessischen Verhältnisse am 1. November 1806, die Errichtung des Königreichs Westfalen, der heldenmütige Dörnbergsche Aufstand und endlich die Wiederkehr des vertriebenen Kurfürsten mit all dem Jubel hessischer Vaterlandsliebe. Aber der Jubel sollte nicht lange anhalten. Statt der äußeren Kämpfe trat eine lange Reihe innerer Zerrüttungen ein: die politische Unzufriedenheit des Volkes, sein Verlangen nach einer Verfassung, dann die tumultuarischen Auftritte in Kassel, Hanau und Fulda, welche, wie ein fernes Wetterleuchten, eine gewitterschwangere Atmosphäre verkündigten, und endlich die Zusammenberufung der Landstände und die Herstellung der alten Verfassung am 8. Januar 1831. Dann kurzer Jubel, aber bald gefolgt von neuen Streitigkeiten zwischen Friedrich Wilhelm und seinen Ministern (Hassenpflug) einerseits und der Volksvertretung andrerseits (Aufhebung der Verfassung, neuer Ständekampf u. s. w.), und endlich die Katastrophe von 1866 und die Einführung preußischer Zustände.

Trotzdem die öffentlichen Zustände von so niederschlagender Beschaffenheit waren, daß wir uns einen ungünstigeren Boden für litterarisches Leben kaum denken können, überzeugt uns ein Blick auf diese Periode und mehr noch auf die folgende (1832—1866) bald eines andern. Gerade die trübe politische Lage, in der Kurhessen sich befand, hat den Trost, welchen Kunst und Wissenschaft gewähren, um so lebhafter empfinden lassen. Während die politischen Zustände den altberühmten hessischen Patriotismus auf immer neue und immer härtere Proben stellen, vertiefen sich Kunst und Wissenschaft nur um so eifriger in die Geschichte des Vaterlandes und suchen aus den Erfahrungen der Vergangenheit Trost und Kraft für die Gegenwart zu schöpfen. Können die meisten auch keine neuen Töne anschlagen, — denn wo das gesamte Leben der Nation krank ist, wie damals, da kann die Poesie keine neuen Triebe ansetzen — so wissen sie doch die alten mit Anmut fortzusetzen, und auch das ist ein Verdienst, das wir in solchen Zeiten nicht hoch genug anschlagen können.

Am Eingang dieser Epoche zeigt sich der Einfluß **Schillers**

auf die poetische Produktion in Hessen. Schon früher wurde darauf hingewiesen, wie verhältnismäßig wenig die großen Dichtergeister Herder, Lessing, Schiller und besonders Goethe in Hessen Nachahmung fanden. Noch auffallender wird diese Erscheinung, wenn man vergleicht, wie wenig Goethe beispielsweise im Verhältnis zu dem später auftretenden Heine in der Litteratur nachgeahmt wurde. Etwas versöhnlicher wirkt der Gegensatz schon bei Schiller. Von diesem ahmte man die reflektierende und didaktische Poesie nach, die nicht allzu große Schwierigkeiten bot. Schiller hatte namentlich in den Jahren 1795—1797 diese Lyrik gepflegt und hier Stücke von bleibendem Wert geschaffen, deren bedeutsamer Gedankeninhalt in ein ebenso kostbares als geschmackvolles Gewand gebracht war. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Richtung auf vollendete Formschönheit und idealen Flug der Gedanken bald für viele vorbildlich wurde, die den Mangel an wahrhaft poetischem Empfinden auf diese Weise zu verhüllen suchten.

Auch in Hessen fand diese Art von Poesie bald Eingang. Am besten noch vertrat diese Gattung der unter Justis Anleitung zum Dichter herangebildete Wilhelm Usener. Geboren 1777 zu Michelbach bei Marburg, als Sohn des dortigen Pfarrers, studierte er in Marburg und Rinteln Theologie und Philologie, wurde 1802 Lehrer an einem Erziehungsinstitut in Landau, 1803 Privatlehrer in Frankfurt, 1804 Subdiakon zu St. Elisabeth, 1814 Archidiakon daselbst und starb ebenda 1837. Seine Gedichte, von denen einige vorher in Wielands deutschem Merkur erschienen waren, gab er 1815 unter dem Titel „Gedichte", und 1827 in zweiter Auflage unter dem Titel „Gedichte und Charaden" heraus. Interessant ist ein Vergleich dieser Gedichte mit denen Engelschalls oder Münchhausens. Statt der horazischen Chloe oder Belinde, die bei Engelschall bis zur Geschmacklosigkeit wiederkehren, tritt hier die Schillersche Laura auf, statt der bardischen Telyn begeistert ihn der „Sphären Lied", ja Wendungen wie „Lieblich in der Jugend Prangen" (S. 66) oder „Das heitre Auge sah den Himmel offen" (S. 67) lassen die Nachahmung Schillers nur zu deutlich erkennen. Useners meiste Gedichte sind nichts anderes als ein Widerhall von Schillers philosophischen Gedichten und Epigrammen, von

denen zuweilen ganze Zeilen umgeschrieben sind, wie folgendes Beispiel („An Adelinde") beweisen möge:

„Zerronnen sind die goldgewirkten Träume
Die hoch des Knaben trunknes Herz geschwellt,
Die uns der Zukunft schwarz verhüllte Räume
Mit ihres Rosenlichtes Glanz erhellt."

Noch ein paar Stufen tiefer stehen einige andere Dichter, wie Heinrich Enyrim, von dem einige Gedichte im Göttinger und Leipziger Musenalmanach wie in Wildungens Taschenbuch gedruckt wurden, und dessen gesammelte Gedichte 1811 in Kassel herauskamen, Heinrich Fenner, Pfarrerssohn aus Kirchhain, der in Marburg studierte und 1819 eine Sammlung „Winterblumen" herausgab, Theodor Hartert, Fürstl. Hess. Philippsthalscher Amtmann zu Barchfeld, der 1806 ein Bändchen Gedichte veröffentlichte, Adam Zeis aus Treysa, später Rektor in Spangenberg, Joh. Adam Koch, Karl Eduard Brauns u. s. w., lauter Versemacher niedrigsten Ranges, die auf den ersten Blick verraten, in wie trivialer Weise sie die hohen Schillerschen Gedanken zu verwässern verstanden. Es wäre Zeitvergeudung, weiter diesen Spuren nachzugehen. Ein einziges Beispiel mag genügen, um diesen „Schillerkultus" in Hessen gebührend zu würdigen. Es sind die „Alten und Neuen Lieder" eines gewissen C. W. Arend, der 1804 zu Marburg geboren war, 1820—23 dort studierte und hier bereits eine Sammlung „Harfentöne" herausgegeben hatte. Unter den mannigfachen Tonarten, die nach allerhand bekannten Mustern variiert sind, und unter denen Schiller am meisten geplündert ist, stoßen wir da auf herzzerbrechende Tiraden, welche die „treue Braut" ihrem „guten Jüngling" nachseufzt und die uns jeder Kritik überheben:

„Oftmals hab' ich ihn begleitet
Durch des Waldes finstre Nacht,
Durch Gefahren ihn begleitet
Und so oft für ihn gewacht;
Und in einer, einer Stunde
Muß ich ferne von ihm sein,
Da bekommt er eine Wunde
Und — der Hades schließt ihn ein!"

Noch mehr als Schiller machte der durch seine Empfehlung bekannt gewordene Matthison, der ja auch freundschaftliche,

persönliche Beziehungen zu Hessen hatte, mit seinen in „rosenduftiger", „purpurwolkiger" Verschwommenheit ganz und gar aufgehenden sentimentalen Landschaftsmalereien Schule in Hessen, die, trotzdem sie von den Romantikern wegen ihrer inhaltslosen Gefühlsschwelgerei in Mißkredit gebracht wurden, sich lange in Gunst erhielten, besonders bei der Frauenwelt.

Vorwiegend Matthison ahmte die zugewanderte Hessin Elise Sommer, geb. Brandenburg nach. Sie wurde 1767 in Stralsund geboren, stand in ihrer Jugend mit Jung-Stilling in Briefwechsel und verheiratete sich sehr früh mit dem fürstlichen Kabinettsrat Pommer in Berleburg. Trotz der ungünstigen Verhältnisse, in die sie dadurch geriet, gewann sie Zeit, sich der Poesie zu widmen. Nach dem Tode ihres Mannes siedelte sie nach Marburg über — eine zweite Ehe mit dem Regierungsrat Jost wurde kurz zuvor wieder gelöst — wo Justi und Wildungen sich ihrer annahmen, ihre Fehler in den Liedern verbesserten und sie mit den Gesetzen des Wohllauts und der Metrik bekannt machten. Proben, die sie an Schubart, Voß und Göcking sandte, fanden ihren Beifall. Schubart meinte sogar von ihrem Gedicht „Abends im Mondschein": „es sei mit Tropfen Herzblut tingiert", und Voß, in dessen Familie sie in Heidelberg freundliche Aufnahme fand, sagte von ihr: „Sie sind eine brave Dichterin und haben gut gedichtet". Ihre erste Gedichtsammlung erschien in Marburg 1806 unter dem Titel „Versuche". Schmerzvolle Erlebnisse hatten sie zur Dichterin gemacht. Sie hatte, wie sie selbst sagt, ihre Lieder „niedergeweint". Daher dieses Hinneigen ihrer Muse zu Klagen und Trauer, dieses Schmachten und Sehnen nach den Gefilden einer bessern Welt. Der Einfluß ihres Freundes Justi, und indirekt der Höltys tritt in ihren ersten Gedichten, in denen sie die Gräber ihrer Lieben besingt, deutlich zu Tage. Aber sie bleibt hier nicht stehen, sondern verbindet später diese elegische Grundstimmung mit der sentimentalen Landschaftsmalerei Matthisons. Sie geht einen Schritt weiter, indem sie in die bloßen Naturschilderungen ihre persönlichen Empfindungen und Erlebnisse hineinträgt. So wird das Matthisonsche Gedicht „Mondscheingemälde", das bei diesem nur malt, leicht umgeändert in „Abends im Mondscheine", mit dem Nebentitel „Dem Andenken meines

Bruders geweiht". Es beginnt ganz im Matthisonschen Tone, mit den gleichen Bildern, mit der gleichen verschwommenen Naturmalerei, nur am Schluß läßt sie, statt daß das Gedicht objektiv ausklingt, die „silberne Luna" das ferne Grab ihres Bruders Albrecht umschweben und endet dann mit der Moral:

> „Getrost! — ein Tag wird uns vereinen,
> Einst seh' ich dich verklärt und schön
> In Edens lichtumflossnen Hainen
> Mir sehnsuchtsvoll entgegen gehn!"

In ähnlicher Weise wird Matthisons „Abend" leicht umgeschrieben in „Abendgefühle", dem sie dann später ein ähnliches „Morgengefühle" gegenüberstellt. So kehren Matthisonsche Motive, Bilder wie „Die Sehnsucht weint in Cypressenhainen", „Die Schwermut schauert durch die Haine", Ausdrücke wie „rosenduftig", „purpurwolkig", „Luna". „Phöbus", „Philomele", „Aurora" ꝛc. in immer neuen Variationen bis zur Ermüdung bei ihr wieder. Eine zweite Gedichtsammlung, die 1813 zu Frankfurt erschien, geht in der Nachahmung Matthisons noch weiter. Abgesehen von einigen neuen, meist Gelegenheitsgedichten, die hinzukamen, arbeitete sie die alten in noch deutlicherer Anlehnung an ihr Vorbild um. So bekam beispielsweise das oben erwähnte „Mondscheingemälde" den Titel „Abend im Mondenlicht" und wurden Verse wie „Sie wallt um die bemoosten Hügel der Toten in dem stillen Hain" umgeändert in: „Sie wallt um die bemoosten Hügel im trauernden Cypressenhain", und Matthisonschen Ausdrücken zuliebe wie „Zephyr", „Blumenhügel", „Ätherische Gestalten" werden ganze Zeilen umgestaltet. Eine dritte Sammlung, die 1833 von ihrem Gönner Karl Wilhelm Justi herausgegeben wurde, ist inhaltlich die wertvollste. Zwar hat sie die sklavische Nachahmung Matthisons noch nicht abgeschworen, aber der Gesichtskreis hat sich in einigen Poesien erweitert, wie z. B. das patriotische Klänge anschlagende Gedicht „Am Ende des Jahres 1813" beweist. Die Sammlung enthält die in den spätern Jahren verfaßten Erzeugnisse der Dichterin, zumeist Gelegenheitsgedichte an Heinrich Voß, Jung-Stilling, Justi, Wildungen, Philippine Engelhard, welch' letztere sie früher in Kassel kennen gelernt hatte, u. a., mit einem kleinen Anhange von Gedichten ihrer

in London lebenden Tochter, Frau **Friederike Götz**, geb. Sommer, und einer Auswahl prosaischer Aufsätze der Dichterin, unter denen die schönen Schilderungen über **Marburg** recht lesenswert sind. In Gedichten wie „An die Freude", „Hoffnung", „An die Einsamkeit" macht sich in dieser Sammlung auch Schillerscher Einfluß geltend. Im ganzen ist Elise Sommer poetisches Empfinden und Sinn für vollendete Form nicht abzusprechen, wenn sie auch sonst nichts weiter als eine Nachtreterin Matthisons ist.

In gewisser Weise verwandt mit Elise Sommer ist der früh vollendete **Andreas Wiß**. Geboren 1788 zu Brotterode bei Schmalkalden, studierte er in Rinteln und später nach Aufhebung der ehrwürdigen Ernestina in Marburg unter **Münscher**, **Wachler** und **Justi**, welch letzterer nicht ohne Anregung auf ihn blieb, Theologie und Philologie, war dann eine Zeit lang Hauslehrer auf Wilhelmshöhe, von 1812—14 Hilfsprediger in Kassel und starb bereits 1815 in Schmalkalden. Seine Gedichte sammelte 1816 sein Bruder Rektor **Wiß** in Schmalkalden, (der auch die Gedichte der Arnoldine Wolf herausgab) aus seinem Nachlaß. Andreas Wiß geht wie Elise Sommer von Matthison aus und verbindet dessen Naturschilderungen mit dem elegischen Tone Höltys („Elegie beim Abschied von Rinteln", „An meines Vaters Grabe" ꝛc.). Aber er weiß sich freier in seinen Anlehnungen zu bewegen und die Matthisonschen Formeln mit mehr Maßhaltung anzuwenden. Überhaupt ist er vielseitiger in seinen Motiven und tiefer. Seine gemütvollen, stillen Lieder, über denen der Hauch einer leisen Todesahnung ruht, vermögen noch heute zu ergreifen, und es bleibt zu beklagen, daß seiner Entwicklung durch einen frühzeitigen Tod ein Ende gemacht wurde. Sein tiefempfundenes Gedicht „Sehnsucht nach dem Frühling", das er Anfang 1815 sang, sollte sein Schwanengesang werden. Es war ihm vergönnt, bald den **ewigen** Frühling zu schauen.

In der Regel blieb man nicht bei diesen stehen, sondern ahmte daneben auch Schiller und andere Dichter nach. Ein solches Zwitterding von Schillerscher und Matthisonscher Lyrik bilden die Gedichte der **Elise von Hohenhausen**. Geboren 1789 zu Waldau bei Kassel als die Tochter des westfälischen Divisionsgenerals, späteren hessischen Generals

Adam Ludwig von Ochs, lebte sie abgeschlossen in ländlicher Einsamkeit, bis sie 1798 mit ihren Eltern nach Kassel zog. Hier wurde ihre Erziehung beendet. Mit zwanzig Jahren vermählte sie sich mit dem damaligen Unterpräfekten zu Eschwege, Leopold von Hohenhausen, lebte nach Auflösung des Königreichs Westfalen im väterlichen Hause in Kassel, dann mit ihrem Gatten in Berlin, wo sie in regem Verkehr mit Varnhagen, der Rahel, mit Heine, Uechtritz u. a. sich befand, und später (seit 1824) in Minden, wo ihr Gatte ein litterarisches „Sonntagsblatt" übernahm, an dem Heine, Immermann, Freiligrath und hessische Dichter wie Münchhausen, der außer einigen kleinen Gedichten Bruchstücke aus seinem Tagebuch über den Nordamerikanischen Feldzug hier mitteilte, mitarbeiteten. Nach dem Tode ihres Gatten wohnte sie zuerst bei ihrer Tochter, der 1898 verstorbenen Dichterin Friederike von Hohenhausen, Verfasserin der „Berühmten Liebespaare", und später in Frankfurt a. O., wo sie 1857 starb. Elise von Hohenhausen gehört noch zu der alten Geistesgarde der Litteratur. Sie sah wie Justi während zweier Menschenalter die Strömungen in der deutschen Litteratur vorüberrauschen. Mit ihrer trefflichen Übersetzung von Youngs „Nachtgedanken" gehört sie noch zur Schule der Empfindler, mit ihrer 1817 erschienenen Gedichtsammlung „Frühlingsblumen" steckt sie bereits ganz in Schillers und Matthisons Nachahmung, oft schon mehr plagiatenhaft, als bloß nachahmend. Dieselben Motive wie bei Matthison, oft sogar mit den gleichen Überschriften kehren bei ihr wieder, zahlreiche Bilder und ganze Wendungen entnimmt sie ihm, oder ändert sie entsprechend um. So wird der Matthisonsche Lieblingsausdruck „Äolsharfenton" bei ihr zum „Engelharfenton", das Matthisonsche Motiv „Abendlandschaft" bei ihr zu „Morgenlandschaft" in gleicher Form und Stimmung:

„Purpur schwebt
Golddurchwebt
In der Morgenröte Feuer;
Dämmrung hebt den blauen Schleier."

Und Matthison beginnt:

„Goldner Schein
Deckt den Hain
Weit beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer."

Ganze Strophen und Gedichte schreibt sie in dieser Art geschickt um, so z. B. „Pythia“ (S. 46), das beginnt:

> „Wenn der Sonne Flammenstrahlen sinkend malen
> Thal und Berg und Hain und Flur“ ꝛc.

Und bei Matthison:

> „Wenn der Morgen sich rötet, wenn des Abends
> Goldgewölke die Fichtenhöhe beleuchten“ ꝛc.

In ähnlicher Weise wird Schiller herangezogen, den sie folgenderart variiert („Ergebung“):

> „So willst du fliehen süßer, süßer Wahn,
> Der meiner Seele Nacht erhellt“ ꝛc.

oder:

> „Sie ist dahin, der Täuschung schöne Zeit“ ꝛc.

Viel wertvoller als diese Art von Poesie sind ihre Novellen und Reiseerinnerungen. Ihr „Kasselsches Frauenalbum“, das sicher in litterarhistorischer Hinsicht viel Interessantes bietet, war mir leider nicht zugänglich.

Kann man schon dieser Dichterin den Vorwurf gelinden Plagiats nicht ersparen, so wird in noch krasserem Maße der litterarische Diebstahl in Hessen durch einen gewissen G. F. Duch gekennzeichnet, über dessen Leben mir sonst nichts bekannt geworden ist. Am unverfrorensten hat er sein Plagiat an der eben genannten Elise von Hohenhausen ausgeübt. Nach ihren „Frühlingsblumen“ benennt er seine Sammlung „Mayblüthen“ (Kassel 1824) und besitzt die verblüffende Kühnheit, ihre Gedichte „Ergebung“, „Die drei Himmelsblumen“, „Abendempfindung“, „Herbstlied“ mit denselben Überschriften und unverändert Wort für Wort unter seinem Namen in die Welt hinauszuschicken. Nicht genug damit, wagt er es Schiller in ähnlicher Weise auszuplündern, so daß sich beispielsweise Verse bei ihm finden:

> „Wem der große Wurf gelungen,
> Eines Freundes Freund zu sein,
> Wer ein holdes Weib errungen
> Mische seinen Jubel ein!“

Daß einiges wirklich auch sein geistiges Eigentum ist, werden wir ihm gern glauben, wenn wir folgende Verse lesen:

„Ich ging auf grüne Weide,
Die war geschmückt gar schön
Mit frischer Blumenfreude
Ganz lieblich anzusehen.
Die Vöglein sangen lieblich,
Die Tierlein sprangen üblich (!),
Und das gefiel mir sehr."

Während die Nachahmung des Klassicismus in Hessen fortdauerte, kam hier im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts eine neue Richtung auf, die bald günstigen Boden fand: die deutsche Romantik. Bisher waren von den hessischen Sängern vorwiegend die didaktischen und epigrammatischen einerseits, die elegisch-sentimentalen und idyllischen Gattungen andrerseits gepflegt worden. Durch die Romantiker wurden sie jetzt mehr auf die reine Lyrik, die Gefühlslyrik, hingelenkt, und dadurch ward der Grund zu einer kommenden Blütezeit der hessischen Lyrik gelegt, die in Ernst Koch ihren ersten Gipfelpunkt, dann, nach einem kurzen Niedergang, in Luise von Ploennies und stärker noch in Anna Ritter, der größten Gefühlslyrikerin der deutschen Litteratur, ihren zweiten Höhepunkt erreichen sollte.

Die romantische Schule war ursprünglich eine Reaktion des Gemüts gegen die nüchterne und verstandesmäßige Aufklärung. Indem die Romantiker dieser modernen Aufklärung den Rücken kehrten, suchten sie die Phantasie und das Gemütsleben reicher zu entfalten und lenkten deshalb ihre Blicke auf das deutsche Mittelalter mit seinem Rittertum und Minnewesen, mit seiner Symbolik und Mystik, seinem Hang zum Abenteuerlichen und Phantastischen. So wurde durch sie der Sinn für die altdeutsche Litteratur geweckt, wurden durch sie die alten Volkslieder und Volkssagen gesammelt. Von hier wandten sie sich den romanischen Völkern zu, übersetzten die italienischen und spanischen Dichter und führten ihre Formen bei uns, wandten ihre Aufmerksamkeit auf Shakespeare und machten ihn durch eine klassische Übersetzung recht eigentlich zugängig. Etwas völlig Neues boten sie freilich damit nicht, denn schon durch Klopstock war der Sinn auf die germanische Vorzeit gelenkt worden — wenn auch in einer sehr absonderen Art — durch Herder und Goethe schon das Volkslied gepflegt worden, und durch die Renaissancepoesie

— vornehmlich bei uns in Hessen — das Interesse für die italienischen Dichter und für Shakespeares Dramen bethätigt worden, aber es bildete dies alles damals noch ein untergeordnetes Element in der Litteratur. So groß die Verdienste der Romantik sein mögen, so hatte sie doch auch ihre Fehler, indem durch die Nachahmung der Litteraturen aller Völker ein Mischmasch von allen möglichen Formen aufkam und dadurch die Einheit eines ästhetischen Gesichtspunktes verloren ging, indem ferner durch die Einwirkungen der Fichte- und Schellingschen Philosophie die Neigung zum Allegorisieren und Symbolisieren und andern unverständlichen Spielereien („Blaue Blume") entstand, die der Poesie ebensowenig wie die Matthisonsche Richtung einen positiven Inhalt gab.

Die litterarischen Kreise Hessens wurden bald auf die Romantiker dadurch aufmerksam gemacht, daß einige, die in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Hessen standen, vorübergehend ihren Wohnsitz nach Marburg, dessen romantische Lage sie zuerst entdeckten, verlegten. Bisher galt Marburg für alle Reiseschriftsteller als eine ‚terra incognita'. Die Romantiker haben das Verdienst, den Sinn für Marburgs reizende Lage und schöne Naturumgebung in weiteren Kreisen geweckt und diese Stadt, die sie so sehr liebten, in der Litteratur bekannt gemacht zu haben. Karoline Böhmer, die spätere Gattin August Wilhelm Schlegels, wohnte hier von 1789—1791. Bettina v. Arnim, geb. Brentano, die Enkelin der Sophie La Roche, verlebte am Anfang des 19. Jahrhunderts einen glücklichen Teil ihrer Jugend bei ihrem Schwager Savigny, der mit der ältesten Schwester Bettinas verheiratet war, in Marburg dicht unter dem Schloß, in demselben Hause, das kurz darauf durch Jakob Grimm die Geburtsstätte der aus der Romantik erwachsenen Germanistik werden sollte. Der „Bettinaturm" in Marburg erinnert noch heute an diese denkwürdige Zeit der berühmten Schriftstellerin. Sie selbst hat später Erinnerungen an ihren Marburger Aufenthalt in ihre Romane „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", „Die Günderode" und „Clemens Brentanos Frühlingskranz" eingeflochten, die zu den schönsten litterarischen Denkmälern zählen, die der Musenstadt an der Lahn von dankbaren Gästen errichtet worden sind. Ihr Bruder Clemens Brentano studierte 1800 in Marburg, wurde am 29. Novbr. 1803 in der lutherischen Kirche dortselbst mit Sophie Mereau

getraut und verlebte hier den Winter 1803/04 und den Frühling 1804 als junger Ehemann. Aus Marburg schrieb er seine „Briefe an eine Verwandte", datiert vom Januar 1804 an und Briefe an seine Schwester Bettina, datiert vom Frühjahr 1804, die in Bettinas Roman „Clemens Brentanos Frühlingskranz" eingestreut sind. Sein Lustspiel „Ponce de Leon" ist ferner in der Vorrede unterzeichnet: „Marburg, im Januar 1803". Sein Bruder Christian Brentano[1]) studierte ebenfalls hier von 1804—1806. Ein anderer Romantiker Achim von Arnim, Clemens Brentanos Studienfreund und späterer Schwager, weilte öfters hier zu Besuch[2]) und ließ sein Drama „Der Auerhahn" in Marburg spielen. Auch die unglückliche Karoline v. Günderode, die eine unerwiderte Neigung zu dem Marburger Professor Friedrich Creuzer in den Tod trieb, war, wie aus Bettina Brentano's Roman „Die Günderode" hervorgeht, wiederholt bei Savigny in Marburg zu Besuch. Sie verlebte ihre Jugendzeit in Hanau. Auch zu Kassel unterhielten die Romantiker ähnliche Beziehungen. Brentano's Schwester Lulu war mit dem Bankier des Königs Jérôme, Jordis, vermählt, und Clemens schloß hier 1808 seine zweite Ehe mit Auguste Busmann. Auch hat er für einen Teil seines Romans „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" Kassel zum Schauplatz seiner Handlung gewählt.

Trotzdem die Geschichte dieser Romantiker mit unserem Lande eng verknüpft ist, haben sie irgend welchen Einfluß auf die hessische Litteratur kaum ausgeübt. Deutlicher zeigt sich dagegen der Einfluß Novalis', der als ein Vorläufer der Romantiker und unzweifelhaft als der begabteste unter ihnen angesehen werden kann. Ein Schüler des Novalis ist ein sonst weniger bekannt gewordener, aber talentvoller Anhänger der romantischen Schule: Ernst von der Malsburg[3]), der Freund

---

[1]) Vgl. seine Selbstbiographie in seinen „Nachgelassenen religiösen Schriften" Bd. I. — Ferner Crabb Robinson: „Diary, Reminiscences, and Correspondence (selected and edited by Thom. Sadler) vol. I, p. 123 ff.

[2]) Vgl. den von der Landesbibliothek in Kassel aufbewahrten handschriftlichen Briefwechsel des Pfarrers Bang aus Goßfelden, eines Freundes Savignys und der Romantiker.

[3]) Vgl. über ihn Lit. Konversationsblatt, Jahrg. 1826, Nr. 48 und 49 (Nachruf von Kalkreuth).

Ludwig Tiecks. Er war 1786 zu Hanau geboren als Sohn eines hessischen Offiziers und wurde mit einem jüngeren Bruder bei seinem Oheim teils in Kassel, teils in Escheberg erzogen. Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Kassel studierte er in Marburg die Rechte, um sich für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten, arbeitete als Assessor bei der Regierung in Kassel, wurde unter König Jérôme Auditeur im Staatsrat, 1808 Legationssekretär in München, 1810 in Wien und trat 1813 in sein altes Dienstverhältnis in Kassel zurück. Im Jahre 1814 wurde er Justizrat, 1817 Regierungsrat und gleichzeitig zum Geschäftsträger in Dresden ernannt, wo er mit Tieck, Loeben, Kalkreuth u. a. im angenehmen Verkehr lebte. Inzwischen war er durch den Tod seines Oheims in den Besitz eines großen Vermögens gelangt und beabsichtigte, sich der Escheburg gegenüber, die seinem jüngeren Bruder zugefallen war, ein Waldschloß zu erbauen, da starb er in der Blüte seiner Jahre 1824 an einer Brustkrankheit. Malsburg weist in seinem äußern und innern Leben manche Parallelen mit Novalis auf. Beide waren von Anfang an körperlich kränklich und schwächlich, beide stille, zurückgezogene Naturen, die gern einsamer Beschaulichkeit lebten, beide sollten das ersehnte Glück ihrer Liebe nicht finden, beide raffte eine ähnliche Krankheit inmitten ihres Schaffens dahin und verhinderte die vollständige Entwickelung ihrer Kräfte. Noch mehr waren sie einander innerlich verwandt. Durch beider Dichtungen geht ein geheimnisvoll-mystischer Zug, der durch das Sehnen nach einer religiös-poetischen Verklärung der Welt gekennzeichnet wird, bei beiden spricht sich jene innige Hingebung an den Heiland der Welt aus, wie sie auch den geistlichen Poesien anderer Romantiker eignet, bei beiden endlich treten die Auswüchse der Romantik in der Anwendung und Häufung ausländischer Formen am deutlichsten hervor. Aus der Marburger Zeit datieren Malsburgs erste dichterischen Versuche, wo er vielleicht durch den freundschaftlichen Verkehr mit Savigny und den Brentanos zu eigenem Schaffen angeregt wurde. Seine erste Gedichtsammlung, die 1817 erschien (2. Aufl. 1821), enthält neben vielen schwachen und unreifen Versen bereits einige echt lyrische Stücke, in denen sich das Zarte und Gemütvolle seiner späteren Dichtungen offenbart. Im allgemeinen neigt er hier noch mehr der

epigrammatisch-satirischen Dichtungsart zu, und neben der sich meistens gleich bleibenden ernsten Richtung seiner Poesie zeigt sich hie und da eine angeborene Schalkhaftigkeit und Anlage zum Witz. In einigen läßt sich auch schon der später hervorstechende Charakterzug seiner Muse erkennen, seine Vorliebe für das Südländische in der Wahl der Form, die ihn zu einem berufenen Übersetzer der romantischen Schule machen sollte. Eine bedeutende Wendung nach dieser Seite seines poetischen Wirkens hin trat 1817 mit seiner Berufung nach Dresden ein. Hier lernte er den bedeutendsten Vertreter der romantischen Schule, Ludwig Tieck, und einige andere Romantiker, wie den Grafen Loeben, der bald sein vertrautester Freund wurde, Kalkreuth, Schütz u. a. kennen und nahm an ihrem litterarischen Zirkel teil. Über diese Zeit und die seines späteren Aufenthaltes in Escheberg geben seine Freundschaftsbriefe an Ludwig Tieck, die Karl Holtei herausgegeben hat[1]), nähere Nachrichten, die uns zugleich einen Einblick in das litterarische Schaffen Malsburgs und Tiecks thun lassen. Besonders anziehend für uns sind die Schilderungen über den althessischen Edelsitz Escheberg, der in der folgenden Periode zu so großer Bedeutung für unsere heimische Litteraturgeschichte werden sollte. Die Briefe, 10 an Zahl, fallen in die Zeit vom 2. August 1820 bis 8. August 1824. Der letzte, inhaltlich längste und in vieler Beziehung interessanteste ist sechs Wochen vor seinem Tode geschrieben. — Seinen poetischen Nachlaß gab nach seinem Tode seine Freundin Philippine von Calenberg 1825 mit einer kurzen Biographie des Dichters heraus. Hier tritt der Einfluß von Novalis deutlich er hervor: seine religiösen Gesänge sowohl („Ich lag an deinem Kreuze", „O Gott, wie bist du gütig" u. a.), die oft von einer wunderbaren Zartheit und voll tiefen Gemüts sind, als seine Nachtlieder, unter denen die Sestine „Die Nacht" eine lyrische Perle ist, erinnern lebhaft an die „Geistlichen Lieder" und die „Hymnen

[1]) Vgl. „Briefe an Ludwig Tieck". Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei (Breslau 1864) II, S. 289—325. — Nachforschungen nach Briefen Tiecks an Malsburg sind bis jetzt erfolglos geblieben. In dem Malsburgschen Familienarchiv fand sich nur ein unwichtiger Brief von Dorothea, der Tochter Tiecks, an Malsburg und ein Gedicht Ludwig Tiecks an Malsburg bei dessen Abschied von Dresden am 30. Mai 1820.

der Nacht“ seines Vorbildes. Malsburgs geistliche Lieder sind, wie aus einem seiner Briefe an Tieck hervorgeht[1]), kurz vor 1821 in Dresden entstanden und hatten bei Tiecks Gemahlin großen Beifall gefunden. Ein weiteres entstand im Frühjahr 1821 auf seiner Reise nach Escheberg. Sie wurden nach seiner Rückkehr von ihm in Dresden Tiecks Kreise vorgelesen. Auch in der Form ist diese neue Sammlung sehr bemerkenswert. Durch seine inzwischen erschienene vierbändige Übersetzung Calderons hatte er es hier zu einer staunenswerten Vielseitigkeit und Gewandheit gebracht. Die kleineren ausländischen Formen, das Madrigal und Triolett, die Sestine, Glosse und besonders das Sonett, das durch Bürgers und der Brüder Schlegel Einfluß wieder zu Ansehen gebracht worden war, finden in ihm einen glücklichen Bearbeiter. Malsburgs dichterische Persönlichkeit fordert zu einem Vergleiche mit Dietrich von dem Werder auf. Beide sind keine selbstständigen, schöpferischen Dichter gewesen, aber sie haben sich unstreitig große Verdienste um die Litteratur durch Ausbildung der formalen Seite erworben.

Durch die Romantiker war die Übersetzungslust in Deutschland geweckt worden. Man griff nicht mehr wie in früheren Perioden auf Horaz und die übrige altklassische Litteratur zurück, sondern wandte sich vorwiegend den Meisterwerken der romanischen Völker zu, weshalb die Romantik ihren Namen von dieser Thätigkeit erhielt. Auch in Hessen entwickelte sich bald, wie einst in der Renaissancezeit, eine emsige Arbeit auf diesem Felde. An der Spitze dieser Dichter steht der eben genannte Otto von der Malsburg, dessen litterarischer Schwerpunkt in seiner Übersetzungsthätigkeit liegt, und der hier bald mit A. W. Schlegel und anderen Übersetzungsmeistern in Wettstreit treten sollte. Die erste Anregung dazu muß ihm sein Aufenthalt in Dresden und sein Verkehr mit Ludwig Tieck gegeben haben, der bereits den großen Spanier Cervantes durch seine treffliche Übersetzung des „Don Quixote“ in Deutschland eingebürgert hatte. Zwei Jahre nach seiner Übersiedelung nach Dresden (1819) erschien Malsburgs erste Übersetzung. Es war der erste Teil seiner Calderonübersetzung, die 1826 in sechs Teilen fertig

---

[1]) Holtei aao. S. 297.

vorlag. Der vierte Teil wurde, wie aus einer Stelle seiner Briefe[1]) hervorgeht, 1821 bis auf die Vorrede abgeschlossen. Am 7. Juni 1821 schreibt er darüber an Tieck: „Vor allen Dingen quält mich die Vorrede zum vierten Teil Calderon. Brockhaus schreibt, er erwarte sie unverzüglich, und es ist auch nicht eine Zeile daran geschrieben", und am 2. Okt. 1821: „Wäre es möglicherweise erlaubt, nach einer Vorrede von Ihnen eine von mir auch nur zu nennen, so würde ich Ihnen vertrauen, daß die zum vierten Teil Calderon das Einzige ist, was ich hier von allem Vorgesetzten habe durchwinden können" 2c. Malsburgs Calderonübersetzung gilt neben der gleichzeitigen Gries'schen Übersetzung, die drei Jahre früher begonnen, aber erst 1840 zum Abschluß gebracht wurde, noch immer als eine der besten in dieser Art. Um dieselbe Zeit, als er den ersten Teil seiner Calderonübersetzung veröffentlichte, fällt wohl auch die Übersetzung seiner Shakespearesonette. Er schreibt darüber in einem Brief vom 2. August 1820 aus Escheberg: „Das muß ich Ihnen leider gestehen, daß ich von all den vorgesetzten Herrlichkeiten auch nicht eine gefördert habe. Kein Sonett von Shakespeare, keine Rezension des Soden, keine Alcalde, keine blancas manos" 2c. Sein bestes Werk gelang ihm 1824 in der Übersetzung Lope de Vega'scher Schauspiele: Drei Übersetzungen dieses Dichters („Der Stern von Sevilla", „Der beste Richter ist der König", „Das Krugmädchen") hatte er Goethe zugeeignet und das Buch 1824 bei einem Besuche in Weimar diesem persönlich überreicht, wovon im letzten der Briefe an Ludwig Tieck die Rede ist. Holtei, der Herausgeber der erwähnten Briefe sagt von dieser Übersetzung: „die Meisterschaft dieser Verdeutschung, im Erhabenen gleichwie im Scherz- ja Possenhaften vermag am besten zu würdigen, wer Gelegenheit fand, ihren klaren Redefluß durch Recitation zu erproben. Eine solche Reproduktion wiegt manche poetische Produktion auf."

Eine Schülerin und Freundin seiner Bestrebungen fand Malsburg in der Stiftsdame Philippine von Calenberg (geb. 1765 in Kassel, † 1848), die in gemeinsamer Arbeit mit ihm in Kassel, Dresden und Escheberg lebte, ihn zur Herausgabe seiner ersten Gedichtsammlung bewog und ihn jederzeit zu neuem

---

[1]) Holtei aao. S. 301.

Schaffen ermutigte, dabei selbst von ihm lernend und Anregung empfangend. Wie uns die Dichterin in der Biographie zu Malsburgs Nachlaß erzählt, entstand der „Naturbilder“ überschriebene Abschnitt dieses Werkes in gemeinsamer Arbeit im Frühling und Sommer 1817 auf der Höhe des Weinberges in Kassel, entweder Zeile um Zeile, oder Strophe um Strophe. Die dabei mit „ bezeichneten Stellen rühren von Philippine von Calenberg her. 1807 veröffentlichte sie unter dem Namen Klythia eine kleine Sammlung „Reseda“, metrische Übersetzungen aus dem Englischen und Spanischen, der auch einige selbständige ansprechende Poesien angehängt sind.

Von andern Übersetzerinnen ist hier noch zu nennen Philippine Engelhard mit ihrer Bearbeitung von Bérangers Liedern (Kassel 1830), einer der ersten Übertragungen des gefeierten französischen Volksdichters, und Elise von Hohenhausen mit der trefflichen Wiedergabe von Youngs „Nachtgedanken“ und Longfellows „Goldene Legende“.

Durch die Romantiker, besonders durch Novalis bekam auch die religiöse Dichtung wieder neue Triebe, während die bisherige Poesie am Ende des 18. Jahrhunderts meist nur Nachklänge früherer Richtungen bildete. Die Reaktion gegen den nüchternen und verstandesmäßigen Rationalismus, der alles gläubige Gefühlsleben verbannen wollte, weckte mit nur um so größerer Innigkeit den alten Glauben an Jesum Christum wieder auf. Dazu kam, daß die immer mehr zunehmende Gewandtheit in der Behandlung der Sprache, des Verses und Reimes nicht ohne Einfluß auf die Produktivität dieser Gattung blieb. Ein religiöser Dichter, der anfänglich mit in den Strudel der Aufklärerbewegung geraten war, dann aber durch den Umgang mit F. H. Jakobi in Eutin seinen Kindheitsglauben wiedergewann, ist der leider nicht genug gewürdigte Johannes Geibel[1]) aus Hanau, der Vater Emanuel Geibels (welch

[1]) Vgl. über ihn das Schriftchen: Geibels Vater. Vortrag gehalten im Lübeckischen Schillerverein den 3. November 1892 vom Hauptpastor Lindenberg (Lübeck 1893). — Ferner Gaedertz: Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten (Berlin 1856), S. 1—11. — W. v. Bippen: Eutiner Skizzen (Weimar 1859), S. 244 ff. — „Hessenland“ 1892, S. 300 ff. („Geibels Eltern“). — Ebenda 1897, S. 322 ff. („Emanuel Geibels Vorfahren“).

letzterer, wie wir unten sehen werden, auch Teil an unserer einheimischen Litteratur hat). Geboren 1776 als Sohn des aus Wachenbuchen stammenden Hanauer Ratsdieners Johann Friedrich Geibel, bezog Johannes Geibel im 17. Jahre die Universität Marburg, wo bereits der große Geisteskampf begonnen hatte, zu welchem die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente, vor allem aber Kants Kritik der reinen Vernunft die Losung gegeben hatte. Auch Geibel wurde von dem neuen Zug der Zeit anfänglich mächtig ergriffen, wozu besonders die Lehren Daubs, der damals die Stelle eines Repetenten dort bekleidete, beitrugen. Nachdem er kurze Zeit eine Erzieherstelle in Kopenhagen bekleidet, wurde er 1798 als Prediger der reformierten Gemeinde nach Lübeck berufen, wo ihm am 17. Oktober 1815 sein Sohn Emanuel geboren wurde. Er erwarb sich dort einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller, infolgedessen er auf Schleiermachers Anregung 1817 zum Ehrendoktor der Theologie ernannt wurde, und starb, 77 Jahre alt, 1853 in hohem Ansehen in Lübeck. Vermählt war er seit 1798 mit einer vornehmen Lübeckschen Patrizierstochter Luise Ganslandt. Geibel hat zwar nur gelegentlich von seiner poetischen Begabung Gebrauch gemacht und man könnte deshalb Abstand nehmen, ihn unter die eigentlichen Dichter einzureihen, doch hat seine Muse eine Anzahl so tiefempfundener, formvollendeter Erzeugnisse — auch als vaterländischer Dichter ist er nicht unbedeutend — gezeitigt, die ihn ebenbürtig an die Seite unserer besten geistlichen Liederdichter der Neuzeit stellen. Unter seinen größtenteils handschriftlich hinterlassenen Dichtungen befinden sich 15 geistliche Lieder, die zwar den Einfluß Paul Gerhards nicht verkennen lassen, von denen aber einige den Tönen Geroks und Julius Sturms wenig nachgeben. Drei davon sind in die Gesangbücher übergegangen, das Konfirmationslied „Lobsingt dem Herrn mit Herz und Mund", das Gebetlied „Herr schaue auf uns nieder" und „Geh auf du heller Morgenstern". Was sonst noch vorhanden ist, sind außer seinen patriotischen Liedern meist kleinere Gelegenheitsgedichte zur Feier von Familienfesten ꝛc. Johannes Geibel, dessen Vorfahren bis ins Jahr 1667 in Wachenbuchen bei Hanau festzustellen sind, hat seiner alten Heimat stets ein gutes Andenken bewahrt, das sich noch auf seine Kinder übertrug. Im Jahre 1817

besuchte er zum letztenmal seine Vaterstadt in Begleitung seiner Tochter Elise, die uns eine Schilderung ihres Hanauer Großelternhauses in ihren Aufzeichnungen hinterlassen hat, und als sein Sohn Emanuel 1835 die Universität Bonn bezog, verbrachte er seine ersten Herbstferien bei seinen Verwandten in Hanau.

Die übrigen geistlichen Dichter dieser Periode sind wenig bedeutend. Außer den religiösen Sängen Malsburgs sind höchstens noch die „Weihnachtsklänge geistlicher Lieder" eines andern Hanauers, Karl Christian Wolfart[1]), des Freundes Schleiermachers, zu nennen, der 1778 geboren, sich 1799 als Arzt in seiner Vaterstadt niederließ, später als Professor der Physik und Medizin an dem dortigen Gymnasium wirkte und als Professor der Heilkunde 1832 in Berlin starb. Seine Gedichte — er schrieb auch verschiedene Dramen — sind zum größten Teil in Chamissos und Varnhagens „Musenalmanach" veröffentlicht worden.

In unverkennbarem Zusammenhang mit der Romantik erwuchs bald eine ganz neue Art von Lyrik, die der Freiheitskriege. Bisher hatte man von Minne und Wein, von alten Sagen, von Gott und der Natur gesungen, jetzt plötzlich gewann die Poesie einen ganz andern Charakter. Mit Österreichs Kriegserklärung hob der patriotische Sang an und bald folgten Kriegs-, Siegs- und Jubellieder in rascher Reihenfolge. Alle vereinigten sich in dem Haß gegen die Fremdherrschaft Napoleons, und in der Begeisterung für die edlen Thaten eines Dörnberg, Schill und der Tiroler. Der Heldentod Körners, die Schlacht bei Lützen, an der Katzbach und ihr Held Blücher, besonders aber die Schlacht bei Leipzig und die erhebende Siegesfeier wurden immer neu besungen. Da gab es kaum einen Dichter, der nicht miteingestimmt hätte, sofern ihm nur die kleinste Gabe zum Gesang gegeben war. Auch in Hessen ertönten bald die Vaterlandsklänge und ließen eine Zeit lang alle übrigen verstummen. Zunächst treten sie uns in engerer Form als lokalvaterländische entgegen. Im Oktober 1813 war König Jérôme für immer aus seiner bisherigen Residenz geschieden. Das Königreich Westfalen hatte

[1]) Vgl. über ihn Kürschners Nationallitteratur 135, 3, S. 292 bis 295.

aufgehört zu bestehen und am 21. November desselben Jahres hielt der Kurfürst unter unendlichem Jubel des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt des wiedergewonnenen Landes. Diese Ereignisse äußerten sich in einigen kleineren Gelegenheitsdichtungen. Erhalten sind uns ein anonymes Gedicht „Abschied der Kasselaner vom König von Westfalen" (4 Seiten), ein Singspiel „Der Abschied aus Kassel" von Friedrich Germanus, ferner einzelne Gedichte von Elise Sommer, Andreas Wiß u. a. zur Begrüßung des zurückkehrenden Kurfürsten. Bedeutendere Töne aber schlugen einige Hessen in der Begeisterung für die allgemeinen nationalen Hoffnungen und Errungenschaften an. Der alte Kriegsruhm Hessens bewährte sich in den Freiheitskriegen aufs neue wieder. Unter des Kurprinzen Führung (der den Feldzug von 1813 im preußischen Heere mitgemacht hatte) nahmen sie den rühmlichsten Anteil an dem Freiheitskampf, und als sich das deutsche Volk einmütig gegen die französische Gewaltherrschaft erhob, traten hier einige Dichter auf, die sich neben einen Arndt, Körner, Schenkendorf oder einen Heinrich von Kleist stellten und das Feuer der kriegerischen Begeisterung nähren halfen. 1813 erschienen in Hanau von einem unbekannten Verfasser „Kriegslieder der Hessen im heiligen Kampfe", im selben Jahre „Kriegslieder der Deutschen" von Veit Weber, dem Jüngeren" und 1815 von Georg Döring „Die Weihe der Feier," Gesänge und Gedichte zur Feier der Leipziger Schlacht, daneben schwungvolle Einzelgesänge von Elise von Hohenhausen („Nach der Leipziger Schlacht"), Elise Sommer („Am Ende des Jahres 1813"), Arnoldine Wolf („Gesang bei der Namenweihe der hessischen Krieger", „Patriotische Gefühle einer Hessin", „Beim Anblick der Feuer auf den Bergen am 18. Oktober", „Friedensgruß einer deutschen Frau", „An Deutschlands edle Frauen" rc.) und von Johannes Geibel, der einen poetischen Aufruf an die hanseatischen Freiheitskämpfer („Auf, auf zum Kampf fürs Vaterland") erließ, bei der Bildung eines Lübeckschen Freikorps auf dem Marktplatz dort die Fahnen weihte, bei der Enthüllung des dem Major von Arnim dort errichteten Denkmals die poetische Inschrift („Für das Vaterland hat er sein Blut vergossen" rc.) verfaßte und bei der großen Siegesfeier in Lübeck die Festrede hielt. Ja, eine Anzahl hessischer Sänger

unter Führung des trefflichen Karl Wilhelm Justi schaarte sich sogar zu einem patriotischen Almanach zusammen, der 1814 unter dem Titel „Erscheinungen im Haine Thuiskos“, herausgegeben von K. W. Justi und Wilhelm Beck, in Marburg in der neuen akademischen Buchhandlung erschien. Es war im gewissen Sinne eine Fortsetzung von Münchhausens „Bardenalmanach der Teutschen“. Aber welch ein Gegensatz zwischen beiden Sammlungen! Während die gespreizten Bardenklänge zu forciert und unnatürlich waren, um einen mehr als vorübergehenden Eindruck zu machen, tritt hier in natürlicher Form ein bestimmt ausgesprochenes Nationalgefühl hervor, das nicht nur in tiefer Empfindung der ganzen Misere der damaligen Zustände, sondern auch in dem begeisterten Bestreben, an seinem Teil zur Herbeiführung besserer Zustände mitzuwirken, sich äußert. An dem Unternehmen waren sechs Dichter und eine Dichterin beteiligt: Professor Weissenbach („Germaniens Wort und Gruß“), Wilhelm Beck („Die Erscheinung“), Karl Wilhelm Justi („Teutonas Nacht und Morgen“), Wilhelm Usener („An Germanien“), Pastor Dreves („Am Tage der Friedensfeier“), ein gewisser Wagner[1]) („An die Neufranken auf ihrem Rückzuge aus Rußland“) und Marie Rehberg geb. Höpfner („Ein Gesicht, am 14. April 1813“). Als Anhang war der Sammlung Seumes Elegie „Klagen eines Teutschen. Gesungen im Jahre 1809“ beigegeben worden, die bereits früher in veränderter Form unter dem Titel „An das Teutsche Volk im Jahre 1810“ veröffentlicht war und sich auch unter diesem Titel in seinen Gedichten findet. Sämtlichen Dichtungen merkt man die gehobene Stimmung des Augenblicks, die gemeinsame Abstammung aus einem großen, erhebenden Gefühl an. Auch in der Sprache und Form sind fast sämtliche Beiträge vollendet. Doch der einst in Hessen florierende Bardenkultus ist noch nicht ganz überwunden in der Sammlung. Sowohl die eigenartige Widmung an den Bardenherold Münchhausen, den „teutschen Mann und teutschen Sänger teutscher Lieder“ mit der lakonischen Frage „Und, Barde! schläfst du?“

[1]) Sollte dieser mit dem aus Kassel gebürtigen Dichter Heinrich Wagner (1747—1814), dem Herausgeber eines „Frankfurter Musenalmanachs“ identisch sein?

als auch das Justische Gedicht mit dem Kretschmannschen Motto und einer stattlichen Reihe von erläuternden Anmerkungen zu dem bardischen Phrasenschatz verraten, daß diese Art von Poesie im Hessenland noch immer nicht ausgestorben war, wenn sie sich auch nur noch bei einem Dichter (von dem wohl auch die Widmung stammte) vertreten findet. So ist dieser Almanach, abgesehen von der großen patriotischen Kundgebung, die sich darin ausspricht, zugleich ein interessantes litterarhistorisches Zeugnis für den letzten Rest des Bardenstils in Hessen. Münchhausens, des tonangebenden Bardensängers Muse war bereits längst verstummt. Nach dem Dörnbergschen Aufstand im Jahre 1809 war er wegen Hochverrats angeklagt, aber freigesprochen worden. Dabei stellte sich heraus, daß seine eigenen Landsleute die Angeber waren. Dies beugte ihn tiefer, als die lange Untersuchungshaft es vermocht hatte. Er wandte sich menschenfeindlich von allem ab und blieb fortan im Dunkel. Er starb verbittert und vergrämt am 16. Dezember 1836, nachdem ihm seine Gattin bereits 1828 im Tode vorausgegangen war.

Unter den hessischen Freiheitssängern ragt Veit Weber der Jüngere, Pseudonym für Paul Wigand[1]), ein Großneffe Gottscheds, durch seine Dichtungen besonders hervor. Geboren 1786 in Kassel als Sohn des Dichters Karl Samuel Wigand studierte er in Marburg die Rechte und unterhielt einen engen Freundschaftsbund mit den Brüdern Grimm, die er bereits vom Kasseler Lyceum her bestens kannte. Daneben wandte er sich fleißig historischen Studien zu und übernahm nach Absolvierung seiner Studien die Herausgabe der „Politischen Zeitung“ in Kassel. Durch diese Zeitung kam er 1806 mit den französischen Behörden in Konflikt, gab sie deshalb im folgenden Jahr auf und arbeitete als Prokurator an verschiedenen Gerichten in Kassel, bis er nach Gründung des Königreichs Westfalen Friedensrichter in Höxter wurde. Seine Mußestunden widmete er hier dem

[1]) Vgl. über ihn Zeitschr. f. d. Altert. 1898, S. 404ff. (Briefe an Paul Wigand von Ernst Moritz Arndt und den Brüdern Grimm, mitgeteilt von Ph. Strauch). — Ferner E. Stengel: Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. (Darin Briefe der Brüder Grimm an Wigand.)

Studium der Geschichte, Altertumskunde und Urkundenforschung. Infolgedessen berief ihn der Staatskanzler von Hardenberg 1821 vorübergehend nach Berlin, wo er bei der Sichtung und Aufstellung der vaterländischen Urkunden verwendet wurde und die Urkundenschätze zu Korvey und einen Teil der Archive zu Paderborn zur Bearbeitung erhielt. Im Jahre 1833 wurde er Stadtgerichtsdirektor in Wetzlar und 1839 Mitglied der Kommission für Ordnung und Verwaltung des ehemaligen Reichskammerarchivs, trat 1848 in den Ruhestand und lebte hinfort seinen Studien in Wetzlar bis zu seinem 1866 erfolgten Tode. Sein Schwiegersohn war der aus den hessischen Verfassungskämpfen rühmlichst bekannte Sylvester Jordan, der Verfasser der trefflichen „Wanderungen aus meinem Gefängnis", dem Franz Dingelstedt sein tiefempfundenes „Osterwort aus Kurhessen" widmete. Wigand ist zwar vorwiegend als ausgezeichneter Historiker bekannt geworden, und er selbst hat von seinen dichterischen Erzeugnissen nicht viel Rühmens gemacht, doch sind einige darunter, die ihn an die Seite unserer besten hessischen Dichter der Neuzeit stellen. Als Lyriker trat er zuerst im Jahre 1813 mit seinen bereits erwähnten „Kriegsliedern" auf, in denen Körners Einfluß deutlich bemerkbar wird, so z. B. in seinem Gedicht „Vorabend", das beginnt:

„Was klingt so ahnungsvoll, so stille,
Was drückt so schwer die dumpfe Brust?"

Als Lyriker hat er auch seine Dichterlaufbahn beschlossen. Als 72jähriger Greis gab er 1858 ein „Lyrisches Album aus dem Lahngau" heraus, in dem er selbst mit etwa 70 Beiträgen, Liedern, Elegien und Distichen vertreten ist, die aber — wie überhaupt die ganze Sammlung — wenig dichterische Eigenart verraten. Es sind kleine gefällige Gedichte, die sich durch Einfachheit in Form und Inhalt angenehm abheben, aber eine tiefere Begabung für dieses Gebiet nicht erkennen lassen. Zu den besten gehören „Der Alte", „Sehnsucht", „Das Lied vom Herbst" und „Das alte Lied", das sein Schwanengesang geworden zu sein scheint. Bedeutender ist Wigand als epischer, besonders als Idyllendichter und hier vermag er den besten Repräsentanten dieser Gattung gleichgestellt zu werden, einem Goethe und einem Voß. 1838 schrieb er eine wohlgelungene

Fortsetzung zu Vossens „Luise“ unter dem Titel „Der Weihnachtsabend beim Pfarrer von Grünau“, die in mancher Beziehung sogar die Vossische Dichtung übertrifft, 1840 eine Erzählung in vier Idyllen „Rosa“, und 1857 „Ländliche Erzählungen“, unter denen besonders die zweite „Stadt und Land“ durch den einfachen, aber bedeutenden Stoff anspricht, der mit großer Anschaulichkeit und Gefühlswärme ausgearbeitet ist. Auch als Epiker ragt er durch sein formvollendetes romantisches Epos „Kaiser Konrads Kreuzzug“ (1830) als einziger bedeutsamer Vertreter dieser Gattung in Hessen hervor.

Mit der Schlacht von Belle-Alliance verstummte der Schlachtenlärm in der Lyrik. Inzwischen brach mit den zwanziger Jahren eine solche Trostlosigkeit politischer Zustände in Hessen sowohl wie überhaupt in Deutschland herein, daß man keinen Anlaß mehr fühlte, das Lob des Vaterlandes zu besingen. Dagegen fand man einen willkommenen Stoff in der Fremde, in dem Unabhängigkeitskrieg Griechenlands. Die Heldenkämpfe dieses Volkes als der Nachkommen der durch ihre Kultur so bedeutenden alten Griechen weckten die lebhafteste Teilnahme bei allen Freunden des klassischen Altertums, und bald fanden die von seltenen Begeisterung getragenen Griechenlieder Wilhelm Müllers (1822, neue Sammlung 1824) allenthalben Widerhall in Deutschland. Auch in Hessen hielt man mit der Griechenbegeisterung nicht zurück. 1822 erschienen die Sonette „Klagen Griechenlands“ eines Hanauers Karl Ludwig Blum, der 1796 geboren, das Hanauer Gymnasium bis Ende 1813 besuchte, dann den Feldzug gegen Frankreich unter den hessischen Jägern mitmachte und von 1814 an in Heidelberg, Berlin und München die Rechte studierte. Später wandte er sich dem Studium der Philologie und Philosophie zu, wurde 1826 Professor in Dorpat und lebte seit 1851 als Privatmann in Heidelberg, wo er 1869 das Unglück hatte bei einem Gang nach dem Heidelberger Schlosse infolge eines Sturzes in den Abgrund zu fallen und das Leben zu verlieren. Heute sind seine gutgemeinten Griechengesänge, ebenso wie seine 1853 erschienenen „Gedichte“ längst vergessen, und wohl mit Recht, denn wenige davon erheben sich über die Mittelmäßigkeit. Die meisten sind Ergüsse einer unklaren Schwärmerei und verlieren sich in hochtönende,

wirkungslose Phrasen. Bekannter sind heute noch die in Verbindung mit Ernst Grosse 1823 herausgegebenen „Lieder zum Besten der Griechen“ von Heinrich Stieglitz aus dem Waldeckschen, der nach mancherlei schwerem Unglück auf seinen Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien 1849 in Venedig an der Cholera starb. Bekannt geworden ist er namentlich durch seine ergreifenden „Erinnerungen an Charlotte“[1]), seine Frau, die sich ihm zuliebe erdolchte, um ihn durch eine gewaltsame Aufregung, durch einen tiefen Schmerz aus seinem Trübsinn herauszureißen und seiner dichterischen Produktivität einen neuen Anstoß zu geben.

Die übrigen Dichtungsarten größeren Stils finden auch in dieser Periode wenig Pflege. Die schmachvolle Zerrissenheit Deutschlands und das Sehnen nach Befreiung von Napoleons Joche regten nach dem Vorbild Heinrich von Kleists hie und da zum vaterländischen Schauspiel an. So schrieb der bereits erwähnte Karl Christian Wolfart aus Hanau 1810 ein Drama „Hermann“, und behandelte Paul Wigand 1816 in seinem „Andreas Hofer“ den heldenmütigen Aufstand der Tiroler, Dramen, die für uns nur noch historisches, keinerlei ästhetisches Interesse bieten. Für das Hoftheater in Kassel, das damals durch Ludwig Spohr seine höchste Blüte erreicht hatte und für eins der besten in Deutschland galt, kamen Dramen einheimischer Dichter kaum zur Aufführung.

Auf dem Gebiet der Prosadichtung fehlt es ebenso an größeren Leistungen. Sie wird fast ausschließlich von den Frauen gepflegt, und mit Vorliebe die Novelle oder kleine unterhaltende Erzählung bearbeitet. Zu nennen sind hier namentlich die vortrefflichen, romanartigen „Gesammelten Briefe von Julien“ (vier Bände, 1806—1809) von Karoline Engelhard, die mit Unrecht heute leider vergessen sind. Karoline Engelhard, die älteste Tochter von Philippine Engelhard geb. Gatterer, war 1781 in Kassel geboren, verlebte ihre erste Jugendzeit größtenteils in Kassel und Blankenburg a. Harz, später in Marburg, wo sie mit Sophie Brentano geb. Mereau eng befreundet war, und die großen Einfluß auf sie gewann. Sie starb 1855 in Kassel. Als Schriftstellerin

[1]) Herausgeg. von L. Curtze (Marburg 1863).

nannte sie sich nach ihrem Meisterwerk die „Verfasserin von Juliens Briefen“. Sie schrieb auch sonst eine Reihe gemütvoller Erzählungen: „Der Oberförster Kraft und seine Kinder“ (1817), „Lebensbilder“ (1818), „Bunte Reihe“ (1823) etc. Auch ihr 1844 herausgegebener Nachlaß enthält vieles Treffliche. Eine Anzahl anderer Frauen haben es gleichfalls zu einiger Bedeutung hier gebracht, so Elise von Hohenhausen mit ihren geistvollen „Novellen“ (1829) und ihre Verwandte Henriette von Hohenhausen (geb. 1781) mit ihren aus Poesie und Prosa bestehenden „Zeichnungen aus dem Gemütsleben“ (Rinteln 1829), ferner die mit ihnen befreundete Philippine von Metthing, die in Kassel zu deren Zirkel gehörte, mit ihren Romanen „Des Schicksals Tücke“ (1818), „Emma von Reinhold“ (1818) und ihren Novellen und Charakterschilderungen. Andere wie die begabte Karoline von Günderode und Sophie Brentano geb. Mereau kommen erst in zweiter Linie und nur vorübergehend hier in Betracht, weil sie keine eigentlichen Hessinnen sind.

Bleibendes hat keine von ihnen geschaffen, wie überhaupt die Produktionen dieser Periode nichts als ein bemerkenswerter Ansatz zu größeren Leistungen sind, die in der nächsten Periode auf allen drei Gebieten der Poesie, der Lyrik, des Dramas und der Prosadichtung gleich bedeutend werden und eine zweite Blütezeit unserer heimischen Litteratur heraufführen sollten. Vorbereitet war diese zweite Blüte durch die klassische Periode der deutschen Litteratur, wo Klopstock, Goethe und die Romantiker für die Lyrik, Schiller, Goethe und Lessing für das Drama, und Wieland und Goethe für die epische Dichtung die Wege geebnet hatten. Ihre markigen und einschneidenden Klänge sollten bald auch im hessischen Dichterwald kräftigen Widerhall wecken.

V. Zeit des jungen Deutschland.

(1832—1866).

Am 22. März 1832 hatte Goethe die Augen für immer geschlossen. Eine neue Dichtergeneration, die sich in der Formgebung, in Sprache, Bild und Ausdruck, überhaupt in der poetischen Auffassung aufs engste an die Dichter der klassischen Periode in Deutschland anschloß, war inzwischen herangewachsen, die man als die Epigonen in der Litteratur bezeichnet hat. Auf die sechs Dichterfürsten, Klopstock, Wieland, Herder, Lessing, Goethe, Schiller, welche in den vorigen Zeiträumen im wesentlichen den Gang der Litteratur bestimmt hatten, folgen jetzt eine Anzahl kleinerer Dichter, die, auf jenen fußend, ihren Einfluß in der Litteratur geltend machen. Schon die Romantiker waren von weitgreifendem und zum Teil bleibendem Einfluß geworden. Sie hatten ihren fruchtbringenden Samen weithin in der Litteratur ausgestreut, der noch gegenwärtig ein wichtiges Element in dem Gesamtcharakter unserer deutschen Poesie bildet. Neben ihnen gewinnen jetzt eine Anzahl neuer dichterischer Persönlichkeiten Einfluß auf einzelne Gattungen der Litteratur, der sich zum Teil schon in der vorigen Periode geltend machte. Neben Uhland, Rückert, Platen, Lenau, Grillparzer und später neben Geibel, Freiligrath, Bodenstedt u. a. ist es besonders Heine, der immer mehr an Bedeutung gewinnt und schließlich Generationen hindurch, wie einst Ossian auf die Stürmer und Dränger und die Bardendichter, geradezu fieberisch auf alle Dichter, besonders die kleineren, wirkte. Durch ihn war ein neuer Ton, der Weltschmerz, d. h. die sentimentale Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben, das Spielen mit dem Schmerz in die Poesie eingeflossen, der besonders in den dreißiger Jahren vorherrschend ist und am Ende derselben und in den vierziger Jahren einen bestimmteren Charakter annimmt, indem sich diese Unzufriedenheit, statt wie bisher im allgemeinen, jetzt auf den Staat und die socialen Verhältnisse zuspitzt und hieraus die politische Lyrik entsteht. Zunächst ahmte man von Heine die epigrammatische Zuspitzung der Lieder nach, aber indem dieser nur mit seinem Schmerze spielte, verband man bald diese Art von Poesie mit

dem echten Weltschmerz eines Byron oder Lenau. So gewinnt jetzt die Lyrik einen wesentlich sentimentalen Charakter, dem, ähnlich wie zur Zeit Klopstocks, durch eine Art neue Anakreontik, welche Vaterlandsliebe und Lebensfreudigkeit predigte und durch Geibel und mehr noch später durch Scheffel vertreten wird, ein heilsames Gegengewicht gegeben wird. Daneben kommt in jener Zeit bei solchen Dichtern, die bewußt oder unbewußt von der Heineschen Sentimentalität unberührt blieben, eine Art Reflexionsdichtung auf, die Erscheinungen des Naturlebens dazu benutzten, um irgend einen Gedanken daran zu knüpfen, ohne aber den Stoff wirklich poetisch zu durchdringen. Diese Gattung wird namentlich durch Freiligrath repräsentiert.

In Hessen haben alle vier Gattungen, die epigrammatisch-sentimentale, die politische, die anakreontisch-lebensheitere und die reflektierend-naturbetrachtende Lyrik entsprechende Nachahmung gefunden. Die erste wird im wesentlichen durch Ernst Koch, die zweite durch Dingelstedt, die dritte durch Altmüller, Rodenberg und Hornfeck, die vierte durch Mosenthal, Luise v. Ploennies und Feodor Löwe vertreten. Daß daneben auch noch andere Einflüsse bemerkbar sind, wie die Platens, Eichendorffs, Bodenstedts rc. ist natürlich. Während die politischen Zustände in Hessen darniederlagen, erwachte die Poesie aus mehrhundertjährigem Schlafe und feierte hier ihr Auferstehen. Mit Ernst Koch beginnt die zweite Blütezeit unserer hessischen Litteratur, die ergänzt wird durch Ernst Dingelstedt in der politischen Lyrik, durch Salomon Mosenthal im Drama und durch Heinrich König im Roman.

Ernst Koch[1]) wurde 1808 zu Singlis in Niederhessen im

---

[1]) Fehlt bei Strieder-Gerland. — Vgl. über ihn J. P. Henrion: Ernst Koch. Sein Leben und seine Werke (Luxemburg 1878). — [Ludwig Housse:] Ernst Kochs Gedichte, aus dessen Nachlaß gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verstorbenen (Luxemburg 1859, mit Kochs Selbstbiographie). — Karl Altmüller: „Hubertus. Ein hessisches Bild.“ (Kass. Sonntagsbl. herausg. v. Otto Braun, 1857, S. 1 ff.). — „Palast und Bürgerhaus“ von Ernestine v. L. (Jena 1872) und dazu: „Ernestine von L.“ Eine litt. Ausgrabung von Franz Brümmer (Kass. Hausfreund, 1898, Nr. 51, S. 404 ff.). — Karl Gutzkow in der „Köln. Zeitung“ (vom 4. Mai 1844). — „Grenz-

Hause seines mütterlichen Großvaters, des Obervogts Murhard, geboren. Seine Jugendzeit verlebte er in Oberaula, wo sein Vater Friedensrichter war, später in Neukirchen, Waldkappel und vom 8.—14. Lebensjahre in Witzenhausen. Hier wurde die Phantasie des Knaben durch die liebliche Natur des Werrathales frühzeitig geweckt und der Sinn für Naturschönheiten angeregt. In Kassel, wohin sein Vater 1821 als Kreisrat versetzt wurde, blieb das großstädtische Leben der Residenzstadt, der Besuch des Theaters, damals das beste in Deutschland, und der Unterricht des Lyceums nicht ohne Einfluß auf seine geistige Entwickelung. Kochs Vater, der uns als ein energischer, strenger Hausherr geschildert wird, war ein schwärmerischer Verehrer von Schillers, Körners und Matthisons Lyrik und trug nicht wenig dazu bei, bei seinem Sohn das Interesse für diese Werke zu wecken. Der Einfluß dieser Dichter zeigt sich deutlich in seinen Jugendgedichten, z. B. in seinem 1831 nach der Schlacht von Grochnow verfaßten „Polnischen Sensenlied“, das beginnt:

„Die Saat ist reif,
Die Sense mäht,
Der Sklave fällt,
Der Freie steht,
Hurrah, es klingen die Sensen!“

oder in folgenden Versen:

„Sieh da kommt's in schwarzen Bogen
Dort im Westen hergezogen,
Wie das Schicksal, langsam, schwer
Wälzt es sich am Himmel her“ ꝛc.

1825, mit 17 Jahren, bezog Koch die Universität Marburg, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, und wurde hier der Schüler Sylvester Jordans, der großen Einfluß auf ihn ausübte, ging dann einige Semester nach Göttingen und kehrte schließlich wieder nach Marburg zurück, um sich zum

---

boten“, 1860, I, S. 514—517. — F. Biedermann in den „Blättern für Litt. Unterhaltung“ (näheres war nicht zu ermitteln). — Henrions Hinweis auf einen Aufsatz von Gustav Wittmer in der „Hess. Morgenzeitung“ vom 18. Dez. 1873 stimmt nicht. — Erwähnt wird Koch auch bei Barthel: Deutsche Nationallitteratur. — Brugier: Gesch. der deutschen Nationallitteratur. — Lindemann: Gesch. der deutschen Litteratur.

Examen vorzubereiten. In dem letzten Teil seines „Pri[illegible] Rosa-Stramin“ hat er uns manch schöne Erinnerung a[illegible] seinem Studentenleben gegeben und der hessischen Musensta[illegible] im 16. und 21. Kapitel ein herrliches Denkmal gesetzt.[1] 1829 promovierte er in Marburg zum Dr. jur. auf Grund seiner Inauguraldissertation „De jure eius qui speciem ex aliena materia fecit“ und ging 1830 nach Berlin, wo er den Sommer verbrachte, um sich dort als Privatdozent vorzubereiten. Infolge der politischen Unruhen seines Landes kehrte er im Herbst nach Kassel zurück, wurde ein eifriger Anhänger der konstitutionellen Monarchie und trat im November 1831 als Obergerichtsreferendar in den hessischen Staatsdienst ein. Bald darauf wurde er zum Sekretär des Landtagskommissars und im Juli 1832 zum provisorischen, außerordentlichen Referenten im Ministerium ernannt. In diese Zeit fällt das Erwachen seiner Liebe zu Henriette von Buttlar, der Tochter eines braunschweigischen Oberstlieutenants, die damals in Kassel bei ihrer Tante zu Besuch war. Ein Brief Ernst Kochs[2]) an seinen Freund N. aus dem Jahre 1832 schildert uns seine Stimmung, als er Henriette kennen gelernt hatte: „Ich wollte, du könntest für mich arbeiten, denn ich bin unfähig etwas zu thun. Ich habe sogar in der stürmischen Sitzung nur an sie gedacht. Ich sah sie als Undine, als Regia vor meiner erregten Phantasie herumgaukeln, antwortete dem Vorstand des Ministeriums ganz falsch, was ihn zu der spöttischen Frage veranlaßte: ob ich krank sei? Ich hätte beinahe erwidert, nicht krank, aber verliebt, und zwar wie du dir denken kannst in die Unbekannte aus der Bellevue, die ich dir neulich zeigte. Ich habe sie gesehen, gesprochen und saß ihr gegenüber bei einem Diner. Man hatte die unglückliche Idee, mich aufzufordern, einen Toast auf die Damen auszubringen. Ja, wenn man gesagt hätte auf Eine, aber auf Alle, das ging nicht, soviel ich auch meinen Hippogryphen spornte, er wollte nicht gehorchen, bäumte sich, ich purzelte herunter und blamierte mich. Alles eines Kindes wegen, das eigentlich, nur dem Ausdruck in den Zügen nach, noch ein Kind ist und das verlegen sein Brot bröckelte“ ꝛc. Welchen

[1]) Vgl. „Marburg, die Perle des Hessenlandes“ S. 12 u. 17 ff.
[2]) „Palast und Bürgerhaus“ S. 148.

Eindruck Koch damals auf Henriette machte, geht aus einem Brief an ihre Eltern hervor.[1]) Sie sagt darin: „Man nahm mich heute mit in die Ständeversammlung, die im Bellevueschlosse tagt. Wir kamen ziemlich spät, vor mir saß schon ein sehr starker Herr, der sich oft ganz grimmig nach mir umsah, weil meine Hutfeder ihm das linke Ohr kitzelte, zuletzt stand er auf und ich konnte mich vorsetzen. Der Minister Eggena und Koch, die an einem kleinen Tische rechts vom Präsidenten saßen, hatten schon den Pedell abgeordnet, um mir einen bessern Platz zu verschaffen — wie sie später versicherten — als sich der Abt von St. Gallen erhob... Doktor Koch war von der ganzen Versammlung der schönste, überhaupt zeichnet er sich vorteilhaft vor allen anderen jungen Leuten aus durch seine schlanke Figur, seine alabasterweiße Stirne, der man das Denken ansieht, und die vornehme Haltung. Dazu hat er wundervolle braune Augen, die oft wie die Sterne glänzen, volles dunkelbraunes Haar, die Nase ist etwas dick, der Papa würde sagen, ‚er hat eine Kartoffelnase wie die Kitzemitz'" rc. — Koch erhielt Gelegenheit, Henriette näher kennen zu lernen, und ein inniges Liebesverhältnis zwischen beiden war die Folge. Aber die Eltern Henriettens waren nicht mit einer Verlobung einverstanden. Statt der erhofften Zustimmung erhielt das junge Mädchen die Antwort, ihr Vater werde sie unverweilt abholen. Auf den Wunsch seiner Freunde blieb der Oberstlieutenant einige Tage in Kassel und lernte hier Koch persönlich kennen. Die Erscheinung machte einen günstigen Eindruck auf ihn; zudem spendeten ihm Minister Eggena und Jordan, sein ehemaliger Lehrer und späterer Freund und Gönner, ungeteiltes Lob. Überall äußerte man sich in der empfehlendsten Weise über den jungen Dichter, sodaß der Verlobung bald nichts mehr im Wege stand. Doch wurde zur Bedingung gemacht, daß sich das junge Paar einer einjährigen Prüfungszeit unterwerfen sollte, ohne sich zu sehen. Inzwischen sollte sich Koch zum Assessor-Examen vorbereiten, zu dem er bereits zugelassen war, und es wurde ihnen ein Briefwechsel unter der Adresse der Tante und des Oberstlieutenants gestattet. Diesem Briefwechsel verdanken wir einen Teil des „Prinz Rosa-Stramin". Durch seine Stellung

[1]) „Palast und Bürgerhaus" S. 150.

als Referent wurde Koch bald die Zielscheibe der gehässigsten Anfeindungen, da das Publikum in ihm einen Renegaten seiner politischen Überzeugung erblickte, und er von vielen seiner alten Freunde gemieden wurde. Koch litt unsäglich darunter, und seine Briefe aus jener Zeit tragen deutlich Spuren von Schwermut. So schrieb er am 1. Januar 1833 an seine Braut[1]): „Du glaubst nicht, wie ich gequält bin. Seit acht Tagen habe ich vom Morgen bis zum Abend keine Ruhe, mehrere Tage habe ich von neun Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags Sitzung gehabt, und zwar ununterbrochen. Dabei sind diese Arbeiten immer eilig und wichtig und mit Gemütsbewegungen verbunden. Du bist glücklich, weil du die Qual nicht kennst, wenn ein Staatsdiener etwas gegen seine Überzeugung thun muß. O, vor einigen Monaten schritt ich so leicht und sorglos auf der Bahn fort, sie war eben, ich ahnte nicht die Ausschreitungen,[2]) die folgen sollten, so stehe ich heute vor Bergen, die mich niederdrücken, und sinke oft abends schwindlig und erschöpft aufs Sopha." So wurde ihm der Aufenthalt in der „kalten zerrissenen Residenz", unter Fremdlingen seines Herzens, immer unerträglicher. Endlich kamen die Osterferien heran, die Herrn des Landtags wurden beurlaubt, um daheim ihren Festkuchen zu essen. Auch Ernst Koch erhielt zwölf Tage Urlaub und reiste nach Braunschweig zu seiner Braut. Er hatte die Prüfungszeit gut überstanden, und der Oberstlieutenant ihm erlaubt zu kommen, trotzdem er sein Examen noch nicht abgelegt hatte, was aber bei den vielen anderweitigen Geschäften bis jetzt für ihn unmöglich war. Das Glück und die Freude, welche er hier genoß, machten ihn zu einem andern Menschen. Für den Ärger und Kummer in Kassel fand er in den Armen Henriettens reichen Ersatz; die Wolken des Mißmuts zerstreuten sich, und die Sonne eines glücklichen Familienlebens erwärmte sein Inneres. Es begann wieder in seiner Brust zu klingen und zu singen, zu blühen und zu keimen wie draußen in der Natur. Der Urlaub ging zu Ende, und mit erneutem Lebensmute kehrte Koch nach Kassel zurück. Doch die Stimmung hielt nicht lange an. Mit dem Publikum und

[1]) „Palast und Bürgerhaus" S. 205.

[2]) Die Angriffe Hassenpflugs auf die Verfassung.

seinen Freunden völlig zerfallen, zerfiel er bald auch mit sich selbst. Im Anfang des Jahres 1834 kehrte er an das Obergericht als Referendar zurück, um sich zur zweiten Staatsprüfung vorzubereiten. Aber die politische Zerrissenheit seines Landes hatte auch ihn erfaßt. Seine Stimmung wurde immer trüber, und er fand in dieser Verfassung nicht die nötige Sammlung zu seinen Prüfungsarbeiten. Inzwischen mußte seine Braut von einer Freundin in Kassel erfahren, daß er vom Ministerium an das Obergericht zurückgekehrt sei, was er ihr verschwiegen hatte. Dadurch wurde auch ihre Gemütsruhe in so hohem Grade getrübt, daß die Eltern nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluß gelangten, die Verlobung aufzuheben, um, wie es in einem Briefe der Mutter Henriettens an eine Freundin heißt, „den jungen Mann aus der weichlich poetischen Stimmung, in die ihn diese Liebe versetzt hatte, herauszureißen und sich selbst wiederzugeben“. Das war ein harter Schlag für den Dichter. Die schönsten Hoffnungen seines Lebens waren geknickt. Koch begann an sich selbst zu verzweifeln, und statt der Examensarbeiten begann er ein ungebundenes Leben, das ihn in Schulden und sonstige Kümmernisse stürzte. Eine Reihe „trauriger, ja unseliger Vorgänge“ brachten ihn im Dezember 1834 zum Entschluß, sein Vaterland heimlich und ohne bestimmte Aussicht für die Zukunft zu verlassen. In der Zeitschrift „Europa“[1]) widmete ihm Franz Dingelstedt folgenden Nachruf: „Einen Dichter hatte Hessen wie aus Versehen geboren, einen Jüngling, der die frühlingsklaren Blicke auch vor neun Uhr aufschlagen konnte, — der hieß Ernst Koch und war eigentlich ein Jurist. Aber eben weil ihm die Sterne am Himmel lieber waren, als die blanken Knöpfe an seiner Referendarsuniform, und die grüne Wiese lieber als die Decke des Sessionstisches, darum konnte er es nicht lange in Kassel aushalten und floh, wie ihm die Schwingen gewachsen... Hier verstand man ihn nicht; man legte den kleinbürgerlichsten Maßstab an die strebende Seele, und erst als ihn die Engherzigkeit seiner Mitbürger fortgetrieben hatte in die unsichere Fremde, erst jetzt sagt man in Kassel von ihm: ‚Es war doch etwas

[1]) Jahrg. 1836, Nr. 46.

dahinter!' — Friede mit ihm auf seinem dunklen Wege und eine heitere Stunde auf sein schönes Herz! Er war ein echter Dichter und von der ganzen hessischen Poetengeneration bei weitem der begabteste."

Hessen hat von jeher das beklagenswerte Geschick gehabt, daß seine wahrhaft bedeutenden Söhne kurze Zeit, nachdem sie die Schwingen ihres Genius entfaltet hatten, nach dem Auslande entflogen und der Fremde die Anregung zu neuen Erzeugnissen ihres Geistes verdankten. So ließ man jetzt einen Ernst Koch, den man anfänglich so enthusiastisch auf den Schild gehoben hatte, kühl und gleichgültig ziehen, wie man um dieselbe Zeit die Brüder Grimm ziehen ließ und in den vierziger Jahren den Gymnasialpraktikanten Dingelstedt, der mit seinen litterarischen Bestrebungen in Hessen die schlechtesten Erfahrungen gemacht hatte, den Schulmeisterstock mit dem Wanderstab vertauschen ließ.

Koch hatte sich, nachdem er Kassel verlassen, zunächst nach Straßburg gewandt, und da verschiedene Pläne, sich hier eine Existenz zu gründen, fehlschlugen, ging er nach Paris, jenem Mittel- und Vereinigungspunkt aller Abenteurer der Welt. Auch hier hatte er kein Glück. Nach einigen Monaten bestimmte ihn der gänzliche Mangel an Subsistenzmitteln sich in die Fremdenlegion einreihen zu lassen. Da ist er dann mit übers Meer gefahren nach Algier. Zu Oran in Afrika wurden die Truppen ans Land gesetzt, und hier erhielt er seine militärische Ausbildung. Aber die ersehnte Ruhe sollte er nicht finden. Das Hessenheimweh nagte an seinem Herzen. Tausend süße und herbe Erinnerungen an das Land, wo er geboren, kamen ihm nicht aus dem Sinn; „die Sehnsucht im Herzen, die Thräne im Auge und eine dunkle Zukunft vor sich, suchte er mit Gewalt jeden Gedanken im Keime zu zerdrücken, welcher nach Vaterland, Mutter und Liebe klang." Auf dem einsamen Posten des Fort Santa Cruz, welches wie ein Adlernest hoch auf der Spitze des Berges Kamsa liegt und die Stadt Oran beherrscht, geht still eine Schildwacht auf und nieder, und ihr Gewehr und die roten Beinkleider leuchten in der Abendsonne, die hinter Marokko niedersteigt. Es ist der Verfasser des Prinz Rosa-Stramin, der oft auf diesem einsamen Posten gestanden und wehmütig nach der Heimat geschaut hat, von der ihn

das Meer trennte. Nach einigen Wochen militärischer Übungen wurde der in Oran befindliche Teil der Fremdenlegion mit einem größeren Truppenteil vereinigt und im Sommer 1835 nach Spanien als Hülfstruppe der Königin Christine gegen die Karlisten gesandt, und hier teilte Koch das Schicksal dieses Korps, das innerhalb zweier Jahre durch Kugeln und Krankheit und Strapazen von 7000 auf 318 herabschmolz und 1837 ehrenvoll entlassen wurde. Die Schicksale dieser Leute in den Schreckensgründen der Pyrenäen und auf den schauerlichen Hochgebirgen Spaniens hat uns Koch aus eigener Anschauung in seiner Erzählung „Aus dem Leben eines bösen Jungen“ geschildert. Nach einer schweren Krankheit in Pamplona trat er am Tag vor seiner Entlassung aus dem Hospital zur katholischen Kirche über. Kurz darauf wurde die Fremdenlegion aufgelöst, und Koch als Unteroffizier entlassen.

Am Morgen des 15. September 1837 schritt auf der Straße, die von Gießen nach Marburg führt, ein bärtiger, von der Sonne tief gebräunter Fremdling den Windungen der Lahn entlang auf Marburg zu. Es war Ernst Koch, der in der Morgenfrühe wieder den Boden seiner Heimat betreten hatte. Eine Stunde vor der Stadt begegnete ihm ein Freund aus der Universitätszeit, der ihm bald darauf die Worte Dingelstedts aus Lewalds „Europa“ vorlas. Koch gingen vor Rührung die Augen über. Er verlangte Feder und Papier und schrieb mit blutendem Herzen seinen „Gruß an die Heimat“:

„O, was bewegt mir denn so warm den Busen
Und warum schlägt das Herz so laut, so laut?
Sind es die Weihegrüße meiner Musen,
Was mir die Seele rührt so warm, so traut?
Sprich, Wandrer, was soll dieses Zagen deuten,
Was kann noch trüben deiner Freuden Glanz?
Hab' Mut! Horch, jener Morgenglocke Läuten,
Es sind ja Töne deines Vaterlands.“

Im Vaterhause zu Kassel wurde der schon verloren Geglaubte mit aller Liebe aufgenommen, die erbetene Wiederaufnahme in den hessischen Staatsdienst aber dem Heimgekehrten vom Kurfürsten verweigert. Koch zog sich bei seinen versöhnten

Eltern in ein einsames Leben zurück, erschwang mit Mühe zwei Jahre lang als Mitarbeiter des Advokaten Rösing das Honorar, um seinem Vater den Unterhalt vergüten zu können und begann gleichzeitig eine Darstellung des Althessischen Privatrechts, die er fast vollendete. Da erinnerte sich sein alter Gönner Hassenpflug, der wegen seines rücksichtslosen Vorgehens aus dem hessischen Staatsdienst entlassen und damals Civilgouverneur in Luxemburg war, des Notleidenden und verschaffte ihm eine Stelle als Regierungssekretär dortselbst. Nach Hassenpflugs Abgang wurde er 1842 zum Bureauchef, 1844 zum Rendanten am Hauptzollamte ernannt, 1850 mit der Vertretung eines erkrankten Professors am Athenäum in Luxemburg, 1851 mit der provisorischen und 1853 endlich mit der definitiven Stelle eines Professors der deutschen Sprache und Litteratur an genannter Lehranstalt betraut. Im Mai 1840 vermählte er sich mit einer Luxemburgerin, der Tochter des Eigentümers Müllendorf, und lebte bis zu seinem am 24. November 1858 erfolgten Tode in geachteter Stellung als glücklicher Familienvater in Luxemburg. Nach vielem Ringen und Umherirren schien ihm endlich in seiner zweiten Heimat die langersehnte Friedenssonne aufgegangen zu sein. Aber kaum hatte er sich mit der ihm eigenen Begeisterung in seinen neuen Beruf eingearbeitet, so zeigten sich auch schon die Nachwehen seines früheren aufreibenden Lebensganges. Im Jahre 1856 hatte er — wieder war es im September, genau wie vor 19 Jahren an dem Einzugstage des Exlegionärs in die Heimat — von Hessenheimweh heftig geplagt, die alte Heimat besucht und eine begeisterte Aufnahme in Kassel bei seinen zahlreichen Verehrern gefunden. Man hatte die Anwesenheit des weiland armen Rechtskandidaten Hubertus — so nannte er sich damals selbst — und späteren Professors am Athenäum in Luxemburg durch ein glänzendes Festmahl gefeiert, die Tafel mit den letzten Blumenkindern des Herbstes geschmückt und vor den Sitz des Gefeierten in sinniger Weise um ein Exemplar des „Prinz Rosa-Stramin" einen Lorbeerkranz gelegt. Karl Altmüller, der treffliche Freund Kochs, dessen unermüdlicher Thätigkeit wir es zu verdanken haben, daß Kochs Werke der früh drohenden Vergessenheit entrissen wurden, und der dem Dahingeschiedenen später einen warmgefühlten Nachruf

widmete[1]), feierte bei dieser Gelegenheit unter Becherklang seinen „Prinz Rosa-Stramin“ mit jenen Worten, die unvergessen bei uns bleiben werden:

„Das war ein hessisch Lied, so singen leise
Der Fulda Wellen, wenn sie an den Borden
Der Kattenstadt mit leichtgeschwung'nem Kreise
In Frühlingsnächten ziehn zum rauhen Norden,
Der Karlsau Bäume flüstern diese Weise,
Regt sie der Wind zu tönenden Accorden;
Das waren traulich heimliche Gestalten,
Wie sie sich nur im Hessenland entfalten.“

Die Schlußworte Altmüllers:

„Und wir, die wir zusammen uns gefunden,
Um, was die Heimat sagt, dir zu besiegeln,
Wir grüßen auch und wollen dir bekunden,
Daß wir der Rückkehr Thore dir verriegeln,
Denn nur daheim kann der Poet gesunden,
Nur da schwingt sich sein Lied auf freien Flügeln.“

sollten leider nicht in Erfüllung gehen. Es gelang Kochs Freunden nicht, den Dichter in seiner Hessenheimat zu fesseln. Er ging wieder über den Rhein zurück und schulmeisterte als Luxemburgischer Professor fort. Aber schon im nächsten Jahre erfaßte ihn von neuem das Heimweh nach der blauen Fulda Land. Es war das letzte Mal, daß Koch in seiner Heimat weilte. Zurückgekehrt, wurde er bald von einer Lungenkrankheit befallen, von der er nicht mehr genesen sollte. Die Strapazen und Entbehrungen des Legionärs in der Sonnenglut Afrikas und in den Schreckensgründen der spanischen Hochgebirge, die Sorgen und Leiden des Familienvaters, dem ein früher Tod sieben von zehn Kindern geraubt hatte, waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Vergebens stellte er seinen Unterricht am Athenäum ein, suchte er seine gebrochenen Lebenskräfte durch einen Aufenthalt in Ems wieder zu verjüngen. Nach schwerem Leiden ging er

---

[1]) Vgl. „Gedichte von Karl Altmüller“ (Kassel 1864, jetzt in N. G. Elwerts Verlag, Marburg) S. 84 ff. — Bereits im Jahre 1855, bei Kochs Lebzeiten, hatte Altmüller das Andenken des Dichters in der „Kasseler Zeitung“ erneuert.

am 24. November, getröstet mit den Sakramenten der katholischen Kirche, in ein besseres Leben ein und ruht auf fremder Erde fern von der Heimat, in der er mit allen Fasern seiner Seele wurzelte.

Koch hat sich auf allen drei Gebieten der Poesie, in der Lyrik, Epik und Dramatik versucht. Aber vermöge der Eigenart seiner Geist- und Gemütsrichtung fehlte ihm die Befähigung zum Epos und Drama. Seinem Drama „Der Katholik", dem einzigen, das er in dieser Gattung verfaßte, mangelt Gestaltungskraft und seinen „Erzählungen", die sich sonst durch Frische des Kolorits auszeichnen, tiefere Eigenart epischer Darstellung. Der Kern seiner dichterischen Wesensart ist eine durch und durch lyrische Grundstimmung, die ihren Gipfelpunkt in seinem „Prinz Rosa-Stramin", der „Frühlingsgabe seiner Muse", erreichte. Durch die Herausgabe von Kochs lyrischem Nachlaß[1]) und die übrigen gedruckten Quellen[2]) sind wir in der Lage, ein ungefähres Bild von der Individualität und dem Entwicklungsgang des Dichters zu gewinnen. Ein vollständiges Bild zu geben ist leider nicht möglich, da der Dichter gegen Ende seines Lebens in einem Anfall herber Bitterkeit einen großen Teil seiner poetischen Erzeugnisse zerstört hat.

Die dem Untergang entronnenen Trümmer, meist Gelegenheitsgedichte, die Kochs Amtsnachfolger Ludwig Housse 1859 herausgegeben hat, haben für uns nicht viel mehr als historischen Wert, da es größtenteils unreife Produkte sind und sie höchstens wegen der in Betracht kommenden Vorbilder interessieren. An den Meisterwerken hat sich Koch zum Dichter herangebildet. Seinem frühesten uns er-

---

[1]) Derselbe enthält in Zeitschriften zerstreute und sonstige ungedruckte Gedichte Kochs.

[2]) „Palast und Bürgerhaus", S. 135 ff. und „Prinz Rosa-Stramin". Ferner finden sich sechs seiner schönsten Gedichte, die so gut wie unbekannt und auch von Housse bei der Herausgabe von Kochs Nachlaß unbeachtet geblieben sind, in Robert Prutz' „Deutschem Museum" von 1863 (Bd. II, S. 857—860). Ein weiteres von Housse vergessenes Gedicht Kochs „Das Lied" befindet sich in den „Wöchentlichen Unterhaltungen, ein Begleiter des Verfassungsfreund" vom 19. Nov. 1831.

haltenen Gedicht „Meinen Eltern am Neujahrsmorgen 1825“[1]) fehlt noch jedes poetische Empfinden. Es klingt wie Prosa nüchtern und kühl. Ein anderes Gedicht aus derselben Zeit „Am Geburtstage meines Vaters“[2]) ist im ersten Teil formell sklavisch an Schillers „Lied von der Glocke“ angelehnt, während für den Schluß Körners „Gebet vor der Schlacht“ vorbildlich war. Derselben Epoche jugendlichen Suchens und Strebens gehört auch das Gedicht „Meiner kleinen Schwester zum Geburtstage“[3]) an, in dem schon ein eigenartiger Zug Kochs bemerkbar wird, eine leise Wehmut, die eine Folge seiner ernsten Weltanschauung bildet. Ein Ton von Innigkeit und Wärme des Gefühls, der seinen besten Werken in so hohem Grade eignet, bricht bereits in den beiden Gedichten „Auf den Tod meines Kanarienvogels“, dem leider die künstlerische Abrundung fehlt, und „An Betty, nach der Flucht ihres Kanarienvogels“[4]) durch. Annähernd den Höhepunkt nach dieser Seite seines Schaffens hin bezeichnet das Gedicht „Die Fische“[5]), das mit zu den besten gehört. In der sechsten Strophe macht sich der Einfluß Heines bemerkbar:

„Sie träumten wohl vom Meeresgrund
Von ferner Wogen Schäumen“.

Noch stärker tritt dieser Einfluß in den Gedichten „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und „Das Testament“[6]) hervor, die ganz in Heineschem Tone gehalten sind. Im übrigen ist Heine, den man in seinem „Prinz Rosa-Stramin“ und seinen Novellen hin und wieder herauskennt, auf Kochs Lyrik ohne Einfluß geblieben.

Eine neue Periode seines dichterischen Schaffens beginnt mit seiner Liebe zu Henriette Buttlar. Es ist dies der Höhepunkt seines Schaffens, der 1834 durch seinen „Prinz Rosa-Stramin“ gekrönt wurde. Aus dieser Zeit stammen eine

---

[1]) „Gedichte aus dem Nachlaß“ S. 3.
[2]) Ebenda S. 6.
[3]) Ebenda S. 16.
[4]) Ebenda S. 15 und 59.
[5]) Ebenda S. 103.
[6]) Ebenda S. 87 und 190.

Reihe der schönsten Liebesgedichte wie „Der Liebe Sehnen“[1]) und das sehnsuchtsvolle Lied „Tag der Vereinigung“[2]), das später in den „Prinz Rosa-Stramin“ aufgenommen wurde und beginnt:

„Wann kommst du Tag mit deinem heitern Glanze
Der mir das Kleinod meines Lebens bringt?
Wann kommst du Tag, der mit dem Myrtenkranze
Das teure Haupt der Einzigen umschlingt?
Wann wirst du mir, du sel'ger Tag, gewähren
Was meine heiße Liebe lang ersehnt?
Tag meiner Tage, der mit Freudenzähren,
Gleich Demantkronen, meine Sehnsucht krönt?“

In die ersten Tage von Kochs Liebe fällt das Sonett „Vaucluse“[3]), das an Matthison erinnert, und das reizende, naturfrische Gedicht „Der Abend auf der Alp“[4]), das Koch seinem Freund und Gönner Sylvester Jordan widmete. Der Einfluß von Schillers Eingangslied zu „Wilhelm Tell“ macht sich hier leise bemerklich. In dieselbe Zeit fällt das Gedicht „Flieg hin aus meinem Stübchen“[5]), das später im 18. Kapitel des „Prinz Rosa-Stramin“ einen Platz gefunden hat. In einem Briefe[6]) an Ernst Koch schildert Henriette den Eindruck, den dieses Gedicht auf sie gemacht: „Du hättest heute nach Empfang der reizenden Verse ein jubilierendes Ding sehen können, das vor Freude nicht wußte, was es zuerst that. Die Eltern mußten einen kleinen Dämpfer aufsetzen, um es wieder in das rechte Geleis zu bringen ...“ Das Triumphlied seiner Liebe ist das Gedicht „Rauschet, meiner Harfe Klänge“[7]), in dem Koch in 17 achtzeiligen Strophen seine Braut mit einer Begeisterung preist, die lebhaft an Bürgers „Hohes Lied von der Einzigen“ erinnert. Leider verliert das Gedicht dadurch, daß es zu breit ausgetreten ist. Koch hatte es während seines Besuches in Braunschweig in einer Abendgesellschaft vor Bekannten seiner

1) „Gedichte aus dem Nachlaß“ S. 67.
2) Ebenda S. 71.
3) „Palast und Bürgerhaus“ S. 150.
4) Ebenda S. 153.
5) Ebenda S. 189.
6) Ebenda S. 189—90.
7) Ebenda S. 219. — Auch in den „Prinz Rosa-Stramin“ (10. Kap.) aufgenommen.

Schwiegereltern vorgetragen und damit ungeteilten Beifall gefunden. Ein Verwandter Henriettens versicherte ihm an dem Abend: „Dichten Sie nur noch mehr solcher Lieder, so verwende ich mich bei Cotta in Stuttgart, dem Protektor, für Sie.“ Über den Eindruck, den dieses Gedicht bei seiner Braut hervorrief, schrieb Koch später einem Freund in Kassel[1]): „Du hättest sie sehen sollen, wie sie dasaß mit gesenkten Wimpern, und nur zuweilen freudig bewegt den Blick zu mir aufschlug. Ich hätte niederknieen und anbeten mögen. Als ich geendet, dankte sie mir innig mit ihren seelenvollen Augen, in denen ich mein Glück las.“ Ein anderes Gedicht[2]) aus dieser Zeit, das im Winter 1833 entstand, als Henriette erkrankt war, erinnert an das Gretchenlied in Goethes „Faust“. Es beginnt:

„Mein Liebchen ist krank!
Ich kann nicht ruhen,
Ich kann nichts thuen,
Mein Liebchen ist krank!
Mein Herz ist so schwer
Wie tausend Pfund,
Ach wär doch, ach wär
Mein Liebchen gesund!“

Den Glanzpunkt erreichte Koch in dieser glücklichen Periode seines Schaffens durch die Abfassung des „Prinz Rosa-Stramin“[3]), der im Frühjahr 1834 erschien. Über den selt-

[1]) „Palast und Bürgerhaus“ S. 223.

[2]) Ebenda S. 252.

[3]) Ausgaben: „Prinz Rosa-Stramin“, 1. Aufl., Kassel, Luckhardt 1834. — 2. Aufl., Göttingen, Georg H. Wigand 1857. (In dieser Auflage fehlen leider die Episoden vom kleinen Paul und vom kleinen Louis.) — 3. Aufl., Kassel, Georg H. Wigand 1873 (Gesammelte Werke, Bd. 1, herausg. von Karl Altmüller). — 4. Aufl., ebenda 1881, herausg. von Gustav Wittmer. — 5. Aufl., ebenda 1890, mit einem Geleitswort. — Bei demselben Verleger erschien auch eine englische Übersetzung der zweiten Auflage: E. Helmer, Prinz Rosa-Stramin, Translated from the latest german edition by A. v. Beresford. 1860. — 1888 veranstaltete Franz Brümmer eine Ausgabe für Reclams Univ.-Bibl. (Nr. 2664) mit kurzer Einleitung. — Eine neue Ausgabe für Hendels Bibl. der Ges.-Litt. (Halle a. d. S.) mit einer litterarhistorischen Einleitung und einer sorgfältigen Auswahl von Gedichten wird vom Schreiber dieser Zeilen vorbereitet.

samen Titel des Buches giebt uns eine Stelle in „Palast und Bürgerhaus" Aufschluß. Henriette schrieb im Juni oder Juli 1832 an Koch[1]): „Heute, Geliebter, hast Du einen Tag länger auf Deinen Brief warten müssen, weil ich Dir gerne beifolgendes Notizbuch schicken wollte, damit Du auf Deinen Spaziergängen die poetischen Gedanken hineinschreiben kannst, die sonst verloren gehen könnten. Es muß ja meine Sorge sein, über den frischen Lebensquell zu wachen, der Deinem Geiste und Gemüte entströmt. Nimm Dir, Teuerster, den persischen Prinzen zum Muster, der so sorglos seinen Tschibuk in die Welt hinausdampft! Die Rosenfarbe des Stramins soll Dich daran erinnern, daß auch wir in der Morgenröte des Lebens und der Liebe stehen, mit Glauben auf den langen Tag vor uns blicken und danach trachten wollen, ihn so angenehm wie möglich für uns zu machen." Auf diesen Brief erwiderte Koch im Juli 1832[2]): „Das wunderschöne Notizbuch ist jetzt mein treuer Begleiter; es steht schon der Anfang eines neuen Gedichts darin, das Deinen schönen Namen tragen soll[3]). Ach ich fühle mich so glücklich wie der Prinz, den Du darauf gestickt hast, umgeben von den Rosen zu Shiras; nicht wie ein Prinz — wo stammt die Redensart wohl her? Ein Prinz ist nicht immer glücklich, wie ein Mensch nur sein kann, der eine so schöne, liebe Braut hat. Weißt Du, wie mein erstes Buch heißen soll? „Prinz Rosa=Stramin". Warum Koch dieses Werk unter dem Namen Eduard Helmer herausgab, erfahren wir aus einer Äußerung des Dichters, welche ein Freund uns überliefert hat[4]): „Unsere Verlobung ist den vertrauten Bekannten kein Geheimnis, doch soll sie noch nicht unter die Menschen hinausgetragen werden. Deshalb will ich auch das Buch Prinz Rosa=Stramin nicht unter meinem Namen herausgeben, sondern als Eduard Helmer. Die Anfangsbuchstaben sind die von Ernst, Henriette. Wenn der Helmer seine Braut besingt, so wird's ihm kein Mensch verargen."

Die Entstehung des „Prinz Rosa=Stramin" geht bis ins

---

[1]) „Palast und Bürgerhaus" S. 187.
[2]) Ebenda S. 193.
[3]) „Rauschet, meiner Harfe Klänge."
[4]) „Palast und Bürgerhaus" S. 218.

Jahr 1831 zurück. In diesem Jahre hatte Koch seine Thätigkeit als politisch-humoristischer Schriftsteller eröffnet. Diese Erstlingsblüten, die „Vigilien", erschienen unter dem Pseudonym Leonhard Emil Hubert im „Verfassungsfreund", weil sein Vater nicht wissen durfte, daß er im liberalen Sinne schrieb. Die Vigilien, deren Hauptgegenstand die damaligen politischen Ereignisse in Kurhessen bildeten, erregten durch ihren eigenartigen Humor allgemeines Aufsehen. Die Einleitungsvigilie erschien am 16. November 1831 in der Nr. 16 der „Wöchentlichen Unterhaltungen, ein Begleiter des Verfassungsfreundes", und am 14. April 1832 schickte Koch seine sechste und letzte Vigilie in die Öffentlichkeit hinaus. Daneben schrieb er noch eine beträchtliche Zahl „vigilienartiger Aufsätze", kurze Skizzen, die der Mehrzahl nach mit einigen Veränderungen in den „Prinz Rosa-Stramin" eingeflochten sind. Aus diesen Skizzen und Vigilien — die fünfte Vigilie wurde fast wörtlich, die dritte oder Weihnachtsvigilie größtenteils aufgenommen — wie aus den poetischen Ergüssen, welche Koch in das ihm von seiner Braut geschenkte Notizbuch geschrieben hatte, ist der Prinz Rosa-Stramin entstanden. Am 20. April 1834 übersandte Koch das Werk seiner Braut mit den Worten[1]: „Ich lege Dir den Prinz Rosa-Stramin zu Füßen, gedruckt nimmt sich alles ganz anders aus wie im Manuskript. Das, was ich Dir davon gegeben hatte, hat, wie Du finden wirst, noch einige Abänderungen erlitten. In Gabelstich wirst Du Böhm[2]) wieder erkannt haben. Du kannst recht haben; der Dichter und Schriftsteller überträgt meist unbewußt seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke auf andere. Im zweiten Teil soll meine Reise nach Braunschweig aufgenommen werden."

Prinz Rosa-Stramin ist schwer in eine der poetischen Gattungen einzuordnen. Er ist kein Roman und kein Märchen. Denn er enthält keine Handlung und berichtet keine Begebenheit. Wir vermissen sogar den dünnen historischen Faden, an welchen sich bei Jean Paul die humoristischen Abschweifungen reihen. Das Buch ist, wie Friedrich Biedermann treffend be-

---

[1]) „Palast und Bürgerhaus" S. 264.

[2]) Kochs Universitätsfreund, der aus Braunschweig stammte und mit der Familie Henriettens bekannt geworden war.

merkt hat, ein „Torso ohne Anfang und Ende, eine Galerie der lebendigsten und seltsamsten Gemälde, die in buntem und raschem Wechsel aufeinander folgen; ein Potpourri von Stimmungs- und Erinnerungsbildern aus der Kindheit, der Schul- und Universitätszeit, von Naturbetrachtungen und Idyllen, von Liebes- und Soldaten- und Studentenliedern, von sozialpolitischen und kirchlich-religiösen Expektorationen, von litterarischen und musikalischen Aphorismen, von Humoresken und Satiren, von Elegien und lustigen Schwänken". Eine streng künstlerische Einheit läßt sich bei dem Werk, wie bei allen humoristischen Erzeugnissen, nicht herausfinden, obwohl es an sinnigen Übergängen und Anknüpfungen nicht fehlt. Ein eigentlicher Plan scheint Koch bei der Abfassung überhaupt nicht vorgeschwebt zu haben, denn er sagt selbst im zweiten Kapitel: „Es soll mich wundern, was dieses Buch eigentlich enthalten wird. Mit größerem Leichtsinn hat noch kein Autor ein Buch begonnen, denn noch kein Sterbenswort weiß ich vom Inhalt der folgenden Kapitel." Erst die letzte Hälfte des Buches (Kapitel 16—25) bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes mit äußeren und inneren Zusammenhängen und nimmt die Form einer phantastischen Studentennovelle an, deren Held der ehrsame Studiosus der Theologie und Dachmensch Erasmus Gabelstich ist, in dem Henriette Kochs Universitätsfreund Böhm zu erkennen glaubte. Leider gelangt diese Novelle zu keinem Abschluß. Koch hatte die Absicht, noch einen zweiten Teil des „Prinz Rosa-Stramin" folgen zu lassen, der u. a. auch seine Reise nach Braunschweig schildern sollte. Da dieser leider nie das Tageslicht erblickt hat, so bleibt am Schluß des Buches, der in jeder Hinsicht der interessanteste ist, mancherlei in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, was im zweiten Teil der Dichtung sicher aufgehellt worden wäre.

Der Einfluß, den Heine und Jean Paul auf Koch bei der Abfassung seines „Prinz Rosa-Stramin" ausgeübt haben, ist unschwer zu erkennen. Der Stil der Dichtung gemahnt — wenigstens in der ersten Hälfte — an Heine. Die Sprache ist die der „Reisebilder", frisch, unmittelbar sinnlich, klar und treffend. Im Satzbau hat er manches von Heine gelernt. Beide suchen durch Antithesen und Kontraste zu wirken, nur daß sie bei Heine viel schreiender und greller sind. Be-

sonders das vierte und siebente Kapitel mit den brüsken Schlußfolgerungen sind ganz in Heinescher Manier gehalten. Aber es ist ungerecht, darum Koch jede Eigenart seines Werkes abzusprechen und ihn gar, wie Gutzkow gethan hat[1]), als einen „servilen Nachahmer Heines" zu bezeichnen. Denn es besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen diesen beiden Poeten. Koch hat zweifellos Heine viel abgesehen, aber er hat sich vermöge seiner ihm angeborenen edlen Natur nur das Gute zu eigen gemacht und ist im übrigen seinen besonderen Weg gegangen. Denn während den „Prinz Rosa=Stramin" ein Hauch sittlicher Reinheit durchzieht, und er den Stempel echter Empfindung und edler Gesinnung trägt, bieten die „Reisebilder" eine Fülle von Frivolitäten und Lästerungen des Heiligsten und ermangeln jeden Ernstes, jeder Würde und sittlichen Kraft. Mehr entsprach dagegen Kochs Wesensart Jean Paul, und es gelang ihm dessen Gemütstiefe mit Heineschem Witz zu verbinden, wenn er auch an Fülle der Phantasie, an Reichtum und Tiefe des Gemütslebens jenem nicht gleichkommt. So scheint die tragikomische Figur, welche Walt auf einem Schimmel reitend in Jean Pauls „Flegeljahren" spielt, Koch bei der Bearbeitung von Gabelstichs Stiefel= und Reitprobe vorgeschwebt haben. Auch sonst erinnert das immerwährende Abspringen, Innehalten, Hin= und Herirren im „Prinz Rosa=Stramin", die gelehrte und wissenschaftliche Art von Kochs Humor, an diesen Dichter. Doch ist die Darstellung bei Koch plastischer und seine Gestalten haben mehr Fleisch und Blut als die Jean Paulschen Helden.

Auch die in den „Prinz Rosa=Stramin" eingestreute Lyrik Kochs ist nicht ohne Anklänge an bekannte Vorbilder. Am meisten hat hier Goethe eingewirkt. Das Lied der Sterne „Wir ziehen über Berg und Thal" (im dritten Kapitel des Buches) erinnert in der zweiten Strophe an Goethes Gedicht „An den Mond", das Lied „Siehst du, wo im Abendgolde" (im achten Kapitel) an „Mignon", und das Lied „vom Veilchenstrauße" (im vierten Kapitel), das einer Improvisation seine Entstehung verdankte und später auf Wunsch Henriettens von

---

[1]) „Kölnische Zeitung" vom 4. Mai 1844.

Koch ausgearbeitet wurde[1]), in der Schlußstrophe deutlich an den „König in Thule“:

„Da faßt's ihn erst mit Leide,
Und drauf unheimlich an,
Er legt den Strauß beiseite,
Sieht nie ihn wieder an.“

An Schillers Poesie gemahnt die neunte Strophe des Liedes „Rauschet meiner Harfe Klänge“ im zehnten Kapitel, und an Matthison erinnern Zeilen wie:

„Leise, leise wie im Haine
Bei des Vollmonds Silberscheine
Lispelnde Zephyre wehn,
Leise flüstre und erzähle
Du harmonisches Getön
Von den Himmeln meiner Seele.“

Auch an das Volkslied wird man erinnert, wenn der Dichter im fünften Kapitel singt:

„Ich wollt', ich wär ein Vögelein,
Ich wüßte, wo ich bliebe,
Ich flög zu Liebchens Fenster 'nein,
Und säng ihr meine Liebe.“

Daneben aber findet sich im „Prinz Rosa=Stramin“ eine Anzahl der schönsten dichterischen Blüten, die durchaus eigenartig empfunden und gestaltet sind, und die, wenn Koch weiter nichts geschrieben hätte, allein berechtigten, ihn als selbständigen Dichter zu legitimieren und ihm einen Platz in der Litteraturgeschichte und in den landläufigen Anthologien anzuweisen. Zu den besten dieser Art gehören Perlen wie „Ich sammelte die Trümmer“, „Ist auch der Mensch voll Tück' und Lügen“, „Dunkel ist die Nacht“ und das Soldatenlied „Leb wohl, mein Liebchen, weine nicht!“

Trotz der Ausstände, zu der die objektive Kritik herausfordert, ist der „Prinz Rosa=Stramin“ ein Werk einzig in seiner Art, das an poetischem Wert hoch über manchen vielgepriesenen Erscheinungen der deutschen Litteratur steht. Namentlich als Humorist dürfte Koch schwerlich seines Gleichen finden. Scenen, wie er die Schulerinnerungen von Lenzbach

[1]) „Palast und Bürgerhaus“ S. 155.

(Kapitel 3) wiedergiebt oder das social-politische Krähwinkeltreiben zur Zeit der Julirevolution 1830 in Kapitel 11—14 persifliert, sind von einem unverwüstlichen Humor getragen, denen wir wenig aus der deutschen Litteratur an die Seite zu stellen wüßten. Den Glanzpunkt nach dieser Seite hin bilden unzweifelhaft die in Kapitel 21 und 22 enthaltenen Scenen. Dazu kommt eine ungemein feine Beobachtungsgabe, die auch die kleinsten Züge, durch die sich die Charaktere oft abheben, überraschend treffend wiedergiebt. Obwohl schlagend und scharf in seinen Kombinationen, bezaubert Koch durch die naive und liebeswarme Hingabe, mit der er Kritik an den Gegenständen übt. Immer leuchtet ein edles Gemüt durch seinen Spott, und es ist selten, daß er sich wie Heine zum Sarkasmus versteigt. Ein nicht minder großer Vorzug der Dichtung sind die prächtigen, farbenreichen Naturschilderungen. Mit demselben liebreichen Blick wie seine angebetete Braut schaut er die ihn umgebende Welt, wie er denn beide gern in Beziehungen zu einander bringt. So in der reizenden Schilderung des goldenen, klingenden und singenden Frühlingsmorgens, den der Dichter in der Laube eines öffentlichen Gartens vor dem Frankfurter Thore verbringt. Mit welch poetischen Augen schaut er hier die Fuldalandschaft! Welch reinste, unmittelbare Naturpoesie! „O, was gleicht diesem Morgen?“ ruft er dann entzückt aus. „Rosa-Stramin! nenne mir den teuersten Namen!“ „„Henriette!““ lautet die Antwort, und es erschallt ein begeistertes: „Henriette, ich liebe dich, und du bist schön wie dieser Morgen.“

Mit dem „Prinz Rosa-Stramin“, der Frühlingsgabe des Dichters, „jener schwellenden Saat, aus der,“ wie Franz Dingelstedt sagte, „in besserem Boden die reichste Ernte erwachsen wäre,“ findet die zweite und Blüteperiode in Kochs dichterischem Schaffen ihren Abschluß. Was wir weiterhin noch zu besprechen haben, ist zwar auch sehr der Beachtung wert, vermag aber an die Erzeugnisse dieser Periode seines glücklichsten Schaffens nicht heranzureichen. Es fehlt ihnen die Frische und natürliche Schwungkraft, welche Kochs Jugendpoesieen einen so eigentümlichen Reiz verleiht. Nach einem so glänzenden Anfang seiner Dichterlaufbahn, die der Zahl nach leider nur geringe Früchte ans Tageslicht brachte, wurde seine Schaffens-

lust durch die äußeren traurigen Erlebnisse gelähmt, und die Produktion ist ihm, wie er selbst sagt, seitdem zur unbedeutenden Nebensache geworden. Was zunächst die Lyrik Kochs angeht, so entstanden im Anfang dieser Periode noch eine Reihe schöner Gedichte, wie das bereits erwähnte „Gruß an die Heimat“[1]) und „Reliquie eines Verschollenen“[2]), dessen erster Teil, der sich von dem zweiten durch Frische und Wärme des Gefühls vorteilhaft abhebt, bereits 1834 entstanden war[3]). In dieselbe Zeit, d. h. die Zeit, die er noch als Exlegionär auf hessischem Boden zubrachte, fallen die Gedichte „Mein Engel“, „Sehnsucht nach dem Tode“[4]), aus denen eine düstere Stimmung und Sehnen nach dem Tode herausblickt, und die Gelegenheitsgedichte „Am Geburtsfeste Seiner Hoheit des Kurprinzen von Hessen-Kassel“ (1838) und „Ihrer Erlaucht der Gräfin von Schaumburg“ (1839)[5]), von denen ihm keins die Gunst einflußreicher Persönlichkeiten wieder zuwandte. Der Luxemburger Zeit verdanken wir neben einigen gut gelungenen Gelegenheitsgedichten zu Schulfestlichkeiten rc. keine hervorragenden lyrischen Erzeugnisse mehr. Eine Steigerung seines lyrischen Schaffens bezeichnet das Jahr 1846. Koch war 1838 bereits zur katholischen Kirche übergetreten und wandte sich jetzt zur Verherrlichung der katholischen Kirche mehr der geistlichen Lyrik zu. Zu den besten Blüten dieser Gattung gehören seine „Marienlieder“, die in der Manier der alten Marienlieder von Novalis, Schlegel, Malsburg u. a. geschrieben sind, doch nicht in dem Rhythmus dieser Schule, sondern mit Anklängen an seine Lieblingsdichter Schiller, Körner und Matthison.

Eine reiche Gliederung lassen Kochs Gedichte nicht zu. Am meisten vertreten ist bei ihm die Stimmungs- und Gefühlslyrik, weniger die Reflexionspoesie. Zur Ballade besitzt er

---

[1]) „Gedichte aus dem Nachlaß“ S. 22.

[2]) Ebenda S. 31 und „Palast und Bürgerhaus“ S. 266.

[3]) Wie aus „Palast und Bürgerhaus“ hervorgeht. Gedruckt wurde dieser erste Teil zuerst 1838 unter dem Titel „Das heimliche Lied“ in Dingelstedts „Hessischem Album (S. 177). Die Notiz des „Hessenland“, das im Jahrgang 1887, S. 93 dieses Gedicht als „bisher ungedruckt“ zum Abdruck brachte, beruht auf einem Irrtum.

[4]) „Gedichte aus dem Nachlaß“ S. 25 bezw. 27.

[5]) Ebenda S. 43 bezw. 56.

wie die Mehrzahl seiner Landsleute weder Neigung noch Talent. Er war eben ganz und gar Gemütsmensch und dichtete nur das, was seinem ureigensten Innern entströmte.

Weniger bedeutend ist Koch als Novellist. Die Produkte dieser Art fallen durchweg in die letzte Periode seines Schaffens, in der ihm die Poesie bereits zur „unbedeutenden Nebensache" geworden war. Er selbst sagt von ihnen, daß sie die „Frucht weniger müßiger Wochen" gewesen seien. Seine Erzählungen, die 1847 erschienen und sich eines großen Beifalls erfreuten, enthalten die drei Novellen „Maria bitt' für mich", „Der Königin Gemahl" und „Aus dem Leben eines bösen Jungen", von denen die beiden ersten bereits 1841 und 1842 in Dingelstedt's „Salon" erschienen waren. Den Gegenstand der ersten liefert eine Episode aus des Dichters Leben, in dem die Schrecken und Greuel des Karlistenkrieges beleuchtet werden. Am Schlusse tritt Heine's Einfluß in Gegensätzen und Kontrasten unverkennbar hervor. Die zweite ist eine historische Novelle, deren Held Ferdinand Munot einige Züge von Koch's eigenen Lebensschicksalen aufweist. Allenfalls die bedeutendste ist die dritte Erzählung, in die Koch einen großen Teil seiner Lebensschicksale eingeflochten hat. Das Buch zerfällt in zwei Teile: der erste, welcher eines heiteren Humors nicht entbehrt, enthält die Jugendgeschichte des Helden; der zweite, der hie und da etwas breit ausgesponnen ist, führt uns mitten in die Karlistenkriege hinein und bietet uns ein ergreifendes Bild von dem Jammer und Leid, welches der Dichter in der Fremdenlegion durchzumachen hatte. In dieser Erzählung, die eine Fülle der anziehendsten Kriegsscenen, Genrebilder und Naturschilderungen enthält und die sich durch plastische Darstellungsweise auszeichnet, kommt der frische, fröhliche Humor, wie er sich im „Prinz Rosa-Stramin" findet, noch einmal zum Durchbruch, wenn auch nicht ganz mehr in der naiven, lebensfrohen Art wie dort. Zwei weitere Prosa-Arbeiten Kochs kamen in den Jahren 1858 und 1859 heraus: „Blandine", eine Erzählung, die aber kein Originalwerk Kochs, sondern eine freie Bearbeitung

---

[1]) Erzählungen von E. Koch, Kassel, H. Hotop 1847.

einer französischen Novelle ist, und „die Novelle". Beide erschienen in der Wigandschen Novellenbibliothek „Was Ihr wollt".[1])

Koch's Erzählungen kommen selten über den Standpunkt der Unterhaltungslektüre hinaus. Anspruch auf poetische Vertiefung und Abrundung des Stoffes können sie kaum erheben. Besonders gebricht es ihnen an der bezaubernden Naturwüchsigkeit und Unmittelbarkeit, durch die der „Prinz Rosa=Stramin" so starke Anziehungskraft ausübt. Rein künstlerisch ist „die Novelle" die beste der Erzählungen, während „Aus dem Leben eines bösen Jungen" inhaltlich die vielseitigste und interessanteste ist.

Koch ist der Typus eines echten Hessendichters. Der Horizont seiner poetischen Welt ist nicht weit ausgespannt, und seine Begabung mehr groß im Kleinen als auf das Universale gerichtet. In seiner dichterischen Physiognomie weist er eine gewisse Verwandtschaft mit Schiller und Heine auf, mit jenem in der Begeisterung für alles Wahre und Schöne, in der hohen Sittlichkeit, der Anschauung und namentlich in der Subjektivität des Gefühls, mit diesem in der Einfachheit des Stils und der Unmittelbarkeit der Empfindung. Doch hat er sich von der Koketterie und krankhaft=blasierten Grundstimmung dieses Dichters fast ganz freigehalten. Wenn viele seiner letzten Gedichte auch aus wundem Herzen hervorquellen, so tragen sie doch nichts von jener zerrissenen Weltschmerzstimmung Heine's in sich. Sein Herz war zuletzt wohl verdüstert, aber nicht verbittert, denn ihn tröstete an seinem Lebensende die Aussicht auf ein höheres Dasein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Koch's unglückliche Lebensschicksale die Entwicklung seines Dichtertalentes ungünstig beeinflußt haben. Namentlich ist ihm unter dem Drucke der äußeren Lage frühzeitig die innere Stimmung zur lyrischen Produktion abhanden gekommen. Fast alles, was er auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet hat, gehört der Jugendperiode an. Wenn es auch dem Umfang nach bescheiden ist, so hat er sich doch mit dem Wenigen schon bleibenden

---

[1]) Göttingen, Georg H. Wigand, 1856 ff. — Mitarbeiter dieser Bibliothek waren Koch, Altmüller, W. Lynker, Philippine v. Metting, Fr. v. Hohenhausen u. a.

Ruhm in seiner Heimat erworben, den die Zeit nicht schmälern, sondern höchstens noch vermehren wird.

Gegen Ende der dreißiger und in den vierziger Jahren nahm die durch Heine und das junge Deutschland vertretene Poesie einen bestimmteren Charakter an, indem sich die sentimentale Unzufriedenheit speziell auf den Staat und die socialen Verhältnisse zuspitzte. Es entstand die politische Lyrik. Wir können uns keinen größeren Gegensatz denken, als zwischen dieser neuen Gattung und der lammfrommen Minne- und Mondscheinlyrik der Romantiker. Im weitesten Sinne waren schon die Repräsentanten der Freiheitskriege politische Lyriker, insofern sie für die allgemeinen öffentlichen Interessen der Gegenwart auftraten und sich nicht wie die Romantiker gänzlich vom Leben abwandten. Die politische Lyrik, die sich dem Hegel'schen Radikalismus anschloß, war im Gegensatz zu den aristokratischen Neigungen der Romantik durchweg demokratisch gesinnt, dabei von einer Frische, Jugendlichkeit und Begeisterung, daß sie bald in weiteren Kreisen des Volkes Widerhall finden mußte. Die meisten dieser Dichter huldigten dem Fortschritt in politischer und religiöser Beziehung. Leider verfielen dabei viele in Übertreibung und schadeten dadurch ihrer Partei, so daß sich nach und nach selbst solche abwandten, die ihr anfänglich treu ergeben waren. Die Zahl der politischen Dichter ist groß, und auch in Hessen, wo die französische Julirevolution und späterhin die Februarrevolution ihre Zündstoffe in das politische, sociale und litterarische Leben hineinwarf, fehlte es nicht an Männern, die dieser poetischen Zeitrichtung huldigten. Während die meisten dieser Poeten aber nur nebenbei, in zweiter oder dritter Linie, politische Dichter waren, hat einer gerade auf dieses Gebiet seinen Schwerpunkt verlegt und hier sein Bestes geleistet: Franz Dingelstedt.

Franz Dingelstedt[1]) wurde am 30. Juni 1814 zu Hals-

[1]) Fehlt in der Allg. d. Biogr. — Bei Strieder-Gerland Abdruck aus Brockhaus' Conversationslexikon. — Sigmund Schlesinger: „Dingelstedt" („Gegenwart" 1876, IX. Bd. S. 69, 107). — Julius Rodenberg: „Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker" (Berlin 1882). — Derselbe: „Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß" (Berlin 1891). — Eine Autobiographie der Münchener Zeit enthalten die „Münchener Bilderbogen" (Berlin 1879). —

dorf in Oberhessen, Kreis Kirchhain, geboren und kam in seiner frühesten Kindheit nach Rinteln, wohin sein Vater, ein früherer Feldwebel, 1822 als Klostervogt versetzt wurde. Er erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium zu Rinteln, das er von 1822—1831 besuchte, und bezog am 25. April 1831 zusammen mit seinem Freund und Landsmann Friedrich Oetker die Universität Marburg, um sich dem Studium der Theologie und Philologie zu widmen. Daneben wandte er sich bereits litterarischen Interessen zu und unterhielt mit seinen Rinteler Landsleuten Oetker und Selberg ein Dichterkränzchen, in dem auch eigene Dichtungen vorgetragen wurden. Am 10. Dezember 1834 legte er vor der theologischen Fakultät dortselbst ein glänzendes Examen ab und wurde „cum laude" admittiert zu den höheren praktischen Prüfungen

---

Briefe von Dingelstedt im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" (10. u. 11. Juni 1881). — Briefe von Dingelstedt an Friedrich Halm im Jahrbuch der Grillparzergesellschaft, Bd. VIII (1898). — „Franz Dingelstedt an Gustav Kolb". Sechzehn ungedruckte Briefe („Wiener Presse" 1.—5. März 1882). — F. Zwenger: „Aus dem Leben Franz Dingelstedt's" („Hessenland" 1892, S. 150 ff.). — Einiges über Dingelstedt bei Wilhelm Buchner: „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen" (1882, I. S. 203, 263). — Heinrich Koenig: „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse" (Leipzig 1861, II. Bd.). — Friedrich Oetker: „Lebenserinnerungen" (1877, I. Bd.). — Felix Dahn: „Erinnerungen" (1893, III. Bd.). — Paul Heyse: „Jugenderinnerungen" („Deutsche Rundschau" 1899, S. 456 ff.). — Friedrich Hebbels Briefe, Nachlese, hrsg. von Richard Maria Werner (Berlin 1900), namentlich im II. Band. — Paul Lindau: „Laube und Dingelstedt als Regisseure" („Nord und Süd", Bd. 98, Heft 292, S. 60—82). — Manches, was auf sein äußeres Leben Bezug hat, findet sich in seinen Dichtungen zerstreut, z. B. im „Wanderbuch", in seiner Novelle „Kinderliebe" (die seine Ricklinger Zeit schildert), im „Litterarischen Bilderbuch" ꝛc. — Kritische Würdigung bei Prutz: Die deutsche Litteratur der Gegenwart (Leipz. 1859), I, S. 96 ff. — Gottschall: Die Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts (Breslau 1881) III, S. 120 ff. — Eine kritische Monographie über Dingelstedt fehlt noch. — Eine Gesamtausgabe seiner Werke, von ihm selbst besorgt, in 12 Bänden erschien 1877. Leider fehlt darin eine Anzahl seiner Jugendgedichte (u. a. die erste Fassung seines Weserliedes), sein Jugendroman „Die neuen Argonauten", ein Teil seines Wanderbuchs u. a., während manches Aufnahme gefunden hat, was besser weggeblieben wäre.

„pro licentia concionandi“. Hierauf wurde er Lehrer an einer Erziehungsanstalt für junge Engländer in Ricklingen bei Hannover, wo er „angeblich das Deutsche lehrte, in Wahrheit aber das Englische lernte“. Aus dieser für ihn äußerst angenehmen Thätigkeit wurde er im Frühjahr 1836 abberufen, um eine provisorische Lehrerstelle für neuere Sprachen und Litteratur an dem reorganisierten Lyceum Fridericianum in Kassel anzutreten. Er fand hier seine alten Freunde aus der Marburger Zeit wieder und begründete mit Oetker, dem Lyriker Gustav Schulz und anderen ein litterarisches Kränzchen, die „Stiftshütte“ genannt, dem auch Maler und Musiker angehörten. Aus diesem Kreise ging 1838 das „Hessische Album“, herausgegeben von Franz Dingelstedt, hervor, dessen erster Abschnitt, „Die Stiftshütte“ betitelt, die Gedichte der Vereinsmitglieder brachte. Bereits im vorhergehenden Jahr hatte Dingelstedt die „Wage“, eine belletristische Beilage zu der neugegründeten, unabhängigen „Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung“ redigiert, die indessen nach sechs Monaten wieder einschlief. Wegen der in dieser Beilage veröffentlichten „Spaziergänge eines Kasseler Poeten“ und der in Lewalds „Europa“ erschienen „Kasseler Bilder“ machte sich Dingelstedt bei der Regierung mißliebig und wurde daher laut Reskript vom 21. September 1838 aus „höheren Staatsrücksichten“ nach Fulda versetzt, wo er als ordentlicher Gymnasiallehrer bis zum Herbst 1841 wirkte.[1]) Diese Fuldaer Zeit ist in mancher Beziehung die wichtigste seines Lebens. Denn was er als Dichter war, ist er erst recht eigentlich in Fulda geworden. Man hatte ihn wegen seiner dichterischen Thätigkeit hierher in die Verbannung geschickt. Aber nur um so üppiger schwoll die Saat seines poetischen Schaffens an. Hier erschien sein erster Roman „Die neuen Argonauten“, hier schrieb er im selben Jahr (1839) seinen zweiten „Unter der Erde“, eine große Zahl Novellen und sein berühmtestes Werk, seinen „kosmopolitischen Nachtwächter“. Aber sein ungebundenes Leben in Fulda, seine freien und geistreich-pikanten Anspielungen auf gewisse Persönlichkeiten und gesellschaftliche Verhältnisse, nicht zum mindesten seine

[1]) F. Zwenger: „Franz Dingelstedt in Fulda“ („Hessenland“ 1893, S. 154 ff.).

politischen Lieder hatten ihm viele Feinde gemacht und ihn um die Gunst der Regierung gebracht. Als sein Erstlingsdrama „Das Gespenst der Ehe" am 21. Februar 1840 in Fulda aufgeführt und — ausgepfiffen wurde, und verschiedene Denunciationen wegen Verletzung der Amtspflichten bei seinem Direktor einliefen, sah er ein, daß in Fulda seines Bleibens nicht länger war. Zudem sehnte er sich nach größeren Verhältnissen, nach dem ungebundenen Leben eines deutschen Poeten- und Schriftstellerlebens. So reichte er seine Entlassung aus dem hessischen Staatsdienst ein, die ihm durch Reskript vom 4. Oktober 1841 „gnädigst bewilligt" wurde. Kurz vorher hatte er sich in Stuttgart Cotta persönlich vorgestellt, mit dem er bereits durch Beiträge zur „Allgemeinen Zeitung" und zum „Morgenblatt" (in dem u. a. auch sein berühmtes Jordanlied erschien) in Beziehungen getreten war. Durch ihn wurde er in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" nach Augsburg berufen. Inzwischen (Dezember 1841) waren die Nachtwächterlieder bei Campe und Hoffmann in Hamburg erschienen, und Cotta fand es geraten, den gefährlichen jungen Dichter vorderhand als Korrespondenten nach Frankreich, England, Belgien und Holland zu senden.

So hatte Dingelstedt den Mut gefunden, die ganze Misère seines Schulmeisterlebens von sich zu werfen und sich kopfüber in die Wogen der Litteratur zu stürzen mit den tausend ungewissen Hoffnungen, die sich an dieselbe knüpften. Aber die Wogen trugen ihn günstig. 1843, als er eben im Begriff stand, von Wien aus den Orient zu bereisen, ernannte ihn der König von Württemberg zum Vorleser und zum Leiter seiner Privatbibliothek mit dem Titel eines Hofrats. Kurz darauf vermählte er sich mit einer der genialsten und gefeiertsten Sängerinnen damaliger Zeit, Jenny Lutzer, und 1846 ward er mit dem Titel eines Legationsrats zum Dramaturgen des Stuttgarter Hoftheaters ernannt. Zwar entrüsteten sich Dingelstedt's frühere Gesinnungsgenossen über seinen Abfall und überschütteten den neuen Hofpoeten mit ihrem Spott, aber er kümmerte sich wenig darum. Er wollte empor um jeden Preis. Infolge der glanzvollen Aufnahme, welche sein Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt" in München fand, wurde er 1851 vom König Max II. von Bayern nach München berufen und zum Intendanten des

Hof- und Nationaltheaters ernannt. Hier erwarb er sich nicht geringe Verdienste dadurch, daß er die bedeutendsten Künstler Deutschland's zu Mustervorstellungen der Meisterwerke Lessings, Schillers und Goethes vereinigte. Nach sechsjähriger Thätigkeit plötzlich in Gnaden entlassen, fand er noch im selben Jahr durch Vermittelung Franz Liszts eine ähnliche Stelle als Generalintendant des Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich auch hier wieder dadurch, daß er zu Schillers hundertjährigem Geburtstag einen ganzen Cyklus der größeren Dramen dieses Dichters zur Aufführung brachte und in ähnlicher Weise zur dreihundertjährigen Shakespearefeier (1864) eine große Zahl historischer Dramen dieses Dichters bearbeitete und in Scene setzte. Als auch hier seines Bleibens nicht mehr war, fand er ein neues ruhmvolles Feld seiner Wirksamkeit in Wien. 1867 ward er hier artistischer Leiter des Hofoperntheaters, 1870 an Friedrich Halm's Stelle Direktor des dortigen Hofburgtheaters mit dem Titel eines k. k. Hofrats und unter Erhebung in den erblichen Adelsstand, 1875 Generaldirektor der beiden Wiener Hoftheater, und 1876 mit dem Freiherrntitel ausgezeichnet. 1880 trat er von der Leitung des Hofoperntheaters zurück und behielt nur die des Burgtheaters. Hiermit war die Summe seiner Ehren erschöpft. „Es war ein weiter Weg", sagt Julius Rodenberg, „von dem kleinen Haus in der Ritterstraße zu Rinteln bis hierher; aber ruhmvoll hat er ihn zurückgelegt, und Alles, auch das freiherrliche Wappen und den Wappenschmuck, selbst sich verdient." Er starb am 15. Mai 1881 nach kurzem Leiden in Wien, nachdem er im Juli 1878 zum letzten Mal von Bad Ems aus seine hessische Heimat besucht hatte.

Schon früh war der Dichter in Dingelstedt erwacht, denn wir besitzen bereits aus dem Jahre 1827 ein Gedicht, das der dreizehnjährige Knabe seinem Vater zum Geburtstag gewidmet hat, welches, unter Schillers Einfluß stehend, durch die Form bemerkenswert ist. Weitere Versuche fallen in seine Primaner- und Studentenzeit, u. a. eine Parodie auf Schiller's „Glocke", „Ressource" betitelt,[1]) die bereits in hohem Grade den künftigen Dichter der „Lieder eines kosmo-

[1]) Mitget. bei Rodenberg: „Blätter aus dem Nachlaß". I., S. 44 ff.



politischen Nachtwächters“ verrät. Sein erster an die Öffentlichkeit gelangter dichterischer Versuch stammt aus der Marburger Zeit. Es war ein Prolog für eine wandernde Schauspieltruppe, die von Marburg nach Gießen gezogen war und hier ihre Thätigkeit mit dem Dingelstedt'schen Gedicht begann. Diese Dichtungsart ist kennzeichnend für seine spätere Muse geworden. Es ist der Boden, auf dem der spätere Theaterdirektor von München, Weimar und Wien so treffliche Früchte ernten sollte und die sich unter dem Titel „Theaterreden“ an der Spitze seines „Theaters“ (Sämtliche Werke, IX) gesammelt finden. Zugleich lernen wir damit einen hervorstechenden Zug seines dichterischen Schaffens kennen: die Frische und Lebendigkeit seiner Lieder, die fast sämtlich auf der Wirklichkeit fußen und aus Erlebnissen hervorgegangen sind. Doch hat diese Licht- auch ihre Schattenseite. Eben weil viele seiner Lieder nur für den Augenblick geboren und als solche zwar wohlgeraten sind, haftet ihnen zu starr das Individuelle an, als daß sie auf dauernden Wert für die Allgemeinheit Anspruch erheben könnten, daher denn auch keins seiner Lieder volkstümlich geworden ist. Auch erklärt sich hieraus die Nachlässigkeit der Form, die vielen seiner Dichtungen eigen ist.

1838, noch während seines Kasseler Aufenthalts, trat er mit der ersten Sammlung seiner Gedichte auf,[1]) die zum Teil bereits vorher in Chamisso und Schwabs Musenalmanach, in der „Wage“, in Lewalds „Europa“ u. a. erschienen waren. In dieser Sammlung, die wenig bekannt geworden ist, aber für seine Beurteilung als Lyriker höchst wertvoll ist, überwiegt noch ein rein lyrisches, naives Empfinden. In den Liebesliedern („Buch der Liebe“) offenbart sich ein tiefes Gemüt und starke Leidenschaft, die bisweilen zum rein Sinnlichen hinüberneigt („Fenster zu, Gardine nieder“). Im ganzen herrscht ein zierlicher, fast süßlicher Ton vor. Noch merkt man wenig von dem virtuosen Spiel des Sarkasmus und der Satire, das den späteren Dingelstedt charakterisiert. Nur hie und da macht sich bereits Heinescher Einfluß bemerkbar. Am

---

[1]) Kassel und Leipzig (Krieger'sche Buchhandlung) 1838. — Die meisten dieser Jugendgedichte sind nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen.

meisten tritt dieser in der Abteilung „Dichterwehen" zu Tage, zwanzig Sonetten von großer Formvollendung, einigen darunter von hoher Schönheit. In dieser und der folgenden Abteilung („Jahreszeiten"), die hauptsächlich Naturbetrachtungen enthält, ist das ursprüngliche naive Empfinden des Dichters bereits bedeutend geschwächt und einer epigrammatischen Zuspitzung preisgegeben. Noch bestimmter tritt die Tendenz in den beiden letzten Teilen („Episteln" und „Stimmen der Wüste") hervor. Sie wird hier zur vorherrschenden Eigentümlichkeit und verdrängt alles rein lyrische Empfinden in dem Streben nach Heinescher Ironie und Geistreichigkeit. Zu den schönsten Gedichten des Buches gehören „Hier hab' ich so manches liebe Mal", „Ich kam in die Heimat wieder" (das in der Schlußantithese deutlich Heinesche Färbung verrät), das Weserlied („Ich kenne einen deutschen Strom"), das Gedicht „An meine Mutter" und die Ballade vom Scharfenstein. Leider hat sein Weserlied in der Gesamtausgabe später eine abweichende, weniger glückliche Version bekommen. Aber sie ist bezeichnend dafür, wie sehr der ironische, geistreiche Zug seiner Muse allmählich den naiv-poetischen verdrängt hat.

Seinen litterarischen Ruf begründete Dingelstedt 1840 durch sein berühmtes „Osterwort aus Kurhessen", eine poetische Bittschrift an den Regenten für den unglücklichen Sylvester Jordan, die zuerst als fliegendes Blatt gedruckt wurde und damals einen tiefen Eindruck in Deutschland machte. Die Bitte verhallte zwar und noch fünf Jahre verflossen, ehe Jordan freigesprochen und wieder in sein Amt eingesetzt ward, aber das herrliche „Osterwort" lebte und lebt noch heute unvergessen in der Heimat des Dichters fort. Ein ähnlich glücklicher Wurf gelang ihm ein Jahr später mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters". Die durch Herwegh damals zu hohem Ansehen gelangte politische Poesie konnte ein für die Satyrik so empfängliches Talent natürlich nicht unbeeinflußt lassen. Hervorgerufen durch die zwei Jahre früher erschienenen „Unpolitischen Lieder" Hoffmanns v. Fallersleben, die mehr für die allgemeinen bürgerlichen Kreise bestimmt waren, wendeten sich seine Lieder an ein ausgesuchtes Publikum, an die ästhetischen Feinschmecker, welche die epigrammatische Schärfe, den feinen Witz, die elegante und fein zugeschliffene Form zu würdigen wußten. Auch war der Stachel seines Tadels

und seiner Satire nicht wie bei Fallersleben gegen die Allgemeinheit, sondern gegen Einzelnes, gegen bestimmte Personen und Verhältnisse gerichtet. In der ersten Abteilung („Nachtwächters Stillleben") tritt der Dichter als Nachtwächter auf, der auf seinen nächtlichen Runden über die Mißstände und traurigen Verhältnisse des Lebens bedenklich den Kopf schüttelt. In der zweiten Abteilung („Nachtwächters Weltgang") geht er durch die Welt und ärgert sich über sie. Die Frankfurter müssen hier ihre Industrie bitter büßen, und besonders Rothschild wird arg mitgenommen. Auch München, das „Apollo-Antlitz mit Silenos-Finnen", Berlin, „die eitle, kalte, falsche Stadt", Wien 2c. müssen den Ingrimm des reisenden Nachtwächters empfinden. Einen merkwürdigen Gegensatz, einen friedlichen Ausgleich sozusagen zu den bitteren Nachtwächtergesängen bilden die im Anhang beigefügten Liebeslieder, die zart empfunden und in Form und Inhalt gleich vollendet sind. — Aus allen Liedern spricht ein tiefes Gefühl für Freiheit, ein Haß gegen alles Erbärmliche, wenn er auch hier und da übertreibt und affektiert erscheint. Die Sprache der meisten Lieder zeichnet sich durch hohe Schönheit aus, der Rhythmus ist meisterhaft gehandhabt und die Form von großer Mannigfaltigkeit, wie er z. B. München in Sonetten, Berlin in Ghaselen und „Letzte Liebe" in Canzonen besingt. Zu den trefflichsten Gedichten gehören „Die Statue Goethes von Marchesi", „Die zweite Station", „Die Berliniana" und die Verteidigung des Dichters Anastasius Grün gegen die ihm gemachten Angriffe.

Dichterisch höher stehen die 1845 erschienenen „Gedichte", in denen sich „Dingelstedts künstlerischer Takt und maßvolle Bildung, seine Goethesche Eleganz und Grazie und moderne Lebensauffassung in Stoff und Form gleichmäßig bewähren." Auch hier verleugnet sich der ehemalige kosmopolitische Nachtwächter noch nicht ganz. In den „Liedern aus der Fremdenlegion" spricht sich sein Schmerz über die heillosen Zustände des Vaterlandes, über dessen Schmach und Nichtigkeit ehrlich aus. Im übrigen aber erkennt man den gemütvollen Liebesdichter von anno 1838 leicht wieder. Sind doch sogar eine ganze Anzahl seiner Jugendlieder in die neue Sammlung übernommen worden. Von hoher Reinheit der Empfindung und künstlerischer Formvollendung sind die „Hauslieder", in denen er sein eheliches

Glück mit Jenny Lutzer mit rührender Innigkeit besingt. Die Krone der Gedichte bildet der „Roman“, ein Liebesdrama, das den Konflikt naturwüchsiger Empfindung mit der Sitte der Gesellschaft in ergreifenden Kontrasten besingt und mit hinreißender Sprache der Leidenschaft und großer Anschaulichkeit der Darstellung geschrieben ist.

Fünf Jahre später trat Dingelstedt zum größten Erstaunen aller Welt noch einmal seinen Gang als politischer Nachtwächter an. Aber das Gebiet politischer Lyrik stand längst verödet und verlassen da, die Zeit nach 1848 war für Spott und Witz nicht mehr empfänglich genug, um die neuen Lieder mit demselben Beifall und Verständnis aufzunehmen wie früher. So erschien Dingelstedt mit seinen Zeitgedichten „Nacht und Morgen“ (1850) als Nachzügler nicht nur seines Zeitgeschmacks, sondern auch seiner selbst. Dazu kam, daß der eigentliche Wert dieser Sammlung nicht auf den politischen Liedern, wie den „Fresken aus der Pauluskirche“, in denen er gegen das Frankfurter Parlament loszieht, beruhte, sondern auf den übrigen Teilen, den Prologen, Reden und sonstigen Gelegenheitsgedichten („Nachtwächter als Hofpoet“), die seiner Stellung am Stuttgarter Hofe ihren Ursprung verdanken. Auch diese Sammlung enthält vieles Anmutige und Frische, hält aber den Vergleich mit den beiden vorhergehenden nicht aus.

Der lyrischen Thätigkeit Dingelstedts zur Seite geht seine novellistische,[1]) die, ebenso wie seine Reisebilder, den Einfluß der Schule Heines bezw. Jungdeutschlands erkennen läßt. Er übertrug hier das feine Empfinden für Stimmung und Farbe auf die Erzählung. Auch hier zeigt sich bei ihm jene Eleganz und Grazie der Form, jene Ironie und sentimentale Geistreichigkeit, die sich gern in Antithesen bewegt. Seine Novellen sind nach Gottschalls Urteil in Prosa kondensierte Lyrik: „voll höchster Eleganz, großer psychologischer Feinheit, voll der feinsten Pointen. Wo man aufschlägt, blitzt und sprüht es von geistreicher Ironie wie von Funken.“ Dieselben Eigenschaften des fein Pointierten, Sprunghaften, des Verschwendens von Esprit finden sich — ähnlich wie bei Heine — auch in seinem „Wanderbuch“ und sonstigen feuilletonistischen Arbeiten wie

[1]) Vgl. Mielke: „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts.“ 3. Aufl. (Berlin 1898) S. 308 ff.

dem „Litterarischen Bilderbuch“ und den „Münchener Bilderbogen“. Seine Novellen, zumeist Jugendarbeiten, die in Lewalds „Europa“, im „Salon“ rc. erschienen, sind heute veraltet. Sie tragen wie ein großer Teil seiner Lyrik zu sehr das Gepräge des Augenblicks, für den sie geschaffen, an sich, nm eine mehr als vorübergehende Wirkung auszuüben.

Zugleich mit seinen Gedichten veröffentlichte er 1838 einen Band Novellen „Licht und Schatten in der Liebe“, die wenig bedeutend sind und den Einfluß Jean Pauls verraten. Auch sein erster Roman „die neuen Argonauten“ (Fulda 1839) erinnert in den komischen Motiven an Jean Paul, den er in der Behandlung des Stoffes fast erreicht. Den Inhalt dieses trefflichen Romans bilden die Kasseler Zustände in den dreißiger Jahren. Gemütliche Scenen aus dem Leben der hessischen Kleinstadt wechseln ab mit Bildern aus dem bewegteren Leben und bunteren Treiben der hessischen Residenzstadt, die für manchen Hessen damals den Inbegriff aller Herrlichkeiten der Welt bildete. Eine Menge ironischer Anspielungen auf die damalige politische und litterarische Zeitgeschichte sind in dem Roman verwebt. Kassel heißt Kasselstedt, Hersfeld Gersfeld, die Fulda Dulfe. Die Hauptfigur bildet der Kaufherr und Marktmeister Eusebius Trenttelfuß aus Hersfeld, der, ganz in maritimen Vorstellungen lebend, eine Brautfahrt nach Kassel unternimmt, dabei aber vorzieht, statt der Post den Wasserweg auf einem Bocke zu nehmen. Die Figur ist mit einer Dickensschen Meisterschaft gezeichnet, und sein Laden erinnert direkt an den klassischen ‚Little Wooden Midshipman‘, ohne daß von einer Nachahmung des großen englischen Humoristen die Rede sein kann, da dessen Werk erst zehn Jahre später erschien. Im wirksamen Gegensatz zu dieser grotesken Komik steht das Liebesverhältnis der Jungfer Marianne und des sächsischen Schulamtskandidaten Sebastian Brand, der überall und immer zu spät kommt. Mit feiner Satyrik ist auch die Nebenfigur des „Magister Hudel“ gezeichnet, in dem Dingelstedt einen seiner Kasseler Kollegen verspottete. Obwohl der Roman an den Schwächen eines Jugendwerkes, an Übertreibungen und ermüdenden Längen leidet, und die Einheit des Ganzen fehlt, zeichnet er sich durch Frische und Lebendigkeit der Darstellung,

durch Anmut und Leichtigkeit des Stils, scharfe Beobachtung und feine Satyrik so sehr aus, daß man dem kaum 24jährigen Dichter damals die größten Erfolge auf dem Gebiet des humoristischen Romans hätte voraussagen können und es zu bedauern bleibt, daß Dingelstedt das, was er in diesem Roman versprochen, später nicht gehalten hat.

Wie stark der Reiz der Heimatlichen in Dingelstedt war, zeigt auch der folgende Roman „Sieben Jahre", den er in Stuttgart zu schreiben begann und von dem einzelne Abschnitte bereits im Unterhaltungsblatt zu Fr. Oetkers „Neuer hessischer Zeitung" vom Jahre 1848 veröffentlicht wurden. Er sollte in der westfälischen Zeit spielen und ein getreues Bild der sieben Kasseler Jahre geben. Sein ganzes Leben lang beschäftigte er sich mit diesem Plan, und noch in den letzten Jahren kam er, wie seine Briefe zeigen, immer wieder darauf zurück, aber das Werk, das für uns gewiß von großer Bedeutung geworden wäre, sollte ebenso wie sein in großem Maßstab geplantes Memoirenwerk, von dem nur die „Münchener Bilderbogen" erschienen, Fragment bleiben. 1855 hat dann das, was er so lange geplant hatte, sein Landsmann Heinrich Koenig in seinem Roman „König Jérôme's Karneval" zur Ausführung gebracht. Doch die dichterische Wesensart Dingelstedts war von der Koenigs so verschieden, daß es sicher interessant gewesen wäre, diese beiden Romane nebeneinander zu haben.

Zwischen der Abfassung dieser beiden Werke, noch der Fuldaer Zeit angehörend, fällt sein unter dem Einfluß der George Sand entstandener Roman „Unter der Erde" (1840), der in der Originalausgabe den Nebentitel „Ein Denkmal für die Lebendigen" führt und sich durch lebendige Schilderung und warmes Gefühl auszeichnet, aber auch mit allen Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten des jugendlichen Autors ausgestattet ist. Auch ist der Gedanke nicht neu. Der Held des Romans ist ein junger Aristokrat, der, um sich moralisch zu befreien und zu gesunden, unter das Volk geht und Grubenarbeiter wird. Daneben finden sich feine Beobachtungen über das Volks- und Arbeiterleben im Gegensatz zu der vornehmen Welt.

Bedeutender ist sein vierter und letzter Roman „Die Amazone" (1868), ein Künstlerroman voll Lebenswahrheit und

Humor, voll reicher Handlung und geschickter Komposition. Mit staunenswerter Leichtigkeit werden uns alle Kreise der Gesellschaft vorgeführt: Das Atelier des Malers, das Boudoir der Primadonna, das Kabinet des Diplomaten, der Salon der Prinzessin, überall die Atmosphäre der vornehmen Welt, die Dingelstedt aus eigener Anschauung und Beobachtung so fein schildern konnte.

Endlich hat sich Dingelstedt auch als Dramatiker versucht. Bereits in Fulda war sein Jugenddrama „Das Gespenst der Ehe“ entstanden, das aber gründlich Fiasko machte und nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen wurde. Ein zweites Stück „Das Haus der Barneveldt“ hatte seinerzeit (1850) zwar einen nicht unbeträchtlichen Erfolg, ging aber vorüber und lebt heute nur noch in den Blättern seiner „Sämtlichen Werke“. Auch ein von ihm für die Weimarer Jubelfeier zum hundertjährigen Geburtstag des Großherzogs Karl August geschriebenes Vorspiel „Der Erntekranz“ ist ohne bleibenden dramatischen Wert. Der Theaterdirektor überwog zu sehr den Dichter in Dingelstedt.

Bei den glänzenden ihm verliehenen Gaben brachte es Dingelstedt zwar zu einflußreicher Stellung und äußeren Ehren, aber der Poet in ihm verkümmerte immer mehr. Er versuchte sich auf allen Gebieten, in der Lyrik, in der Novelle, im Roman und im Drama, aber immer blieben die Erwartungen hinter dem, was er versprach, zurück. Als Lyriker steht er unter Heines und Freiligraths Einfluß, aber er wußte sich doch immer eine gewisse Selbständigkeit zu wahren, so daß nur von äußerlichen und formellen Einflüssen die Rede sein kann. Hinter Heine bleibt er sowohl in der Mannigfaltigkeit und Tiefe des Talents als in der Eigenart der Form zurück. Aber er besitzt mehr Gemüt, wenn auch gewiß nicht weniger Leidenschaft als Heine. Das Wahrzeichen seiner Muse ist die Ironie, die selbst seinen herrlichen Balladen nicht fehlt. Doch ist sein Witz weniger scharf und treffend wie der Heines, oft begnügt er sich mit dem guten Einfall. Auf epischem Gebiet wies ihn seine ganze Wesensart mehr auf die Skizze, den Litteraturbrief hin, kurz auf das, was man gegenwärtig „Feuilleton“ nennt. Am wenig bedeutendsten sind seine Novellen, bedeutender seine Romane. Auch hier ist er der scharfe Satyriker, aber sein Blick geht nicht sehr

in die Tiefe, sondern haftet an der schimmernden Oberfläche. Mit Vorliebe schildert er das, was er selbst genau kennt und gesehen hat, das Leben der oberen Zehntausend. Hier verleugnet sich der Aristokrat in ihm nicht. Von Natur aus war Dingelstedt unstreitig sentimentaler Gemütsmensch, nicht weniger wie Koch und die meisten Hessenpoeten. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater und schrieb die gefühlvollsten Verse über sein häusliches Glück („Hauslieder"). Auch hing er treu an seiner hessischen Heimat. Es fiel ihm nicht leicht, sich von ihr zu trennen, von den alten Freunden und Erinnerungen. Was er gefühlt, als er den hessischen Bergen Lebewohl sagte, läßt sich leicht aus seinen Schriften nachweisen. Es findet sich keine einzige pietätlose Zeile über seine hessische Vergangenheit. Mehrfach ward von ihm der Wunsch nach Heimkehr ausgesprochen, als er im Auftrage Cottas in Paris und London weilte. „Sobald die Heimat mich verlangt, wann und wo es sei, bin ich da" hatte er noch 1842 geschrieben. Aber die Heimat schwieg, und er folgte dem Rufe nach Stuttgart. Von da ab kam ein innerer Zwiespalt über ihn, und der Dichter in ihm starb ab.

Neben Heine hat Geibel im 19. Jahrhundert die nachhaltigste Wirkung auf die deutsche Lyrik ausgeübt. Fast alle formstrengeren Lyriker haben von ihm gelernt, bis hinab auf die jüngste Zeit eines Falke, Busse und Lilienkron. Im Gegensatz zur Heineschen Schule war sein Einfluß von großer Heilsamkeit und Mäßigung. Aber die Überschätzung der äußeren Form führte nur zu leicht eine Vernachlässigung der inneren herbei. Die schöne Form verdarb das Charakteristische, ließ bei den meisten die Tiefe der Empfindung vermissen, daher denn Geibel namentlich von mittleren Begabungen nachgeahmt wurde, die sich durch große Formkorrektheit auszeichneten, aber sonst nicht viel zu sagen hatten. Daß infolgedessen Geibel namentlich in Hessen Anklang fand, ist, dem Charakter unserer Poesie entsprechend, nicht zu verwundern, umsoweniger, da Geibel von seinem Vater her in persönlichen Beziehungen zu Hessen stand.

Die Liebe und Anhänglichkeit, die Johannes Geibel, der Vater Emanuels, nach dem Verlassen seiner Vaterstadt Hanau der hessischen Heimat bewies, hatte sich auch auf seine Kinder übertragen. Als Emanuel 1835 die Universität Bonn

bezogen hatte, verwandte er die Herbstferien zu einem Besuch bei seinen Verwandten in Hanau,[1]) blieb bis in die zweite Hälfte des Oktober dort und schied endlich, als der Beginn der Kollegien rief, mit nicht ganz leichter Seele aus der ihm lieb gewordenen Stadt. Er wohnte dort bei seinem Onkel Schlicht in dem Hause „Zum silbernen Engel“ in der Sterngasse, und unter den kleinen Ausflügen, die er häufig in die Umgegend, nach Auheim, Steinheim und anderen Orten unternahm, verdient besonders eine Partie nach Wachenbuchen, dem Geburtsort seiner Väter, genannt zu werden. Geibel sah dort das Stammhaus mit dem Wappen der Familie, der roten und weißen Lilie über dem Thore, wo der Urahn Most geschenkt, eine Erinnerung, die er sehr sinnig in dem bekannten Liede verwendet hat, in welchem er sich gern zu Hessen bekennt:

„Und kam ich auch am Nordseestrand
Das Licht der Welt zu suchen,
Mein Stammhaus steht im Frankenland,
Im Dorf zu Wachenbuchen.“

Als Geibel im Frühjahr 1840 nach zweijährigem Aufenthalt in Griechenland nach Lübeck zurückgekehrt war und durch den Tod der Mutter und das Gefühl, noch keine gesicherte Stellung in der Welt gefunden zu haben, in eine drückende Stimmung gekommen war, hatte sein Vater, dem der Seelenzustand seines Sohnes nicht entgangen war, diese Lage einem alten Freunde brieflich geschildert. Dieser Freund war der Freiherr Karl von der Malsburg auf Schloß Escheberg in Hessen. Herr von der Malsburg war durch seine Vermählung in Beziehungen zu Holstein gekommen und dort mit einigen hessischen Landsleuten bekannt geworden, die eine geachtete Stellung in Lübeck einnahmen, darunter auch mit dem Pastor Geibel. Dieser hatte auf seinen Ferienreisen nach der hessischen Heimat öfters den Freiherrn auf Schloß Escheberg besucht und sich von den reichen spanischen Bücherschätzen überzeugt, die sich dort aus dem Nachlaß des Dichters

[1]) Vgl. Goedecke: Emanuel Geibel (Stuttg. 1869), I, S. 54 u. 55. — Dort war eine Schwester seines Vaters an den Uhrmacher Schlicht verheiratet.

Ernst von der Malsburg fanden. Sein Sohn Emanuel Geibel hatte sich seit seiner Heimkehr aus dem Süden vorwiegend mit spanischer Litteratur beschäftigt, und so kam die Einladung nach Escheberg für den jungen Dichter sehr erwünscht. Die ländliche Stille des waldumgebenen Schlosses war ebenso einladend wie die reiche Bibliothek, deren Neuordnung ihm übertragen wurde. Nun hellte sich seine trübe Stimmung zusehends auf und unter dem Eindrucke dieser erwartungsvollen Escheberger Zeit dichtete er das schöne Wanderlied:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus."

das ihm seitdem Tausende und Abertausende in echter Begeisterung nachgesungen haben, und das zuerst im zweiten Jahrgang von Franz Dingelstedts „Salon" vom 4. Mai 1842 (S. 142) unter dem Titel „Mailied" erschien. Nach Pfingsten 1841 traf er auf Escheberg ein. Der Aufenthalt Geibels auf Escheberg dauerte fast ein Jahr.[1]) Er fand die liebevollste Aufnahme und fühlte sich bald wohl und heimisch in dem dortigen Familienkreis. Der Inhalt der reichen Bibliothek und die herrlichen Wälder und Berge, die das Schloß umgaben, boten ihm eine solche Fülle poetischer Eindrücke, daß der Dichter in ihm so mächtig ward wie nie zuvor. Sein Gönner Karl von der Malsburg wurde ihm bald ein väterlicher Freund. Mit ihm unternahm er häufig Ausflüge in die Umgegend, so am 20. August nach Kassel zur Geburtstagsfeier des Kurprinzen-Mitregenten und etwas später nach Detmold zur Grundsteinlegung des Hermannsdenkmals, wo sie von Emanuels ältestem Bruder Friedrich, der damals als Erzieher der Lippeschen Prinzen am Hofe zu Detmold wohnte, gastfreundlich aufgenommen wurden. Bei Beginn des Herbstes dachte Geibel ernstlich an den Aufbruch, ungewiß, was in der Zukunft aus ihm werden sollte. Hierauf

[1]) Albert Dunker: „Emanuel Geibels Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie." („Deutsche Rundschau", 1885, Bd. 44, S. 42 ff. und 209 ff.). — Goedeke: a. a. O. S. 210—236. — Gaedertz: „Aus Geibels Escheberger Tagen (nebst ungedruckten Gedichten Geibels und seines Vaters)." In der Wochenschrift „Deutschland", Jahrg. 1889, Nr. 3. — Beilage zur „Münch. Allg. Ztg." 1889, Nr. 287. — Beilage zur „Romanzeitung" 1897, Nr. 42. — — „Hessenland" 1889, S. 4.

beziehen sich die Worte eines Gedichtes, das ursprünglich „Herbst in Escheberg“ betitelt war und jetzt das vierzigste der „Lieder als Intermezzo“ bildet:

„Es rauscht das rote Laub zu meinen Füßen,
Doch wenn es wieder grünt, wo weil ich dann?“

Aber Herr von der Malsburg ließ den jungen Dichter, den er wie einen Sohn liebte, noch nicht ziehen. So verbrachte er den Winter noch in anregendem Schaffen in der Waldeinsamkeit von Escheberg. Im Frühjahr 1842 unternahm er einen größeren Abstecher nach Marburg, Frankfurt und Hanau. In den beiden letzteren Städten suchte er seine Verwandten auf und in Marburg, wo er im Gasthaus „zum Ritter“ abstieg und acht Tage lang blieb, den Professor der abendländischen Litteratur V. A. Huber, den Sohn der Therese Huber, einen trefflichen Kenner des Spanischen, den er wegen seines „Roderich“, den er eben vollendet hatte, und seiner spanischen Übersetzungen um Rat befragte.

Die in Escheberg verlebten Tage gehören zu den glücklichsten seines Lebens und sind für seine dichterische Entwicklung von hoher Bedeutung geworden. Niemals zuvor hatte er in einem gleichkurzen Zeitraum so leicht und so viel produziert wie in Escheberg. Einige seiner schönsten Lieder wie „O Herz, laß ab zu zagen“, „Wenn sich zwei Herzen scheiden“, „Wo still ein Herz voll Liebe glüht“, wie überhaupt die 42 „Lieder als Intermezzo“ sind als ein dichterisches Selbstbekenntnis anzusehen, das Herzensgeheimnisse aus jener Escheberger Zeit enthält.

In Escheberg entstanden neben einer Anzahl von Gelegenheitsgedichten die „Zeitgedichte“ [1]), zwölf Tendenzgedichte, die er dem Freiherrn von der Malsburg in Dankbarkeit widmete, ferner die „Übersetzungen spanischer Volkslieder und Romanzen“ [2]), die eine Frucht seiner dortigen spanischen Studien bildeten, und

---

[1]) Lübeck 1841. — Später nahm er sie in seine achtbändige Gesamtausgabe (Stuttgart, bei Cotta 1853) auf und stellte sie hinter das vierte Buch der „Jugendgedichte“, das er „Escheberg. St. Goar 1842 bis 1843“ überschrieb.

[2]) Berlin 1843.

sein Erstlingsdrama „König Roderich“.[1]) Die Hoffnungen Geibels und die Bemühungen des Herrn von der Malsburg, dieses Stück auf der Kasseler Bühne aufgeführt zu sehen, waren leider erfolglos. Die ersten sechs Scenen des dritten Aufzugs, welche die Landung Tariks an der spanischen Küste schildern, wurden bereits im Februar 1842 in Dingelstedts „Salon“ veröffentlicht, der auch bereits eine sehr anerkennende Besprechung der „Zeitstimmen“ aus der Feder Adolf Eberts gebracht hatte.[2]) Überhaupt wurde Geibel ein fleißiger Mitarbeiter des „Salon“. Im Oktober 1841 (Nr. 31) veröffentlichte er dort die Übersetzungen zweier neugriechischen Volkslieder, später von ihm „Hirsch und Reh“ und die „Küsse“ benannt, im Dezember desselben Jahrgangs (Nr. 38) zwei als „Nachtlieder“ bezeichnete Gedichte („Mein Herz ist wie die dunkle Nacht“ und „Nun ist der Tag versunken“), die er später unter die „Lieder als Intermezzo“ aufnahm, im Januar des nächsten Jahrgangs (Nr. 8) das Gedicht „Vorüber!“ („O darum ist der Lenz so schön“), das er später seinen in Lübeck und Bonn von 1834—35 verfaßten Jugendgedichten einreihte. Auch ein kleiner Prosabeitrag „Die Johannisnacht. Eine serbische Geschichte“ erschien von ihm im März desselben Jahrgangs (Nr. 18). Den letzten Beitrag für den „Salon“ bildete das bereits erwähnte Mailied „Der Mai ist gekommen“. Um dieselbe Zeit, im Mai 1842, rüstete er sich zum Abschied und wandte sich wieder seiner Vaterstadt zu. Das Abschiedsgedicht „Leb wohl, du grüne Wildnis“, das er am 22. Mai 1842 in das Fremdenbuch des Malsburgischen Hauses schrieb, aber in keine seiner Sammlungen aufgenommen hat, hat Julius Rodenberg, der zwölf Jahre später ebenfalls dort als Gast weilte, nach seinem Tode veröffentlicht.[3]) Seitdem hat Geibel Escheberg nur noch einmal wiedergesehen, als er im Februar 1844 seine Heimreise von Stuttgart nach Lübeck antrat. Er wurde mit gewohnter Liebenswürdigkeit von Malsburg und den Seinen aufgenommen, doch dauerte der Aufenthalt diesmal nur wenige Tage. Die Gefühle wärmster Dankbarkeit

---

[1]) Stuttgart (bei Cotta) 1844. — In die Gesamtausgabe hat er das Stück, da er es als verfehlt ansah, nicht aufgenommen.

[2]) II. Jahrg. S. 27 u. 28.

[3]) Deutsche Rundschau, 1884, Band 39, S. 645.

gegen die Malsburgsche Familie haben ihn, wie auch der umfangreiche Briefwechsel mit den Mitgliedern derselben bezeugt, bis an sein Lebensende beseelt. Wiederholt gedenkt er noch in späteren Gedichten des „alten Schlosses im Habichtswald", „des forstumrauschten, wo der Dichter still gereift", so z. B. in dem am Rhein entstandenen Gedichte „Welt und Einsamkeit", der 1857 entstandenen Elegie „Die Lachswehr", und der 1864 entstandenen Elegie „Ein Brief". Als schönstes Geschenk für die so reich erwiesene Freundlichkeit widmete er dem Hause Malsburg ein im Jahre 1879 entstandenes Gedicht, das zu den größten Zierden des fünften Bandes der gesammelten Werke gehört:

„Nahe dem Hange des Bergs, den hundertjähriger Eschen
Wipfel umschatteten, lag halb im Verborgnen das Schloß,
Altersgrau, doch würdig geschmückt und wohnlich im Innern,
Groß nicht, aber dem Gast freundlich, wie keines im Land.
Neben dem springenden Leu'n drei Rosen am Thor der Kapelle
Zeigte das Wappen und rings dufteten Rosen umher;
Denn weit dehnte der Garten sich hin, von rauschender Waldnacht
Nur und dem Spiegel des Teichs drüben im Thale begrenzt."

An den Namen Escheberg knüpfen sich noch weitere Beziehungen zu unserer deutschen und hessischen Litteratur an.[1]) Wie seit den Tagen von Weimar die Litteratur zum ersten Mal wieder einen centralen Herd in München durch die bekannte Tafelrunde König Maximilians erhielt (der auch Geibel angehörte), so vereinigte hier der edelgesinnte Karl von der Malsburg in seinem altertümlichen Schlosse Dichter und Künstler um sich und erwarb sich dadurch mit Recht in seinem Vaterlande den Namen eines „hessischen Mäcen". Das altehrwürdige Schloß mit seinen prächtigen Räumen, deren Wände die Ahnenbilder zieren, die Bibliothek, das Theater, der ausgedehnte Park mit seinen prachtvollen Anlagen, seinem Teich und seinen

---

[1]) Vgl. Julius Rodenberg: „Ein althessischer Edelsitz" („Kleine Wanderchronik", Bd. I, S. 9 ff.) — Derselbe: „Emanuel Geibel" („Deutsche Rundschau" 1884, Bd. 39, S. 463 ff.) — Bodenstedt: „Erinnerungen aus meinem Leben." II, S. 57 ff. — Ludwig Gabillon: „Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen." Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. (Wien, Pest, Leipzig 1900) S. 49 ff.

Tempeln und ringsum tiefste Waldeinsamkeit: man konnte sich für einen Poeten kein angenehmeres Asyl denken. Das Fremdenbuch des Hauses, selbst einer der kostbarsten litterarischen Schätze, giebt Kunde von allen, die jemals die Gastfreundschaft dieses Hauses genossen haben: eines Ludwig Tieck, der hier aus der reichen Fundgrube romanischer Litteratur geschöpft hat, der Gebrüder Schlegel, von denen sich noch Privatbriefe vorfinden, eines Wilhelm Müller, Kalckreuth, Graf Loeben, Karl Friedrich Gerstäcker, Friedrich Straß, Franz Kugler, Friedrich Bodenstedt, Julius Rodenberg, einer Philippine von Calenberg, Dorothea Tieck (der Tochter Ludwig Tiecks) ꝛc. Wie Geibel hier aus den umfangreichen Bänden spanischer Dichter seine köstlichen Romanzen schöpfte, so fand einige Jahre später Friedrich Bodenstedt[1]) an derselben Stätte eine Fülle von wertvollem Material für seine orientalischen Studien und schuf hier seine „Völker des Kaukasus“ und seine „Ada“. Diese Verdienste Karls von der Malsburg sollen unvergessen bleiben, und sein Name verdient neben dem seines Bruders Ernst Otto von der Malsburg in den Annalen unserer heimatlichen Litteraturgeschichte fortzuleben.

In Hessen fand die Geibelsche Richtung zwei berufene Vertreter in Karl Altmüller und Julius Rodenberg, deren zartempfundene, innige Töne einen eigentümlichen Gegensatz zu den revolutionären Klängen des kosmopolitischen Nachtwächters bilden.

Karl Altmüller[2]) 1833 zu Hersfeld geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Kassel, studierte in Marburg, Berlin und München die Rechte, und wandte sich daneben mit Vorliebe litterarischen und philosophischen Studien zu. In den Jahren 1859 und 1860 gab er in Kassel die Wochenschrift „Der Telegraph“ heraus, die durch ihre frische und witzige Kritik rasch Aufsehen erregte. Später trat er in

---

[1]) Von ihm besitzen wir eine romanhafte Schilderung von Escheberg in seinem dreibändigen Werke: „Das Herrenhaus im Eschenwalde“ (1874).

[2]) Autobiographie in: „Ein Weihnachtsbrief“. (Erster Band der Wigandschen Novellensammlung „Was Ihr wollt“, Göttingen 1856). — Leimbach: „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart“. I, S. 12 ff.

Kassel beim Obergericht in den Vorbereitungsdienst, schied aber 1871 aus dem Staatsdienst aus und wurde Vorstand der von den Gebrüdern Murhard begründeten Stadtbibliothek in Kassel. Er starb in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1880 plötzlich am Herzschlag.

Altmüller gehört gleich Koch zu den reichbegabten Dichternaturen, die nur ganz wenig an die Öffentlichkeit gegeben haben. Bei Koch waren es die widrigen Lebensumstände, die ihn daran hinderten, mehr von sich zu geben, bei Altmüller war es eine ungemein scharfe Kritik, die er auch sich selber gegenüber übte. Was an eigenen Produktionen von ihm in Zeitschriften zerstreut sich findet, ist freilich gar nicht sehr gering an Umfang, aber in Buchform veröffentlicht hat er nur drei Werke: 1859 die Studentenerzählung „Die Ironischen“, 1864 eine Sammlung von Gedichten und 1878 den klassischen Vortrag „Der Humor“. In den „Ironischen“ steht Altmüller sichtlich unter Jean Pauls Einfluß. Die Fabel erinnert an dessen „Quintus Fixlein“. Hier wie dort sind die Hauptpersonen Studenten, die nur ein Bett, einen Rock u. s. w. haben. Bei Jean Paul allerdings sind es arme, aber sonst ordentliche Menschen, während es hier liederliche Studenten sind, von denen nur einer, aber allerdings der Held der Erzählung, eine edlere Lebensansicht gewinnt. Die Geschichte, deren tiefer Hintergrund die damals so vielen gefährliche Periode des wissenschaftlichen Materialismus bildet, zu dem hier als Ergänzung der heilende Idealismus eines wahren und warmen Gemüts tritt, ist lebendig und einfach, aber mit großem Geschick behandelt und mit manchem frischen und geistreichen Zug durchwebt. Nur ist zu bedauern, daß statt eines sorgfältig ausgeführten Gemäldes nur eine leichthingeworfene Skizze, nur eine Schilderung jenes halb frivolen, halb sentimentalen Hindämmerns im Studentenleben gegeben ist, wie es Eichendorff in seinen Schilderungen des süßen Nichtsthuns und der Seligkeit des Hinbrütens liebte.

Wie man hier den durch gründliche Studien und Lebenserfahrung hochgebildeten Mann nnd vor allem den echten Humoristen erkennt und Schlichtheit und Einfachheit als einen hervorstechenden Zug seiner Muse schätzen lernt, so erkennt man in Altmüllers „Gedichten“ bald den gemütvollen Hessen, der des tiefen Ernstes wie des heitern Humors gleich fähig ist, ob er nun ge-

wöhnliche Lebenserscheinungen poetisch erfaßt („An meine Wandertasche") oder in die Tiefen des Herzens dringt („In der Fremde"). Viele seiner Lieder sind echt volksmäßig und sangbar gehalten und deshalb von Meyerbeer und andern gern komponiert worden. Damit soll nicht gesagt sein, daß er sich am Volkslied gebildet habe (obwohl hierfür seine „Lieder zu Volksweisen", S. 62, sprechen könnten), vielmehr liegt die volksmäßige Auffassung in seinem eigenen Wesen, indem er sich in das Fühlen und Empfinden des Volkes unbewußt hineinversetzt. Am höchsten in der Sammlung stehen die von wärmster Vaterlandsliebe beseelten Heimatlieder und die zum Teil in der Brautzeit entstandenen zartempfundenen Liebeslieder. Auch unter den Gelegenheitsgedichten finden sich formgewandte, treffliche Stücke ernsten und heiteren Inhalts, die zum Teil eines feinen Spottes nicht entbehren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Altmüller unsere Litteratur mit diesen Darbietungen um zwei ihrer besten Stücke bereichert hat, die für jeden Poesieempfänglichen eine Fülle des Anziehendsten und Schönsten in sich bergen. Da ist alles ungekünstelt, schlicht und wahr, erfüllt von warmem Gemüt und echtem Empfinden, gewürzt mit liebenswürdigem Humor und doch nicht eines tiefernsten Grundtons entbehrend.

Altmüller ist neben Koch der reinste Typus eines Hessendichters, und seine Werke haben neben denen Kochs das größte Anrecht populär bei uns zu werden. Das tiefe Hessenheimweh, das die besten unserer heimatlichen Dichter beseelt, findet bei ihm ergreifenden Ausdruck und bildet einen Grundzug seiner dichterischen Wesensart. Seine Verwandtschaft mit Geibel ist mehr äußerlicher Art. Von einer Nachahmung, etwa wie bei Rodenberg, kann nicht die Rede sein. Altmüller ist herber in der Form und Auffassung, auch größer an Geist und im Grunde genommen eine selbständige Dichternatur.

Produktiver, aber weniger selbständig, tief und gehaltvoll ist Julius Rodenberg.[1]) Geboren 1831 zu Rodenberg im Schaumburgischen als Sohn jüdischer Eltern Namens Levy, wurde er von den sorgsamen Eltern und tüchtigen Hauslehrern gut vorgebildet und bezog dann, um sich für den Kaufmanns-

[1]) Autobiographisches in „Klostermanns Grundstück", große Ausg. S. 113—128 u. S. 129—148. — Ferner in „Erinnerungen aus der Jugendzeit". 2 Bde. Berlin 1899. — „Heimaterinnerungen

stand vorzubereiten, die höhere Bürgerschule zu Hannover. Dort erregten seine metrischen Versuche die Aufmerksamkeit des durch eigene poetische Arbeiten bekannten Professors Tellkampf, durch den die Eltern bewogen wurden, den Sohn für eine wissenschaftliche Laufbahn vorbereiten zu lassen. Er bezog nun das Gymnasium zu Rinteln, studierte auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen, Berlin und Marburg die Rechte und erwarb sich in letzterer Stadt 1854 die juristische Doktorwürde. In Berlin hatte er das Glück, in die dortigen litterarischen Zirkel, insbesondere in die Varnhagenschen Kreise eingeführt zu werden. Im Jahre 1855 trat er ein Wanderleben an, ging zuerst nach Paris, von wo er die interessantesten Berichte für eine große deutsche Zeitung lieferte, dann nach London, wo er durch Beziehungen seiner hochgebildeten Mutter, die eine geborene Engländerin war, sich bald heimisch fühlte und mit Freiligrath und Kinkel in nähere Berührung trat. Mit kurzen Unterbrechungen, die er zum Besuch seiner Eltern in Hannover und zu Streifzügen durch Belgien, Holland, Friesland und Dänemark verwandte, lebte er mehrere Jahre lang auf den britischen Inseln, durchwanderte England, Schottland und Irland nach den wesentlichsten Richtungen und lernte hier das englische Leben in allen seinen Höhen und Tiefen kennen. Ende 1861 unternahm er eine größere Reise nach Italien, verheiratete sich in Triest und wählte nach seiner Rückkehr Berlin zu seinem bleibenden Wohnsitz. Hier redigierte er zuerst (1862—1864) die illustrierte Monatsschrift „Deutsches Magazin", sodann das belletristische Beiblatt zur Modenzeitung „Bazar", vereinigte sich im Juli 1867 mit E. Dohm zur Redaktion des „Salons für Litteratur, Kunst und Gesellschaft" und gründete im Oktober 1874 nach dem Muster der „Revue des deux mondes" die Monatsschrift „Deutsche Rundschau", die unter seiner umsichtigen Leitung zur führenden geistigen Revue

an Franz Dingelstedt und Fr. Oetker" S. 204 ff. — Vgl. Ludwig Ziemssen: „Julius Rodenberg" („Nord und Süd", Bd. 58, S. 23 ff.). — Baechthold: Gottfr. Kellers Leben. Seine Briefe und seine Tagebücher. III. Bd. (Darin Briefe Kellers an Rodenberg). — „Julius Rodenberg, 26. Juni 1831—1901". Berlin 1901. (Enthält u. a. eine wertvolle Bibliographie seiner Werke). — Kritische Würdigung bei Prutz a. a. O. I. S. 259 ff. — Gottschall a. a. O. IV. S. 187 u. ö. — Leimbach a. a. O. IX. S. 88 ff. (nebst der dort verzeichneten Litteratur).

Deutschlands geworden ist und noch gegenwärtig von ihm herausgegeben wird.

Rodenberg hat sich als Lyriker, Epiker und Dramatiker bekannt gemacht, daneben auch als Reiseschriftsteller. Auf den Lyriker hat Geibels Muse stark eingewirkt. Er selbst hat uns später[1]) den Eindruck geschildert, den die erste Lektüre der Geibelschen Gedichte auf den fünfzehnjährigen Knaben gemacht haben. ... „Da dachte ich an einen Frühlingsmorgen sechsunddreißig Jahre zurück, ich ein Knabe von fünfzehn Jahren, über mir ein grauer, feuchter norddeutscher Aprilhimmel, vor mir ein Stück niedersächsischer Landschaft, und in der Hand, indem ich dahinging, Geibels Gedichte. Ich kann die Stelle heute noch bezeichnen, es war auf dem Friedrichswalle zu Hannover, wo man über Wiesen und Wasser ganz schwach in der Ferne die blauen Höhenzüge des Deisters erblickt. Dahin ging ich immer, wenn ich Heimweh hatte; denn hinter den Bergen lag meine hessische Heimat. Und da las ich auch zum ersten Mal Geibel; es war ein großer Leihbibliothekenband, und ich erinnere mich noch ganz deutlich desjenigen Gedichtes, welches ich als das erste von ihm las. Es hat sich meinem Gedächnis unauslöschlich eingeprägt —

„Wenn die Sonne hoch und heiter
Lächelt, wenn der Tag sich neigt,
Liebe bleibt die goldne Leiter
Drauf das Herz zum Himmel steigt."

Diese äußeren Merkmale kann ich noch angeben; aber ganz unmöglich wäre mir, die Erregung meines Innern zu schildern, als ich, mit der aufkeimenden Sehnsucht im Herzen, mit dem Rätsel des Lebens noch vor mir, diesen ersten Band Geibelscher Gedichte kennen lernte."

Die „Schleswig-Holsteinischen Sonette", die er bereits 1849 als 19 jähriger Primaner herausgab, sind eine Nachahmung von Geibels bekannten politischen Sonetten. Sie erregten bei ihrem Erscheinen einiges Aufsehen, zumal sie anonym herauskamen. Man riet auf den Verfasser und Namen wurden genannt, die damals zu den besten gehörten. Der kräftige, männliche Geist, der die formvollendeten Lieder durchweht,

---

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. 39 (1884), S. 463.

brachte ihm auch wohlwollende Anerkennung von Männern wie Friedrich Rückert, Ernst Moritz Arndt, E. F. Dahlmann, u. a. ein. Dieselbe jugendliche Frische und Begeisterung, die fast allen Dichtungen Rodenbergs eignet, zeichnet auch sein zweites, Jakob Grimm gewidmetes formschönes Werk „Dornröschen" aus, das er gleichfalls noch als Primaner begann und, noch ehe er die Universität Heidelberg bezog, veröffentlichte (1851). Sein nächstes Werk, „König Haralds Totenfeier, ein Lied am Meer" (1852), weist Anklänge an Geibels Dichtung „König Sigurds Brautfahrt" auf, steht aber an Wert hinter der Geibelschen zurück. Hervorzuheben sind einzelne rein lyrische Stellen, wie das Widmungsgedicht von der „schönen Marie vom Oberlande" und das Lied, in welchem König Harald seine Bestattung anordnet, die mit zum Besten gehören, was Rodenbergs Lyrik geschaffen hat. Mit seinem komischen Epos „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie" (1853) trat er in die Spuren von Roquettes Dichtung „Waldmeisters Brautfahrt", die kurz zuvor erschienen war und an Anmut der Form und köstlicher jugendlicher Laune unübertroffen dasteht.

Selbständigeres leistete Rodenberg in seinen 1853 erschienenen „Liedern". Dieselbe warmherzige Liebe für sein Vaterland, die er schon in seinen früheren Sonetten bewiesen, zeigt er hier in seinen „Kriegsliedern für Schleswig-Holstein" in schwungvollen und tiefempfundenen Tönen. Ein männlicher, kräftiger Ton herrscht auch in seinen Naturschilderungen, besonders in den frischen „Liedern aus Helgoland". Namentlich zeigt sich seine Begabung hier in der Schilderung der Meerespoesie, die er auch schon in seinem Romanzencyklus „Haralds Totenfeier" bewiesen hatte. Unbedeutender sind seine „Musikalischen Sonette" (1854), 14 Gedichte nach Art der Schlegelschen und Platenschen Dichtersonette, von denen jedes einen namhaften Tondichter der neueren Zeit, wie Haydn, Mozart, Beethoven ꝛc. verherrlicht. Seine späteren lyrischen Erzeugnisse sammelte er 1864 in einem Band „Gedichte", in denen sich seine schönsten Gedichte finden. Wertvoll sind namentlich der Abschnitt „Primula veris", der Jugendgedichte von reinstem, volkstümlichem Klang enthält, die Lieder „Auf deutscher Erde", und der letzte Abschnitt „Kennst du das Land?" eine sehnsuchtsvolle Hindeutung auf

Italien, das, wie das Schlußgedicht „Die Insel der Seligen“ zeigt, für den Dichter das Land der beglückten Liebe wurde. Diese Gedichte vereinigte er 1880 mit seinen „Liedern“, seinen „Musikalischen Sonetten“ und sonstigen Poesien zu einem stattlichen Lyrikband unter dem Titel „Lieder und Gedichte“, die soeben (1901) in 6. Auflage erschienen sind und ein reiches Bild seiner dichterischen Individualität abgeben.

Rodenberg ist vorwiegend Stimmungslyriker. Für die gewaltigen Akkorde des Schmerzes und der Leidenschaft ist seine Leier nicht gestimmt; wo er es einmal versucht, sie anzuschlagen, verfällt er leicht in ein rethorisches Pathos, das nicht angenehm wirkt. Im allgemeinen zeichnen sich seine Gedichte nicht so sehr durch Neuheit und Tiefe der Gedanken aus, als vielmehr durch Anmut der Form und Sinnigkeit der Gedanken. Hie und da (Weinlieder, Neckar rc.) erinnert er an den sangesfrohen Roquette, doch ist seine Lyrik naturwüchsiger und kräftiger als die des allzuzierlichen Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt“.

Bedeutender ist Rodenberg als Romanschriftsteller. Der ihm eigene lyrische Stimmungsgehalt seines Talents macht sich auch in seinen Romanen stark bemerkbar, wie er sich auch in seiner epischen Dichtung „König Haralds Totenfeier“ hervordrängte. Und doch macht das, was vom epischen Standpunkt aus als Mangel seiner Romane bezeichnet werden kann, gerade seine Dichtungen anziehend. Wie ungern würde man z. B. in seinem Roman „Die Straßensängerin von London“ die elegisch-träumerischen Naturbetrachtungen und die subjektiven Schilderungen des großstädtischen Lebens in London wie des idyllischen Treibens der Studenten in Marburg missen. Rodenberg ging von der Reisebeschreibung zum Roman über und übertrug die Gabe farbenprächtiger Schilderung, die sich in seinen Reiseschriften so bewährte, auch auf seine Romane. Mit Vorliebe wählte er England, das er als Reiseschriftsteller eingehend bereist und geschildert hatte („Ein Herbst in Wales“ 1858, „Alltagsleben in London“ 1860, „Tag und Nacht in London“ 1862), zum Schauplatz seiner Handlungen und die englische Geschichte zum Rahmen seiner Dichtungen. Auch dienten ihm die englischen Dichter als Vorbilder bei der Abfassung. Sein erster Roman „Die Straßensängerin von London“ (1863) steht unter dem Einfluß Dickens und

Thackerays und führt uns in die vornehme Welt Englands ein, deren Glanz und Verdorbenheit er das kleinbürgerliche Studentenleben Marburgs gegenüberstellt. Vortrefflich gelungen ist ihm der geschickt motivierte Gang der Handlung, die den Leser fortwährend in Spannung erhält, die Schilderung sämtlicher Personen und die lebendige topographische Darstellung des Ganzen. Mit den beiden folgenden Werken („Eine neue Sündflut“ 1865, „Von Gottes Gnaden“ 1870) wandte er sich dem historischen Roman unter Walter Scotts Einfluß zu. In dem ersteren schildert er uns das intrigante und zuchtlose Leben zur Zeit Georgs IV., damals noch Prinzen von Wales. Die Hauptperson ist des Königs Maitresse, Lady Elliot, deren Flucht nach Paris dem Dichter Gelegenheit giebt, das sittenlose Leben in Paris und grellbeleuchtete Scenen aus der französischen Revolution darzustellen.

Auch hier ist alles aufs glücklichste motiviert und spannend erzählt. Die Charaktere sind plastisch gezeichnet, die örtlichen Schilderungen mit lebendiger Anschaulichkeit wiedergegeben, und die Situationen geschickt erfunden und durchgeführt. In dem letzieren Werk, einem der besten historischen Romane seiner Zeit, schildert Rodenberg fast die ganze Epoche der englischen Revolution, als deren historischer Held Olliver Cromwell erscheint. Der Roman vereinigt alle Vorzüge und Fehler des Dichters in sich: Auf der einen Seite glänzende poetische Schilderungen der englischen Lokalitäten, der Sitten und des Lebens dieses Volkes, spannende Entwicklung der Handlung und treffliche Zeichnung der Charaktere, auf der andern bis ins kleinste sich ergehende Detailmalerei und den Gang der Handlung hemmende lyrische Ergüsse. In der behaglichen Ausmalung der einzelnen Auftritte, in der Vorführung von Volks- und Gerichtsscenen und der ungleichartigen Behandlung des Ganzen zeigt sich hier der Einfluß Walter Scotts. Mit dem vierten und letzten Roman, den „Grandidiers (1879) wandte sich Rodenberg seiner deutschen Heimat und zwar unter Fontanes Einfluß der Reichs- und Hauptstadt Berlin zu. Der deutsch-französische Krieg bildet darin den Hintergrund eines Familiengemäldes. Wie Rodenberg von seinen englischen Reiseskizzen zum historischen, in England spielenden Roman überging, so kam er nun vom historischen Roman aus Berlins Vergangenheit auf die Schilderung

der neuen deutschen Großstadt und versenkte sich, obwohl Nicht-Berliner, mit liebevoller Aufmerksamkeit in das Leben der kleinen Leute, die Verschiedenheit der Stadtteile und Straßen und die Beziehungen zwischen berühmten Personen und jener Stätte. („Bilder aus dem Berliner Leben“ 1885 ff., „Klostermanns Grundstück“ 1891.) „Erst hier, in den „Grandidiers“ und den „Berliner Bildern“, sagt Mielke[1]), „hat Rodenberg gezeigt, was er uns Deutschen hätte werden können — ein Washington Irving der Skizze, wenn nicht gar ein Dickens des Romans.“

Die dramatischen Versuche Rodenbergs sind ohne dauernde poetische Bedeutung. Es fehlte ihm hier ebenso wie seinen Landsleuten Koch und Dingelstedt an dramatischer Gestaltungskraft. Es waren mehr Gelegenheitsstücke zum Zweck der musikalischen Aufführung wie das von Heinrich Marschner komponierte Singspiel „Waldmüllers Margret“ (1855), die 1858 in Kassel erschienenen „Dramatischen Idyllen“, die Operndichtung „Das Mädchen von Korinth“ (1862), und die zwei patriotischen Festspiele „Zur Heimkehr“ und „Vom Rhein zur Elbe“ (1871).

Durch Verschmelzung der anakreontischen und philosophischen Lyrik kam in den fünfziger Jahren die orientalische Lyrik auf, die schon durch Goethes „Westöstlichen Divan“, später durch Rückert und Platen angebahnt worden war, aber erst durch Bodenstedts „Lieder des Mirza-Schaffy“ Mode wurde und viel Verschnörkeltes und Gekünsteltes mit sich brachte. Sie erinnerte in mancher Hinsicht an die Bardenpoesie des vorigen Jahrhunderts, denn die Überladung der Form mit orientalischen Namensfiguren war im Grunde genommen nichts anderes als eine neue Art von Gelegenheits- und Verlogenheitspoesie, die über den inneren Gehalt hinwegtäuschen sollte. Die Grundlage dieser Richtung war eine optimistische, indem sie noch stärker als die Geibelsche den heitern Lebensgenuß als beste Lebensweisheit predigte. Diese Seite fand neben Bodenstedt ihre Hauptvertreter in Daumer mit seiner „Hafis“. Von ihm ging der Schöpfer der modernen Anakreontik, Viktor von Scheffel aus, der selbst wieder einen Troß von Nachahmern fand, die heute die Kommersbücher mit ihren Trinkliedern füllen. Aber schon vor Scheffel

[1]) a. a. O. S. 308 ff.

fand die Neu-Anakreontik einen berufenen Vertreter in dem Hessen Friedrich Hornfeck, dessen Name leider außerhalb der Heimat so gut wie unbekannt geblieben ist.

Geboren 1822 zu Salmünster, wo sein Vater Stiftsverwalter war, kam Friedrich Hornfeck 1838 mit seinen Eltern nach Fulda. Er genoß hier noch den Unterricht Franz Dingelstedts, und widmete sich dann in Marburg den Rechtsstudien, die er seit 1845 in Berlin und seit 1846 in München fortsetzte. Anfang 1849 kehrte er nach Fulda zurück und gründete hier mit seinem Freunde Adam Trabert das demokratische Volksblatt „Wacht auf!", das aber schon im November 1850 durch Hassenpflug unterdrückt wurde. Hornfeck wurde wegen Verbreitung demokratischer Schriften zu einer Festungsstrafe verurteilt, die er 1852—53 auf der Festung Spangenberg verbüßte. Nach seiner Freilassung ging er nach Heidelberg, promovierte hier zum Dr. jur. und ließ sich als Privatgelehrter in Frankfurt nieder, wo er das Wochenblatt „Der Reichsadler" redigierte und für das „Frankfurter Konversationsblatt" Theaterkritiken schrieb. Er starb am 26. November 1882.

Das einzige poetische Werk, das wir von Hornfeck besitzen, ist sein „Schenkenbuch" (1855, 3. Aufl. 1880), eine Sammlung von Rhein- und Weinliedern in vier Büchern: „Schenkenbuch", „Rheingauer Fresken", „Lieder", „Vermischte Gedichte", die er samt und sonders während seiner Festungshaft niederschrieb und später durch einige neue Poesien vermehrte. Hornfeck geht wie Scheffel von Daumer aus, aber warmfühlend und herzlich wie er ist, bedarf er des orientalischen Kostüms nicht, sondern feiert seinen deutschen Wein mit deutschen Liedern und Gedanken. Neben den Wonnen des Bechers preist er den Frühling mit seinen Knospen und Blüten, Lust und Not der Wanderschaft und die Freuden und Leiden der Liebe. Die Töne, die er anschlägt, sind nicht neu, aber sie wirken mit einer eigenen ursprünglichen Kraft, weil sie aus einem gesunden, frischen Herzen herauskommen. Hornfeck fühlt, was er singt, so lebendig mit und giebt ihm einen so ungekünstelten, frischen Ausdruck, daß man unwillkürlich davon angezogen wird. Neben dem Humor, der in dem Buch überwiegt, ist dem Dichter auch die Sprache tieferer Empfindung und selbst der Wehmut nicht versagt, wie die innig empfun-

denen Liebeslieder bezeugen. Eine Anzahl seiner frischen Trinklieder („Trinke nie ein Glas zu wenig", „Wärst, Mädchen, eine Perle du" ꝛc.) sind in die Kommersbücher übergegangen und werden mit Recht von der studentischen Jugend heute noch gern gesungen.

Neben Heine und Geibel hat in unserer neueren Lyrik keiner stärkere litterarische Wirkung ausgeübt wie der von Viktor Hugo beeinflußte Freiligrath, der Dichter des „Löwenritts". Er ist der Virtuos des poetischen Genrebildes. Freiligraths Name tauchte in einer Zeit auf, wo die Teilnahme für die lyrische Dichtung in Deutschland fast erstorben war. Platen, der überhaupt seiner ganzen Natur nach nie populär werden konnte, so sehr ihn danach verlangte, hatte dem Vaterland schmollend den Rücken gekehrt, Heine fing nach gerade an sich selbst zu wiederholen, Chamisso stand erst am Anfang seines Ruhmes, der später sein greises Haupt krönen sollte, und so fand Freiligrath, als er in den dreißiger Jahren zuerst mit seinen Wüstenbildern und seinen farbenprächtigen Schilderungen der tropischen Natur auftrat, ein ziemlich freies Feld. Auch war die Eigentümlichkeit seines Talents und die Art und Weise seines Auftretens recht geeignet, ihm rasch die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn er besaß Pracht und Glanz der Farben, neue und überraschende Bilder und Stoffe von so eigenartiger Neuheit, wie man sie bisher in der deutschen Litteratur noch nicht gesehen hatte. Die Erneuerung des Alexandriners, auf den er durch Viktor Hugo hingelenkt wurde, die seltsamen ungewohnten Reime, deren er sich mit Vorliebe bediente und die so fremd, so prächtig ins Ohr fielen, dazu das Grelle und Phantastische, das sich besonders in seinen Jugendgedichten bemerkbar machte, die Wucht der Sprache und die hinreißende Diktion, alles das machte tiefen Eindruck auf die Mitwelt, ohne daß sie doch bedachte, daß es ihm bei all diesen technischen Vorzügen recht eigentlich an Innerlichkeit fehlte, daß das Herz, das Gemüt, also dasjenige, was den Dichter namentlich erst macht, bei ihm leer ausging.

Auch in Hessen machte Freiligrath bald Schule. Dingelstedt, der mit ihm befreundet und in Fulda von ihm besucht worden war, konnte sich seinem Einfluß in seinen „Bildern aus Hessen-Kassel" und einigen Balladen nicht entziehen.

Ebenso hat Freiligrath auf Salomon Mosenthal, Luise von Ploennies und andere, am stärksten aber auf Feodor Löwe eingewirkt.

Feodor Löwe[1]) ist ausschließlich Lyriker. Geboren 1816 zu Kassel als Sohn des als Darsteller von Heldengestalten berühmten Ferdinand Löwe und Bruder der ausgezeichneten Sängerin Sophie Löwe, besuchte er das Gymnasium zu Mannheim und betrat nach dem frühen Tode seines Vaters die dramatische Laufbahn. Er debütierte in Mannheim und wirkte darauf in Hamburg und Frankfurt. 1841 wurde er als Regisseur und Schauspieler an der königlichen Hofbühne in Stuttgart angestellt, wo er zu den ersten Künstlern damaliger Zeit gehörte. Besonders seine Darstellungen als Leicester in „Maria Stuart", als Karl Moor, Faust und Hamlet machten ihn schnell berühmt. Seine dichterischen Leistungen erwarben ihm von der Universität Gießen die philosophische Doktorwürde, und am Tage seiner vierzigjährigen Thätigkeit als Schauspieler verlieh ihm der König von Württemberg mit dem württembergischen Kronenorden den persönlichen Adel. Er starb am 20. Juni 1890 in Stuttgart.

Löwe begann seine poetische Laufbahn 1843 mit einer Sammlung „Gedichte", denen 1850 die Freiligrath gewidmeten „Lieder aus Frankfurt" und „Eine Dichterwoche", sieben kleine epische Dichtungen, die Dingelstedt gewidmet waren, folgten. Schon seine erste Sammlung zeigt eine tief angelegte Dichternatur, hie und da zwar etwas melancholisch angehaucht, aber klar und vollendet in der Form. Mit den beiden folgenden Werken betrat er die Bahnen Bérangers und Freiligraths und wandte er sich der politisch bewegten Vergangenheit von 1848 zu. In der Form (Sonett und Ghasel) tritt hier Platens Einfluß zu Tage, in der Darstellung Freiligraths („Der Marcusplatz") und zuweilen Heines („Sängerin der Wiesenpfade"). In seiner nächsten Sammlung (1854) treten jene Einflüsse weniger hervor. Ein tüchtiges Talent, gleich ausgezeichnet durch hohe Formschönheit wie durch Tiefe der Empfindung, macht sich hier geltend. Eingeleitet wird das Buch mit einer Reihe tiefempfundener Liebeslieder, dann folgen die Abteilungen „Vermischte Gedichte" (Erstes Buch), „Venedig",

[1]) Leimbach a. a. O. V. S. 435 ff. — Gottschall a. a. O. III, 209.

„Sonette und Distichen“, „Vermischte Gedichte“ (Zweites Buch), „Gestalten“ und „Buch der Betrachtung“. Sehr schwungvoll sind die Gedichte der Abteilung „Venedig“: die verschwundene Größe der alten Dogenstadt, an die das Meer, die Kirchen, Paläste und Brücken ihn bei jedem Schritt erinnern, zaubert der Dichter in meisterhaft gebauten Versen vor unsere Phantasie. Gleich vollendet nach Form und Gehalt sind die zwölf „Sonette aus dem Süden“ des nächsten Abschnitts, die, an Platen erinnernd, wahrhaft südliche Glut atmen. Die glänzendste Partie des Buches ist der Abschnitt „Gestalten“, poetische Genrebilder in Freiligrathscher Art, meist von etwas düsterer Färbung, aber sämtlich von großer plastischer Kraft und hinreißender Gewalt der Sprache. Viel Schönes bieten auch die „Brüderlichen Lieder“ des letzten Abschnitts, in welchem der Dichter, ähnlich wie in seinen „Distichen“, treffliche Lehren der Lebensweisheit in Liedern und Reimsprüchen giebt. Sehr angenehm berührt endlich auch die patriotische Stimmung in verschiedenen seiner Lieder. Ohne im geringsten an das Tendenziöse seiner früheren politischen Lyrik zu streifen, zeigen sie eine höchst wohlthuende Wärme und lehren uns zugleich den Mann und seine Gesinnung, nicht bloß den Künstler schätzen.

Die gleiche Leidenschaftlichkeit der Empfindung und Farbenglut der Schilderung ziert auch Löwes „Neue Gedichte“ (1875). Die Sammlung umfaßt folgende Abteilungen: „Vermischte Gedichte“ (I), „Sonette“, „Vermischte Gedichte“ (II), „Bilder“, „Aus dem Orient“, „Distichen“, „Reimsprüche“. Die wertvollsten Gedichte enthalten die beiden Abteilungen „Vermischte Gedichte“. Unter den „Bildern“ ist eine der schönsten Gaben der in schwungvollen Oktaven verfaßte Prolog zu Uhlands Gedächtnisfeier. Weniger bedeutendes enthält die Abteilung „Sonette“ und „Aus dem Orient“. In der letzteren ist er der Nachahmung Bodenstedts und seinen orientalischen Seltsamkeiten und Verschnörkelungen verfallen. Unter den Mustern, die auf Löwes Lyrik eingewirkt haben, ist Freiligrath das bedeutendste, vorzüglich auch in sprachlicher Hinsicht. Doch hat er ihm nirgends seine Eigenart zum Opfer gebracht und sich auch vor den Übertreibungen, welche Freiligraths Stoffe zuweilen entstellen, meist gehütet. Neben Freiligrath sind Platen und Bodenstedt seine Vorbilder gewesen.

Während die oben besprochenen Dichter mit der einzigen

Ausnahme Karl Altmüllers in ihren besten Jahren der Heimat für immer den Rücken kehrten, sind einige andere ihr treu geblieben und haben gerade hier ihr Bestes geschaffen. Den geistigen Mittelpunkt bildet jetzt die Residenz Kassel, während Marburg, die Universitätsstadt, mehr und mehr zurücktritt. Obwohl der Kurfürst Friedrich Wilhelm sich nur für das Theater interessierte, und nichts weniger that als die Poesie zu begünstigen — hegte er doch gleich wie sein Vater, Wilhelm II, die sonderbarsten Vorstellungen von den Leuten, deren Geschäft in nichts anderem bestand, als Bücher zu schreiben — so regte sich gerade damals das künstlerische und dichterische Talent in Kassel, wenn es auch keine Förderung fand. Schon zu Dingelstedts Zeiten hatte sich hier ein litterarisches Kränzchen „Die Stiftshütte" gebildet mit neun Mitgliedern, die teils Dichter, Musiker und Maler waren. Sie hatten ihre Zusammenkünfte in dem Eckstübchen der Luhmannschen Weinhandlung in der untern Karlsstraße, zuweilen auch im „Landgrafen Karl" oder im „Hessischen Hof". Aus ihrem Kreise ging 1838 das bereits erwähnte „Hessische Album für Litteratur und Kunst" hervor.

Die Poeten, die sich den eben besprochenen Lyrikern dieser Periode zugesellen, sind der Zahl nach zwar sehr stark vertreten, aber in ihrem Werte sehr verschieden einzuschätzen. Den meisten fehlt es an einer geschlossenen Persönlichkeit, an einem Charakter ihrer Poesie, sodaß es oft schwer wird, ihnen gerecht zu werden. Eine rühmliche Ausnahme macht nur ein einziger, der humor- und phantasiebegabte Karl Schmitt.[1]) Geboren 1828 zu Kirchheim bei Hersfeld als Sohn eines Pfarrers, kam er früh mit seinen Eltern nach Marburg, wo er unter der Leitung und Mitaufsicht seines Großvaters Karl Wilhelm Justi aufwuchs. Er besuchte das dortige Gymnasium und war ein Schüler Vilmars, durch den er die Neigung und Liebe zur Litteraturgeschichte gewann. Von 1845—1849 studierte er in Marburg Staatswissenschaften, daneben Geschichte und neuere Sprachen. Nachdem er seine Studien beendet und zum Dr. jur. promoviert worden war, trat er im Herbst 1849 als Referendar bei der

[1]) Vgl. das biographische Vorwort zu seinen nachgelassenen Gedichten (1858).

Regierung in Marburg ein, wurde 1853 zum Assessor befördert und mit der Versehung einer Sekretärstelle im Ministerium des kurfürstlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt, starb aber bereits in der vollen Blüte seiner Jahre am 2. August 1855. — Die poetische Begabung machte sich schon früh in dem talentvollen Knaben bemerkbar, und poetische Versuche von ihm sind bereits aus seinem sechsten Lebensjahre vorhanden. Bereits 1844 ließ sein Großvater zwei von ihm verfaßte Gedichte im Beiblatt der „Kasselschen Allgemeinen Zeitung" abdrucken. 1849 trat er als 22 jähriger Dichter mit einer Sammlung seiner Lieder auf, die er „Erstlinge" nannte. Hier zeigt er sich bereits auf der Höhe seines Könnens: ein feiner, dichterisch durchgebildeter Geist, der in den verschiedensten Liederformen zu gestalten weiß. Besonders macht sich der Einfluß der deutschen Volkspoesie, die er unter Vilmar eifrig studiert hatte, in seinen frischen, warmempfundenen Liedern geltend. In seinen Stoffen berührt er sich zuweilen mit Uhland, mit dem er überhaupt die meiste Ähnlichkeit aufweist, namentlich in der Abteilung IV („Die Burg am Meere") und V („Friedrich von Hausen, der Minnesänger"). Am gelungensten erscheint die letzte Abteilung „Balladen und Lieder", besonders „Nachtwanderung" und „Der Keller zu Eimbeck", in denen sich sein urwüchsiger Humor und seine Begabung für das rein Liedhafte am deutlichsten ausspricht. Seine zahlreichen nachgelassenen Gedichte wurden nach seinem Tode 1858 von befreundeter Hand als Manuskript gedruckt herausgegeben. Sie sind infolge des biographischen Vorworts und der chronologischen Anordnung der Gedichte besonders wertvoll und zeigen das reiche Können und die vielseitige Begabung des früh vollendeten Dichters im hellsten Lichte. Das frühste dort verzeichnete Gedicht „Der alte Harfner" datiert aus dem Jahre 1842 und ist eine Nachahmung von Goethes „Sänger". Ein anderes aus dem Jahre 1843 „Der Auswanderer" ist an Freiligraths gleichnamiges Gedicht angelehnt. In den folgenden Gedichten bricht sich bereits des Dichters Eigenart Bahn, besonders bekundet sich in dem „Husarenlied" und „Der vagierende Musikus" bereits seine Befähigung für den Humor und das Volksliedartige. Beide Richtungen sind am reichsten in dem Buche vertreten, oft aufs glücklichste vereint in Liedern wie „Des Professors Tochter", „Trinklied"

und „Eobanus Hessus zu Erfurt“. Daneben neigt des Dichters Natur auch zum Tragischen, wie seine Romanzen, und zum Elegischen, wie seine im Volksliedton gehaltenen Lieder beweisen. Auch für die Ballade besitzt Schmitt eine ausgesprochene Begabung und wählt hier mit Vorliebe zu seinen Stoffen das hessische Vaterland und hessische Persönlichkeiten („Frauenberg“, „Die Sage vom Weißenstein“, „Heinz von Lüder“, „Hans Hoose und Landgraf Karl“ ꝛc.). Die meisten Lieder Schmitts sind echt volksmäßig und sangbar gehalten und fordern zur Komposition heraus. Eine köstliche Laune waltet in seinen humoristischen Gedichten, namentlich in seinen Trinkliedern, die einer Scheffelschen Poesie in nichts nachstehen und Zierden der studentischen Liederbücher bilden würden, wenn sie mehr bekannt wären. In seinen Balladen reicht er an die besten Schöpfungen Uhlands heran, der wohl der einzige gewesen ist, an den seine Muse bewußte Anlehnung gesucht hat. Leider ist diese Sammlung, mit der er sich die Anwartschaft auf einen der ersten Plätze in den Reihen unserer heimatlichen Dichter erworben hat, nicht in weitere Kreise des Volkes gedrungen und daher sein Name der Nachwelt fast ganz unbekannt geblieben.

Die übrigen Poeten seien der Vollständigkeit halber hier rasch aufgezählt. Sie stehen schon bedenklich unter dem Durchschnitt. In Marburg gab 1839 Karl Sternberg eine Sammlung „Gedichte“ heraus. Seine Lyrik ist nach dem Muster Schillers stark rhetorisch gefärbt und ergeht sich in hochtrabenden, nichtssagenden Phrasen über abstrakte Begriffe der Moral. Besseres gelang ihm auf epischem Gebiet mit seinem Gedicht in 13 Gesängen „Das Zauberschwert“ (1836), und besonders im Drama mit seinem Trauerspiel „Die Malteser“ (1836). Kaum höher steht Johann Adam Gering, Stadtschullehrer in Gemünden an der Wohra, dessen Gedichte 1845 nach seinem Tode Karl Wilhelm Justi unter dem Titel „Maienglocken, Palmen und Schlüsselblumen“ herausgab. Die Gedichte sind teils weltlichen, teils religiösen Inhalts. Beide Abteilungen enthalten einige innig empfundene Lieder. Doch vermißt man zu sehr die Ursprünglichkeit der Begabung. Der Einfluß Schillers und in der religiösen Poesie Klopstocks macht sich stark bemerkbar. Lediglich Reimschmiede sind K. Pfeiffer, dessen „Gedichte“ (Kassel 1831)

von einem Angehörigen aus dem Nachlaß herausgegeben wurden, G. A. Lambeck mit seinen „Vermischten Gedichten" (Marburg 1833), J. Waldner mit seinen „Gedichten" (Fulda 1831), Heinrich Ludwig u. a., in deren Poesien verzerrte Schillersche Gedankenlyrik mit Schauerballaden in Bürger-Uhlandscher Manier abwechselt.

Der Uhlandsche Mahnruf „Singe wem Gesang gegeben" drang bald auch in die bürgerlichen und untersten Kreise des Volkes ein. Sie nahmen regen Anteil an der Poesie und versuchten bald auch selbst die Kunst handwerksmäßig zu betreiben. Durch häufige Lektüre der Klassiker angeregt und mit etwas Formsinn begabt, brachten es einige sogar zu ganz anerkennenswerten Leistungen. In Kassel machten sich namentlich zwei solcher Dichter bekannt: der Buchdruckereibesitzer Christian Lewalter und der Buchbindermeister Jean Schuriem, beide Autodidakten, aus den Werkstätten des Volkes hervorgegangen. Lewalter, aus Biebrich gebürtig, der sich 1848 dauernd in Kassel niederließ, hatte bereits 1853 als 28jähriger junger Mensch eine Gedichtsammlung „Wiesenblumen" veröffentlicht, in welchen ihm manches Hübsche gelungen war und in denen er einen vorwiegend munteren Ton anschlug, die aber in formaler Hinsicht noch nicht vollständig befriedigten. Eine weitere, posthume Gedichtsammlung erschien 1876 unter dem Titel „Ausgewählte Gedichte", die einiges Beachtenswerte, namentlich formales Können bietet. Ein reines und frommes Gemüt und ein echt patriotisches Gefühl spricht aus den meisten seiner Lieder, die freilich nur wenig Ursprünglichkeit verraten. Produktiver, aber unselbständiger und in der künstlerischen Ausbildung unvollkommener ist Jean Schuriem, der 1866 einen starken Band von Liedern und Gedichten „Stunden meiner Muse" herausgab und namentlich für Gelegenheitsdichtungen ein artiges Talent besaß. Dagegen halten seine „Lieder" und sehr mißratenen „Balladen und Romanzen" den niedrigsten ästhetischen Maßstab schwerlich aus. Sie kehren öfters eine unfreiwillige Komik heraus, so z. B. wenn er bewußt oder unbewußt Heine variiert (S. 8):

„Du bist wie eine Blüte,
So lieblich und so rein,
Unschuldig von Gemüte
Du Himmelsblümchen mein."

Wie stark Schillers Gedankenlyrik auf ihn eingewirkt hat, mögen folgende Verse aus „Jünglings Klage“ beweisen (S. 70):

„Vorüber sind die schönen Tage,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Vertauscht mit alter Last und Plage
Ist wieder meine Seligkeit.
Verschwunden sind die schönen Träume,
Die meine Brust so froh geschwellt,
Erstorben sind der Hoffnung Keime,
Zerronnen wie ein Nebelbild.“

Doch es kommt hier weniger darauf an, zu zeigen, wie und was diese Leute dichteten, als vielmehr darauf, daß sie überhaupt auf ihrer Bildungsstufe den Drang in sich spürten, sich poetisch zu bethätigen. Eine Anzahl dieser Dichter wie der Eisenbahnrevisor Wilhelm Becker, der Pianofortefabrikant Wilhelm Beckmann, der Kupferschmied Hartmann Herzog hatten sich sogar unter Christian Lewalter zu einem Dichterkränzchen in dem Hause Wolfsschlucht Nr. 12 zusammengeschaart, wo strenge Kritik geübt wurde, die zur Besprechung gelangenden Verse der Mitglieder formgerechter, in ihrer Abfassung mehr durchdacht und nach den Reimen reiner zur Vorlage gebracht wurden.

Die eben genannten übertrifft an Ursprünglichkeit der Begabung der Marburger Lokaldichter Dietrich Weintraut[1]), Lohgerbermeister und Badeanstaltsbesitzer von Beruf, den man nicht ohne Grund einen hessischen Hans Sachs genannt hat. Geboren am 27. August 1798 in Weidenhausen bei Marburg, hatte er eine so mangelhafte Schulbildung genossen, daß es ihm schwer wurde, orthographisch zu schreiben. Seine lückenhafte Schulbildung suchte er indes mit eisernem Fleiß zu vervollkommnen und sein Talent innerhalb der ihm gesetzten Schranken zur höchsten Entwicklung zu bringen. Was für eine Begabung in dem schlichten Gerbermeister steckte, was unter glücklicheren Umständen aus ihm hätte werden können, beweisen zur Genüge seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte, Fastnachtsscherze und Schwänke und namentlich seine poetischen

---

[1]) Vgl. E. Mentzel: „Erinnerungen an den Marburger Volksdichter Dietrich Weintraut“. („Hessenland“, 1890, S. 125 ff.).

Beschreibungen von Marburg und Umgebung[1]), die heute noch mit zum Besten gehören, was wir an Marburger Lokalpoesie besitzen. Seine dramatischen Arbeiten sind sämtlich in Versen und teilweise in Marburger Mundart geschrieben und scheinen wirklichen Vorkommnissen des damaligen bürgerlichen Lebens entnommen zu sein, dessen wunde Punkte er mit bitterer Satire bloßstellte. Solcher Art sind seine drei Lokalschwänke „Der Maskenball oder: Der Wind weht gut", „Ökonom Brandwasser und sein Neffe" und „Die Gemeinderätin", von denen namentlich der erstere das Verhältnis der bürgerlichen Kreise Marburgs zu den Jüngern der Hochschule mit lebensvoller Wahrheit schildert. Die Figur der überspannten Bürgerfrau Schlender, die ihre Tochter nur einem Studierten geben will, gehört zu den stehenden Typen jeder kleinen Universitätsstadt. Weintrauts lyrische Produkte sind an Wert sehr ungleichmäßig, namentlich lassen die meisten in der Form zu wünschen übrig. Zu beklagen ist, daß die kleinbürgerlichen Verhältnisse seine Muse nicht über das Gelegenheits- und Lokalgedicht hinauskommen ließen. Zuweilen erhebt er sich aus der handwerksmäßigen Behandlung des Stoffes zu rein künstlerischer Höhe, wie in dem Gedicht „An mein Vaterhaus" und „Wildungens Grab", in denen sich tiefstes poetisches Empfinden mit strengem Formsinn paart. Daß ihm übrigens neben den vorwiegend elegischen Klängen seiner Lyrik auch ein urwüchsiger Humor zu Gebote stand, beweist sein 1859 entstandenes Preisgedicht auf die Marburger Bade- und Schwimmanstalt und die poetische Epistel „Der Wind hat schlecht geweht", in der er sich selbst parodiert hat.

Wie Marburg in Weintraut, besaß Kassel seinen Naturdichter in dem Schuhmachermeister Schachofer und Fulda in dem Arbeiter Philipp Blum. Letzterer gab 1849 unter dem Titel „Dornen für Schilda" Gedichte eines „Proletariers" heraus. Doch können sie sich nicht mit dem Marburger Naturdichter messen. Daß es übrigens auch an dem blutigsten Dilettantismus in dieser Periode nicht fehlte, dafür sorgten Dichter wie der ebenso durch die Absonderlichkeit seines Pseudonyms wie seiner Gedichte bekannte Florentin von der

---

[1]) „Erinnerung an Marburg und seine Umgebungen". 4. Aufl. Marb. o. J. — Die erste Auflage erschien 1857.

Fulda, der in den sechziger Jahren die Spalten des Kasseler Gewerblichen Tageblatts und Anzeigers mit seinen Versen anfüllte.

Die dichtenden Frauen treten in dieser Periode fast ganz zurück oder beschränken sich auf das Gebiet der Unterhaltnngsnovelle und der Übersetzung. In der Lyrik steht Luise von Ploennies[1]) allein da. Geboren am 7. November 1803 in Hanau als einzige Tochter des Obermedizinalrates Laisler verlor sie ihre geist- und gemütvolle Mutter im vierten und ihren Vater, der sich zum zweiten Mal vermählt hatte, bereits im zehnten Jahr. Dieser hatte schon früh bei ihr den Sinn für Poesie genährt, sodaß sie sich, unterstützt durch große Gewandtheit in der Erlernung fremder Sprachen, schon mit neun Jahren in metrischen Übersetzungen aus dem Englischen versuchte. Nach dem Tode ihres Vaters wurde sie bis zum 14. Jahre bei ihrer Stiefmutter in Hanau erzogen und kam dann in das Haus ihres mütterlichen Großvaters, des Geheimrats und großherzoglichen Leibarztes von Wedekind in Darmstadt, wo sie vielfache geistige Anregung fand. Im Jahre 1824 vermählte sie sich mit dem Medizinalrat August von Ploennies, einem geistvollen jungen Arzt, der als Leibmedikus nach Darmstadt berufen worden war. Im Jahre 1847 Witwe geworden, siedelte sie nach Jugenheim an der Bergstraße über, um sich ganz der Erziehung ihrer Kinder und der Poesie widmen zu können, zog aber 1860 wieder nach Darmstadt, wo sie am 22. Januar 1872 starb. — An den Engländern hat Luise von Ploennies ihre Sprache und ihr Talent herangebildet, und ihre erste Veröffentlichung war nicht eine eigene poetische Arbeit, sondern eine Übersetzung („Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen", 1843). Erst ein Jahr später erschien ihre erste Gedichtsammlung. Sie enthält Liebesgedichte, Romanzen, poetische Erzählungen, Sagen und Legenden, Reisebilder aus Holland und vermischte

[1]) Scriba: Biogr.-litterar. Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen im 19. Jahrhundert. II. S. 568. — Stromberger a. a. O. S. 159 ff. und Neue Folge S. 112 ff., nebst der dort verzeichneten Litteratur. — J. Hub: Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. S. 684 ff. — Barthel: Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. Aufl., S. 935 ff. — Gottschall, a. a. O. III, S. 224 ff. — Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. VIII. S. 193 ff.

Gedichte. Sämtliche lyrischen Gedichte zeichnen sich durch fließende Sprache und elegante Form aus und zeugen von sinniger Naturbetrachtung, edler, reiner Empfindung und Feinheit eines weiblichen Geistes, aber was uns heute kühl an ihrer Lektüre anmutet, ist der fremde Geist, der in den meisten weht. Es fehlt ihnen die Gemütstiefe und Wärme des deutschen Dichters. Die Reflexion wiegt vor der lyrischen Stimmung vor. Die Gedichte sind alle ansprechend und wahr, hie und da bricht auch einmal ein wärmerer Ton hindurch, aber der Gesamteindruck ist kein positiver. Bedeutend höher stehen ihre epischen Dichtungen. In „Elisa Marcoeur", „Quintin Massys, der Schmied von Antwerpen", „Tinctura thebaica" u. a. weiß sie mit großer poetischer Anschauung zu schildern und wirklich zu ergreifen. In ihren farbenprächtigen Bildern erinnert sie öfters an Freiligrath, im übrigen aber zeugt die selbständige Bearbeitung der Stoffe von großer Erfindungsgabe. In ihrer neuen Gedichtsammlung (1851), die König Ludwig von Bayern gewidmet ist, wandte sie sich vorwiegend der epischen Dichtungsart zu, und hier war sie in der Behandlung der balladen- und romanzenartigen Stoffe äußerst glücklich. Einige wie „Die arme Seele", „Die Macht der Harfe", „Aage und Else", „Das Schneiderlein und die Trollen", „Die Marmorbraut" gehören mit zum Besten unserer neueren Balladen- und Romanzenlitteratur. Unter ihren rein-epischen Dichtungen steht „Mariken von Nymwegen" (1853), nach einer mittelalterlichen niederländischen Sage bearbeitet, obenan. Der Dichterin Gestaltungskraft und Treffsicherheit im Ausdruck ist oft überraschend großartig. Ihre Virtuosität in Sprache und Form beweisen auch die Sonettenkränze „Abälard und Heloise" (1849) und „Oskar und Gianetta" (1850), die beide die Macht der Liebe besingen. Luise von Ploennies' Bedeutung beruht auf der beschreibenden und erzählenden Dichtung, daneben auf ihrer Übersetzungsthätigkeit. Allen ihren Poesien eignet eine ernste, würdevolle Haltung. Später wandte sie sich leider mit wenig Erfolg fast ausschließlich der religiösen Poesie zu.

Infolge der immer größeren Ausbildung der deutschen Sprache gewinnt auch die Übersetzungsthätigkeit immer mehr an Boden. Mit Vorliebe wendet man sich jetzt der englischen Litteratur zu, auch der französischen und spanischen,

während die italienische Litteratur scheinbar an Übersetzungsreiz verliert. Allen voran geht hier Luise von Ploennies mit ihren durch Klarheit des Ausdrucks und Formvollendung ausgezeichneten Übersetzungen aus der englischen und holländischen Litteratur: „Britannia“ (1843), „Ein fremder Strauß“ (1845), „Joost van den Vondels Lucifer“ (1845), „Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts“ (1864) und der Neudichtung einer niederländischen Sage „Marÿken von Nymwegen“ (1853). Gleich verdienstvoll sind die von Dingelstedt mit großem Geschick für die deutsche Bühne bearbeiteten Königsdramen Shakespeares, sowie „Sturm“, „Wintermärchen“, Molières „Der Geizige“ und Beaumarchais' „Figaros Hochzeit“. Bérangers „Letzte Lieder“ wurden 1858 von Julius Rodenberg, Kingsleys „Hypathia“ von der Stiftsdame Sophie von Gilsa (1807—1858) übersetzt, die auch eine Anthologie englischer Dichter (Byron, Moore, Longfellow, Felicia Hemans) herausgab. Auch Geibels „Spanische Romanzen“ sind hierher zu rechnen, da sie ihre Entstehung dem Aufenthalte in Escheberg verdanken. Endlich sei noch Karl Altmüllers Übersetzung von de Foes Robinson Crusoe und Ernst Kochs Erzählung „Blandine“ erwähnt, die eine freie Bearbeitung eines französischen Stoffes ist.

Die religiöse Lyrik steht in dieser Periode in keinem Verhältnis zu der sonstigen Entwicklung der hessischen Dichtkunst. Die hervorragendsten Dichter standen nicht auf dem Standpunkt des überzeugten Christen oder gehörten (wie Rodenberg und Mosenthal) nicht dem christlichen Glauben an. Ihre Hauptvertreterin findet diese Gattung in Luise von Ploennies. In ihren letzten Lebensjahren beschäftigte sie sich fast ausschließlich mit biblischen Neudichtungen: „Lilien auf dem Felde“ (1864), „Ruth“ (1864), „Joseph und seine Brüder“ (1866), „Maria von Bethanien“ (1867), „Maria Magdalena“ (1870), „David“ (1874), „Sagen und Legenden“ (1874, größtenteils biblischen Inhalts) und „Die heilige Elisabeth“ (1870). Daneben sind etwa noch zu nennen Ernst Koch mit seinen frommen, katholisch empfundenen „Marienliedern“, Christian Lewalter und Joh. Adam Gering mit einigen von inniger Frömmigkeit durchdrungenen Liedern, sowie Johannes Karl, Pfarrer in Hanau und Preungesheim († 1887), mit dem Weihnachtskinderlied „Der Christbaum ist der schönste

Baum", das zuerst 1842 in Hanau gedruckt und zum Preise von 4 Kreuzern mit Noten verkauft wurde.[1])

Auch auf den übrigen Gebieten der Poesie treten die Hessen in dieser Periode mit rühmlichen Leistungen auf den Plan. Sowohl die Prosadichtung wie das Drama erreichen eine hohe Blüte. In der Prosadichtung hat hinsichtlich des Umfangs der Roman im 19. Jahrhundert den größten Aufschwung genommen. Der Roman des 19. Jahrhunderts hat seine Grundlage in dem klassischen Roman, namentlich in Goethe. Sein „Werther", Rousseaus Nouvelle Heloise entsprungen, war der erste moderne Roman. Durch diesen kam der sentimentale Liebesroman, durch „Wilhelm Meister" der Bildungs- und Künstlerroman, durch die „Wahlverwandtschaften" der psychologische Roman auf. Nächst Goethe hat Jean Paul einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Von den Engländern Fielding und Stern ausgehend, hat er den humoristischen Roman in die deutsche Litteratur eingeführt. Abgesehen von Goethe und Jean Paul ist der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts durch Einflüsse des Auslands bestimmt worden: zunächst durch Walter Scott, der für Deutschland den historischen Roman schuf, dann durch die französischen Social- und Tendenzromane, welche das junge Deutschland zu Darstellungen des gesellschaftlichen Lebens begeisterten und den modernen Zeitroman entstehen ließ. Der historische Roman wurde in Deutschland am glücklichsten durch Willibald Alexis, der Zeitroman durch Gutzkow bearbeitet. Vom historischen Roman unterscheidet man wieder Sonderarten, den biographischen, den kulturhistorischen und ethnographischen Roman. Eine besondere Art endlich für sich bildet der Bauern- und Dorfroman, der in Immermann und Auerbach glückliche Vertreter fand.

Weitaus die meiste Bearbeitung fand der historische Roman. Während dieser in der ersten Hälfte des Jahrhunderts meist romantisches Gepräge hatte, ging man in der zweiten Hälfte mehr zu einer realistischen Darstellung der historischen Verhältnisse über. Wenn früher das Mittelalter und die Ritterwelt die größte Anziehungskraft auf die Romanschriftsteller ausgeübt hatte, so bemächtigte man sich jetzt gern der

---

[1]) Vgl. F. Riebeling: Das Weihnachtskinderlied „Der Christbaum ist der schönste Baum" („Hessenland", 1897, Nr. 23 u. 24).

neueren Geschichte. Die Freiheitskriege, die Zeiten der Revolution, der Krieg von 1866 und von 1870/71 wurden beliebte Themata der Romandichtung.

In Hessen wandte man sich mit Vorliebe dieser Romangattung zu. Aber neben den großen historischen Begebenheiten des deutschen Landes vertiefte man sich naturgemäß gern in die jüngste Vergangenheit der eigenen Heimat. Wichtige Epochen wie das westfälische Zwischenreich und die politischen Unruhen der dreißiger und vierziger Jahre gaben genugsam Gelegenheit dazu. Bereits 1831 hatte Georg Döring in seinem geschichtlichen Roman „Das Kunsthaus" Episoden aus der Geschichte der Stadt Kassel zur Zeit des siebenjährigen Krieges behandelt, und Dingelstedt hatte bald nach seiner Verbannung in Stuttgart einen Roman aus der westfälischen Zeit begonnen, der „Sieben Jahre" betitelt war. Leider kam das Werk über einzelne Abschnitte, die 1848 veröffentlicht wurden, nicht hinaus. Einem anderen blieb es vorbehalten, diesen großangelegten Plan zur Ausführung zu bringen. Dieser Dichter war Heinrich König.[1]) Mit ihm hat die Gattung des neueren historischen Tendenzromans ihren Gipfelpunkt in der deutschen Litteratur erreicht.

Geboren am 19. März 1790 in Fulda, verlor er schon im zweiten Jahre seinen Vater und wurde infolgedessen von einem Bruder seiner Mutter erzogen. Er besuchte die Stadtschule zu Fulda und sollte Schneider werden, doch wurde ihm durch einen Wohlthäter ermöglicht, das Gymnasium und später das Lyceum daselbst zu besuchen, das er 1809 absolvierte. Diese ersten zwanzig Jahre seines Lebens bis zu seiner vorschnell geschlossenen Ehe, die dann so verhängnisvoll für ihn werden sollte und ihn an Universitätsstudien hinderte, hat er

[1]) Selbstbiographie in Westermanns Monatsheften, Bd. XII, Jahrg. 1862, S. 596 ff. — Autobiographie in „Auch eine Jugend". (Leipzig 1852) und „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse" (Leipzig 1861), 2 Bde. — Rodenberg: Heimaterinnerungen, S. 82 ff. — Gutzkow: Rückblicke auf mein Leben, S. 49. — Blätter für litt. Unterhaltung. Jahrg. 1869, Nr. 41. — Mielke, a. a. O., S. 166 ff. — Prutz, a. a. O., II, S. 158—174. — Gottschall, a. a. O., IV, S. 163 ff. — Stern: Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes 2c. 3. Aufl., S. 25 ff. — Ges. Schriften. XX. Leipz. 1854—68. — Ausgewählte Romane. XX. Leipzig 1875.

uns in seiner Selbstbiographie „Auch eine Jugend“ eingehend geschildert. Im Jahre 1810, als Fulda zum Großherzogtum Frankfurt geschlagen wurde, erhielt er eine Anstellung als Hilfsschreiber bei dem Bürgermeisteramt seiner Vaterstadt und bald darauf durch Benzel-Sternaus Vermittlung das Amt eines Kontroleurs bei der Accisenverwaltung. Als 1816 der Kurfürst von Hessen Besitz von Fulda nahm, wurde er zum Finanzsekretär bei der Regierung in Fulda und 1819 zum Sekretär der Rentkammer in Hanau ernannt. Wegen seiner in der Zeitschrift „Der Protestant“ veröffentlichten, gegen das Pfaffentum des Katholizismus gerichteten Abhandlungen wurde er mit dem Klerus in einen Konflikt verwickelt und, vom Fuldaer Domkapitel zum Widerruf aufgefordert, als er nicht Folge leistete, förmlich exkommuniciert, worauf er sich der reformierten Gemeinschaft anschloß. Als infolge der Pariser Julirevolution Hessen eine Verfassung erhielt, wurde er 1832 und 1833 von den Hanauern in den ersten hessischen Landtag gewählt, trat hier in schroffe Opposition zu Hassenpflug und erlebte zweimal eine Auflösung der Ständeversammlung. 1835 starb seine erste Frau, durch die er in eine Kette von Unglück gelangt war, und bald darauf schloß er eine neue, diesmal glücklichere Ehe mit der Tochter eines Freundes, die ihn verstand und seinen vortrefflichen Charakter zu würdigen wußte. Im Sommer 1839 wurde er zum vierten Male von den Hanauern zum Abgeordneten gewählt, diesmal ihm aber der Urlaub verweigert und er im Jahre 1840 an das Obergericht nach Fulda versetzt. Dies bereitete ihm manche Widerwärtigkeiten. Der Bischof, der ihn exkommuniciert hatte, setzte alles in Bewegung, um ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt zu verleiden, sodaß er sich 1847 pensionieren ließ und 1848 wieder nach Hanau übersiedelte, wo er von den Landgemeinden abermals zum Abgeordneten gewählt wurde. Der Selbstmord seiner einzigen Tochter verleidete ihm schließlich auch diese Stadt, er zog sich 1860 nach Wiesbaden zurück und starb dort am 23. September 1869.

Bereits im Jahre 1816, als der Kurfürst nach Fulda kam, hatte Koenig ein Festspiel „Die Erfüllung“ gedichtet, das dem Kurfürsten gefiel, ohne daß man ihm den Namen des Verfassers nennen durfte, weil er nicht duldete, daß ein Beamter sich mit Dichten abgab. Im Jahre 1818 veranlaßte ihn das

vom früheren Großherzog gegründete Liebhabertheater, für das er bereits Prologe gedichtet hatte, ein Trauerspiel „Wyatt" zu schreiben, das zwar gedruckt wurde, aber keinen Anklang fand. Erst in Hanau gelang es ihm 1826, ein besseres Stück, das Trauerspiel „Ottos Brautfahrt" zu schreiben, dessen Hauptperson Kaiser Otto III. bildet und das sich durch wirkungsvolle Scenen und treffende Charakteristik auszeichnet. Bald darauf wandte er sich dem Gebiet zu, auf dem sein vorwiegend episches Talent sich am glänzendsten bethätigen sollte, dem historischen Roman. Anfänglich noch dem romantisch-historischen Roman huldigend, ging er bald zu einer selbständigeren Anschauung der historischen Wirklichkeit, zum historischen Tendenzroman über. In der „hohen Braut", seinem ersten Roman (1832), folgte er noch Walter Scott und andern Mustern. Der Stoff ist der französisch-italienischen Revolutionszeit entnommen. Der Jäger Giuseppe wird von dem Marchese Malgi, einem getreuen Anhänger des Königs Viktor Amadeus von Savoyen, mißhandelt, weil er dessen Neigung zu seiner Tochter Blanka bemerkt. Giuseppe kommt mit Revolutionären in Verbindung, ohne aber ihre Ansichten zu teilen, tritt später unter anderem Namen in die savoyische Armee ein, erwirbt durch große Tapferkeit den Rang eines Obersten, wird in den Adelsstand erhoben und heiratet zuletzt des Königs Tochter Blanka. Die Tendenz ist Aussöhnung zwischen Adel und Bürgerlichkeit. Der Held erscheint zwar als Feind jeder revolutionären Idee, zugleich aber merkt man schon die entschiedene Tendenz gegen Katholizismus und Pfaffentum. Noch mehr bekundet die freireligiöse Anschauung des Dichters sein nächster Roman „Die Waldenser" (1836), der in das Mittelalter zurückgeht und ganz auf religiösen Verhältnissen beruht. Dem fanatischen Treiben des Ketzerrichters Konrad von Marburg wird das reine, von aller Scheinheiligkeit freie Christentum der Waldenser gegenübergestellt, deren starke, selbst dem Feuertod trotzende Überzeugungstreue den wohlthätigsten Gegensatz zu der Mordsucht der düsteren Dominikanergestalt bildet. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, der Gang der Handlung ist straff und energisch und das Ganze mit großer Anschaulichkeit geschildert. In seinem nächsten Roman „Williams Dichten und Trachten" (1839) oder (wie der Titel der zweiten Auflage lautet) „William Shakespeare" (1850) wandte sich

Koenig einer Specialart des historischen Romans, dem biographischen Roman zu, in dem ihm bereits Heinrich Kurz („Schillers Heimatjahre“) und Otto Müller („Bürger“) nicht ohne Glück vorangegangen waren. Im Gegensatz zu Tieck, der denselben Stoff als Novelle bearbeitet, aber nicht so sehr das Leben, als den Charakter der Poesie Shakespeares behandelt hatte, suchte Koenig den Charakter des Dichters selbst aus seiner Poesie, namentlich aus „Romeo und Julie“ zu ergründen, indem er den Dichter in die mannigfaltigsten Lebenskreise einführt, aus denen er die Gestalten seiner Meisterwerke geschöpft hat, an den Hof, ins Theater, in die Matrosenschenken, auf die Güter des Landedelmanns rc. Auch in diesem Werk ließ Koenig die Gelegenheit nicht unbenutzt, seinen Haß gegen das Treiben des römischen Pfaffentums zum Ausdruck zu bringen. Seine beiden bekanntesten Romane schuf Koenig in den „Klubisten von Mainz“ (1847) und „König Jeromes Karneval“ (1855), die beide auf hessischem Boden spielen. Die „Klubisten von Mainz“ weisen verschiedene Berührungspunkte mit der „hohen Braut“ auf. In beiden ist die Zeit der Handlung die französische Revolution, der Ort in beiden nicht der Mittelpunkt der Bewegung, sondern zwei Nachbarländer, dort Savoyen, hier die altehrwürdige Reichsstadt Mainz und der anmutige Rheingau. Umgekehrt wie in der „hohen Braut“ ist es hier ein Adliger, der eine Bürgerstochter heimführt. Zunächst wider Willen ein Werkzeug in der Hand der Jesuitenpartei, macht sich der Held allmählich frei und erhebt sich zu einer selbständigen Anschauung, die der Umgang mit Georg Forster, dem bekannten Gelehrten, in ihm stärkt. Die „Klubisten“ sind ein vortreffliches episches Gemälde der damaligen Zustände in Deutschland. Das herrliche Mainz mit seiner ganzen städtischen Architektur, mit seinem anziehenden landschaftlichen Panorama ist in klaren und festen Umrissen gezeichnet, das rheinländische Volk mit seinem Temperament und seiner Eigenart ist lebendig geschildert, und die einzelnen Charaktere sind mit liebevoller Vertiefung entwickelt. Von Kapitel zu Kapitel wird die Handlang geschickt verknüpft und durch immer neue Züge bereichert. Das Treiben der Emigranten am kurfürstlichen Hofe, die jesuitischen Intriguen, das Klubunwesen, das stürmische Revolutionsjahr in der alten Bischofsstadt, der Charakter des geist-

lichen Kurfürsten mit seinem Maitressenunwesen, die Gestalten eines Forster und seiner Frau Therese, Johannes von Müller, Goethe, Heinse, Dalberg, alles das wird mit großer Anziehungskraft lebendig und liebevoll geschildert. Wie er in diesem Roman das Leben und Treiben an den geistlichen Fürstenhöfen des vorigen Jahrhunderts vor unsern Augen entrollt, so giebt er in König Jeromes „Karneval" ein Bild von den weltlichen Fürstenhöfen und den deutschen, namentlich den kurhessischen Zuständen unter der Franzosenherrschaft. Das Franzosentum, wie es Willibald Alexis gleichzeitig in seinem „Isegrimm" behandelte, bot auch hier den Stoff, aber wenn bei Alexis der Junker und Bauer, das Gutsbesitzerhaus und das Dorf Helden und Schauplatz der Erzählung sind, so geht Koenig in die Stadt und an den Hof. König, der in der Residenz seines engeren Vaterlandes so gut Bescheid wußte, wie in Mainz, und nicht nur mit den Lokalitäten, sondern auch mit allen Staatseinrichtungen und Anekdoten aus jener Zeit genau vertraut war, schrieb den Roman nach eigenen Erinnerungen und sonstigen mündlichen Überlieferungen. Der Vergleich der Herrschaft Jeromes mit dem Rausch und Maskenlärm des Karnevals ist in anmutiger Weise durchgeführt. Die Situationen und Konflikte sind geschickt erdacht und gut durchgeführt, die Porträts des gutmütigen und sinnlichen Königs „Morgen wieder lustik", des thatkräftigen Obersten von Dörnberg, des Finanzministers Hans von Bülow, des Kapellmeisters Reichardt, Johannes von Müller und anderer bedeutender am westfälischen Hofe verkehrender Männer glücklich gezeichnet und das Lokalkolorit und sonstige Genrebilder meisterhaft und stimmungsvoll wiedergegeben. Aber als Kunstwerk in seiner Gesamtheit bedeutet der Roman einen Rückschritt gegen die „Klubisten". Die eingeflochtenen Gedanken über Kunst, Wissenschaft, Politik und Leben sind zu breit und gelehrt ausgesponnen, sodaß die eigentliche Handlung zu langsam vorwärtsschreitet und des gleichmäßigen Schwunges entbehrt. Auch sind die von dem Dichter erfundenen Idealfiguren wie der junge Teutleben zu unbedeutend, um ein tieferes Interesse zu erwecken. Auch der Stil des Dichters ist wie die Handlung nicht gleichmäßig durchgeführt. Trotz aller Außenstände ist „König Jeromes Karneval" der glücklichste Griff in

Die heimatliche Geschichte, der bis jetzt von einem unserer Dichter gethan worden ist, und wenn auch nicht von größtem litterarischen, so doch von größtem lokal- und kulturhistorischem Interesse. Was Willibald Alexis für die Mark Brandenburg, Levin Schücking für Westfalen, das ist uns Koenig für Hessen geworden. Er hat uns gelehrt, den Reiz des Heimatlichen zu empfinden und die hessische Landschaft in ihrer Eigenheit für den Roman urbar gemacht. Zwar hat er auch hier schon seine Vorläufer gehabt, wie Döring, Dingelstedt u. a., aber in so ausgesprochener Weise und in so großangelegtem Stil hatte es noch niemand zuvor versucht.

Nicht so bedeutend sind Koenigs kulturgeschichtliche Novellen „Seltsame Geschichten" (1856), die zur gleichen Zeit wie Riehls „kulturgeschichtliche Novellen" erschienen, und seine historische Novelle „Täuschungen" (1857), welche wie die „Klubisten" in Mainz zur Zeit der ersten Revolution spielen. Noch einmal kehrte er dann an seinem Lebensabend zum historischen, und zwar diesmal zum patriotischen Familienroman zurück in seinem Werk „Von Saalfeld bis Aspern" (1864), einer Familiengeschichte, eingerahmt in die großen geschichtlichen Begebenheiten, welche die drei Jahre vom Gefecht bei Saalfeld bis zur Schlacht bei Aspern für die Geschicke Europas so folgenschwer machten. Das Werk gehört wie die „Klubisten" und „Jeromes Karneval" der Gattung der Memoirenromane an, die damals sehr beliebt waren, und Koenig weiß das Gleichgewicht zwischen Geschichte, Roman und Memoiren glücklich einzuhalten. Auch die Charaktere sind wieder mit großer Individualität gezeichnet und die Schlachtenschilderungen lebendig wiedergegeben, aber die Handlung ist zu wenig interessant verknüpft, um bis zum Schluß den Leser zu fesseln.

Endlich verdient noch seine Selbstbiographie „Auch eine Jugend" (1852) und deren Fortsetzung „Ein Stillleben. Erinnerungen und Erlebnisse" (1861) genannt zu werden. Der erste Teil umfaßt die ersten zwanzig Jahre des Dichters bis zu seiner leichtsinnig geschlossenen Ehe, die für sein ganzes späteres Leben unheilvoll für ihn wurde, der zweite Teil, der noch wesentlich an Interesse gewinnt durch den farbenreichen historischen Hintergrund, auf dem sich seine Lebensgeschichte abspielt, schildert seine ersten schriftstellerischen Anfänge, seine

häuslichen Leiden und Freuden, Reisen, Feste und mannigfachen Bekanntschaften, wobei sich eine gewisse Breite der Darstellung (besonders im zweiten Band) geltend macht. Der erste Band dieses zweiten Teils ist der interessanteste, besonders die sehr lesenswerte Schilderung seines Besuchs bei Goethe (I. S. 76ff.), der in den Herbst 1828 fällt, also in eine Zeit, wo Koenig kaum als Schriftsteller aufgetreten war.

Aus allen Dichtungen Koenigs spricht ein edler, zielbewußter Charakter. Sie sind erfüllt von dem lebendigen Glauben an den Fortschritt der Menschheit und dem Ideal für die Befreiung von unwürdigen Fesseln. In allen seinen Arbeiten nimmt er Stellung gegen Jesuiten- und Pfaffentum und vertritt die Idee, daß alle Religionen gleich seien, wenn sie durch Sittlichkeit und höhere Bildung verklärt werden. Wie in religiöser Beziehung tritt auch in politischer seine Tendenz gegen alte Schäden und staatliche Institutionen hervor. Mit Vorliebe wählt er seine Stoffe aus Epochen, welche auf der Grenzlinie zweier Jahrhunderte liegen, um so die alten vermoderten Zustände den neuen Idealen in greller Beleuchtung gegenüber zu stellen. Seine Romane sind zugleich eine Warnung an das Volk, nicht wieder in die alten Irrtümer zu verfallen, sondern sich seiner höchsten Güter stets bewußt zu bleiben. Dabei verfällt er aber nicht in das Pathos abstrakter Rhetorik oder läßt sich vom Taumel überschwänglicher Begeisterung hinreißen, sondern das künstlerische Bewußtsein, die große Ruhe des Epikers verläßt ihn nie. Man könnte ihn hier mit Gottfried Keller vergleichen, mit dem er auch die Gabe plastischer Darstellungskraft gemein hat. Schlicht und einfach, wie die Persönlichkeiten der Dichter im Leben waren, sind sie auch in ihren Werken. Sie fesseln, ohne zu blenden, und verstehen, ohne in fieberhafte Spannung zu versetzen, das Interesse fortwährend zu steigern. Jede lyrische und dramatische Störung fehlt ihren Werken. Koenigs Reflexionen mögen hie und da zu weitschweifig erscheinen, aber nie treten sie zu subjektiv oder ohne innere Beziehung zum Grundgedanken auf. Wie im Leben, so stand Koenig auch in der Litteratur ziemlich einsam da. Sein einziges Vorbild ist Walter Scott gewesen, doch hat er sich bald aus seinen Fesseln zu selbständiger Entwicklung losgerungen. Im übrigen hat er sich von fremden Einflüssen fern gehalten, sowohl von

der oft unerträglich breiten epischen Manier englischer, wie der dramatischen Unruhe französischer Romanschriftsteller. In seinen Dichtungen tritt uns ein selbständiger, vollständig deutscher Charakter von sittlichem Ernst entgegen. Wenn seine Werke früh zu veralten anfangen, so liegt das an dem einzigen Fehler, der ihnen anhaftet: dem Mangel an poetischer Erwärmung.

Gleichfalls von Walter Scott ging Julius Rodenberg, der nächstbedeutende Vertreter des historischen Romans in Hessen, aus. Ihm kam es zwar weniger darauf an, kulturhistorische Genrebilder zu geben, oder den Anekdoten- und Memoirenmaßstab an die Größen der Weltgeschichte zu legen, aber er suchte gleich Koenig die Zeitepochen vorwiegend auch nach ihrem Ideengehalt zu messen und die Charaktere als Träger bestimmter ethischer oder politischer Ideen hinzustellen. Mit Vorliebe wählte er daher Epochen mit einem fest ausgeprägten Geistesleben, wie in seinem Roman „Von Gottes Gnaden" (1865), der ein großes Gemälde der Zeit Cromwells und der sie beherrschenden Ideen giebt. Das Werk ist bis heute einer der besten geschichtlichen Romane geblieben. Wie Koenig wußte auch er sich aus der romantisch-historischen Richtung Scotts zu einer freieren, selbstständigeren Entwicklung loszuringen. Aber ihm fehlt die große epische Ruhe und die plastische Darstellungsgabe Koenigs. Ein stark lyrischer Stimmungsgehalt drängt sich in allen seinen Werken hervor und läßt nicht selten die gleichmäßige Entwicklung der Handlung vermissen.

Der kulturhistorische Roman in seiner Sonderart als ethnographischer Roman hat in Hessen einen eifrigen Vertreter in Friedrich August Strubberg gefunden, der unter dem Namen Hans Armand[1]) eine große Zahl von Romanen schrieb, die freilich mehr dem Unterhaltungsbedürfnis dienen, als daß ihre ästhetische Bedeutung irgendwie hoch anzuschlagen wäre. Geboren am 18. Mai 1808 als der Sohn eines reichen Fabrikanten in Kassel, wuchs er in glänzenden

[1]) Fehlt bei Strieder-Gerland. — Mielke, a. a. O. S. 210. — Gottschall, a. a. O. IV. S. 375. — W. Bennecke: „Aus Armands Leben". (Hessenl. 1889, Nr. 9 u. 10). — Jeannette Bramer: „Aus Armands Leben". (Hessenl. 1899, Nr. 12). — Ausgewählte Romame. 1894.

Verhältnissen auf und trat, für den Kaufmannsstand bestimmt, 1822 in ein großes Handelshaus in Bremen ein, dessen Geschäfte sich hauptsächlich auf Amerika bezogen und daher Strubbergs Vorliebe für die neue Welt hinreichend Nahrung gaben. Infolge eines Duells, in welchem Strubberg seinen Gegner lebensgefährlich verwundete, begab er sich nach Amerika und durchstreifte diesen Erdteil drei Jahre lang nach allen Himmelsgegenden. Familienverhältnisse riefen ihn nach Europa und nach Regelung derselben begab er sich Ende der dreißiger Jahre wieder nach Amerika zurück. Er vertrat in New-York, Baltimore, Richmond, sowie in Havanna als Kommissionär überseeische Handelshäuser der alten Welt und schuf sich eine angenehme kaufmännische und sociale Stellung. Abermals infolge eines Duells, in welchem er seinen Gegner erschoß, flüchtete er unter dem Namen Mr. Schubert nach den Südstaaten, blieb in St. Louis zwei Jahre, studierte hier Medizin und begab sich nach seiner Promotion nach West-Texas, wo er sich am Leone niederließ. Hier lebte er in einem Blockhause mit drei Landsleuten einige Jahre in abgeschlossener Einsamkeit und schlug sich mit den Rothäuten herum. Bei der Gründung deutscher Fürstenvereine in Texas wurde er zum Kolonialdirektor ernannt und übernahm, als eine verheerende Epidemie unter den Auswanderern ausbrach, die Behandlung sämtlicher Kranken. Darnach gründete er in der Kolonie Neu-Braunfels ein Waisenhaus, machte 1846 den Feldzug der Amerikaner gegen Mexiko mit und ging im Frühjahr 1848 nach dem ärztearmen Arkansas, wo Cholera, Pocken und Sumpffieber ausgebrochen waren. Er ließ sich in Camden am Washitaflusse nieder, gründete hier bald eine angesehene Stellung und war im Begriff sich zu verheiraten, als ein infolge eines Insektenstiches eingetretenes Augenübel ihn zwang, 1854 nach Deutschland zurückzukehren, um dort Heilung zu suchen. Zwei Jahre lang konsultierte er vergebens die berühmtesten Spezialisten in Paris, Berlin, Göttingen, Heidelberg, Wiesbaden und Marburg, bis ihn Hofrat Loew in Gräfrath bei Elberfeld nach wenigen Wochen heilte. Hierauf ließ er sich in Kassel nieder, wo eine Schwester von ihm lebte, und fand hier bald als weitgereiste, interessante Persönlichkeit, mit einem fesselnden Erzählertalent begabt, in den höheren Gesellschaftskreisen freundliche Aufnahme. Mancher

Nachmittag und Abend verbrachte er in ausgewählter Gesellschaft im Hotel Schombardt auf Wilhelmshöhe, und das Interesse, welches die Zuhörer den Erzählungen der Abenteuer, die er im fernen Westen bestanden, schenkten, war so groß, daß der verstorbene Oberstallmeister von Eschwege ihn, als die Zeit der Abreise nahte, aufforderte, das Mitgeteilte niederzuschreiben und das Manuskript seinen Freunden zum Andenken zu überlassen. Strubberg ging darauf ein und machte sich bald an die noch ungewohnte Arbeit. Aber er hatte hier mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, da er sich durch seinen langjährigen Aufenthalt in Amerika das Denken in englischen Satzkonstruktionen angewöhnt hatte und infolgedessen nicht immer gleich in der Lage war, die korrekte deutsche Fassung zu finden. Hier fand er eine treue Stütze in seiner Schwester, deren hoher Bildungsgrad ihm die Aufgabe wesentlich erleichtern half. So war in verhältnismäßig kurzer Zeit ein förmlicher Band seiner Erzählungen entstanden, welcher in den Kreisen seiner Freunde nun auch den Wunsch aufkommen ließ, denselben gedruckt zu sehen. Strubberg sah sich nach einem Verleger um und fand denselben in dem vornehmsten Verleger Deutschlands, in Cotta in Stuttgart, der 1858 sein Erstlingswerk unter dem Titel „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus dem Leben in den westlichen Indianergebieten von Armand. Mit 24 Skizzen“ herausgab. Das Glück war dem Verfasser günstig. Das Buch fand außerordentlichen Beifall beim Publikum und bald rissen sich alle Verleger um den Dichter, der unter dem Namen „Armand“ schnell in ganz Deutschland berühmt wurde. So griff Strubberg statt zum Tomahawk nun zur Feder, und nachdem er einige Jahre in Hannover gelebt hatte, ließ er sich dauernd in seiner Vaterstadt Kassel nieder und entwickelte hier eine umfassende Thätigkeit als Schriftsteller. Von hier siedelte er 1884, da man ihm den Aufenthalt in Kassel verleidet hatte, nach Gelnhausen über und starb dort 1889.

In verhältnismäßig kurzer Zeit erschienen nun nach seinem Erstlingswerk bald einige zwanzig, größtenteils vier- und mehrbändige Romane Armands auf dem Büchermarkt und eroberten ihm im Sturm das leselustige Publikum. Außer seinem bekanntesten „Bis in die Wildnis“ (1858), seien hier noch folgende genannt: „An der Indianergrenze“ (1859),

„Ralph Norwood" (1860), „Sklaverei in Amerika oder schwarzes Blut" (1861), „Der Sprung vom Niagarafalle" (1864), „In Mexiko" (1865), „Saat und Ernte" (1866), „Friedrichsburg, die Kolonie des deutschen Fürstenvereins in Texas" (1867), „Aus Armands Frontierleben" (1868), „Der Krösus von Philadelphia" (1870), „Die Fürstentochter" (1872) und „Zwei Lebenswege" (1875), von denen die letzten nichts weiter als ein Abklatsch der ersten sind. Alle seine Romane verfolgen lediglich den Zweck, Effekt und Spannung hervorzurufen und die Phantasie mit Darstellung der wunderbarsten, meist sehr unwahrscheinlichen Abenteuer zu erhitzen. So sind sie im Grunde genommen eigentlich nichts anderes als eine Fortsetzung der älteren Abenteurer- und der späteren Räuberromane, nur daß sie diese wenigstens an Gehalt und Form übertreffen und zum Teil auf eigener Beobachtung beruhen. Die Darstellung ist in allen seinen Werken bunt, glänzend, farbenreich bis zum Blendenden, und die Charaktere sind meist mit einiger Schärfe und Sicherheit gezeichnet, welche die Hand des geübten Schriftstellers erkennen lassen. Nur macht sich freilich neben diesen glänzenden Schilderungen der Mangel an innerem Leben und geistiger Vertiefung nur um so fühlbarer. Armand liebt die grellen Effekte und der Leser muß sich auf die unerhörtesten und unglaublichsten Dinge gefaßt machen, denn es kommt dem Dichter auf eine Hand voll Menschenleben nicht an. Armand ist ein guter Erzähler mit glühender Phantasie, aber die eigentlich dichterische Kraft in ihm ist gering. Er wandelt mit seinen Romanen in Gerstäckers Spuren, hält aber den Vergleich mit ihm nicht aus. Trotzdem haben seine farbenreichen Schilderungen der amerikanischen Tropenwelt ihm zeitweilig ein dankbares und zahlreiches Publikum zugeführt und ihm namentlich in seiner Vaterstadt Kassel eine gewisse Popularität verschafft. Poetisch am höchsten steht sein Roman „Sklaverei in Amerika oder schwarzes Blut".

Unter den kleineren Prosadichtungen hat die Novelle die reichste Bearbeitung gefunden, deren Produktion in neuerer Zeit, seitdem sie die Feuilletons der Zeitungen und Familienblätter überschwemmt, für den Litterarhistoriker schier unübersehbar wird. Ihm kann es daher nur darauf ankommen, das litterarisch Wertvolle hervorzuheben und nur den

niedrigsten Unterhaltungsbedürfnissen dienende Erzeugnisse auszuscheiden.

Quantitativ, aber keineswegs qualitativ geht als Novellist der Freund Hauffs und Wilhelm Müllers, Georg Döring[1]), „Kassels fruchtbarster Schriftsteller", wie ihn Lynker nannte, allen seinen Stammesgenossen voran. Geboren am 11. Dezember 1789 zu Kassel als Sohn des Gallerieinspektors, besuchte er das dortige Gymnasium und studierte in Göttingen Philosophie und Ästhetik, worauf er nach Kassel zurückkehrte und mehrere Jahre sich seinen Studien und der Musik widmete. Nach seines Vaters Tod trat er 1815 als Oboist in das Orchester zu Frankfurt ein, übernahm dann die Redaktion des „Frankfurter Journals" und gründete ein damit verbundenes belletristisches Wochenblatt „Iris". Später trat er von der Redaktion zurück, begleitete 1820 den Erbprinzen Alexander von Sayn-Wittgenstein auf die Universität Bonn, verheiratete sich 1824, übernahm dann zeitweilig die Redaktion des „Nürnberger Korrespondenten" und ward 1825 vom Herzog von Meiningen zum Legationsrat ernannt. Er starb, seit 1829 kränkelnd, 1833 in Frankfurt. — Döring war seiner Zeit einer der beliebtesten Novellisten, der unvermeidliche in allen Taschenbüchern, in der „Cornelia", „Urania", dem „Frauentaschenbuch", den „Sommeralmanachen", „Sommertaschenbüchern" ꝛc. und von großem litterarischen Einfluß, im Briefwechsel mit Leopold Schefer, Gustav Schwab, Wilhelm Häring (W. Alexis), Wilhelm Hauff, Mosengeil, Herloßsohn u. a. Für ihn wurde alles zur Novelle, sogar der Roman und das Drama, und er gab so auch „dramatische Novellen" (1833) heraus. Er schrieb mit viel Talent und spielender Leichtigkeit, aber alle seine Arbeiten tragen die Spuren der Hast, mit der er arbeitete. Es fehlt ihm jede Vertiefung und künstlerische Gestaltung, und so ging die Nachwelt bald an seinen Werken vorüber. Am bekanntesten wurde seine Erzählung „Sonnenberg" (1828), die von Charlotte Birch-Pfeiffer in ihrem Schauspiel „Pfeffer-Rösel" dramatisch bearbeitet wurde. Kaum hatte er seinen „Sonnenberg" beendet,

---

[1]) Biographie in den nachgelassenen Erzählungen „Cypressen" (hrsg. v. Wilhelm Kilzer, I. Teil. Frankfurt 1838), S. 1—38. — Gottschall a. a. O. IV. 141.

so hatte er schon wieder einen Novellenstoff „Die Mumie von Rotterdam“ (1829) fertig, und so ging es jahraus, jahrein, indem er oft in einem Jahre drei bis vier mehrbändige Werke schrieb. Für uns hat höchstens noch die 1831 erschienene geschichtliche Novelle „Das Kunsthaus“ Interesse, die von den Schicksalen der Stadt Kassel gegen Ende des siebenjährigen Krieges (1762) handelt und als lokalen Mittelpunkt das ehemalige Kunsthaus (jetzt Naturalienmuseum) schildert. Die mit spannenden Episoden durchflochtene Handlung giebt uns Bilder aus einer Zeit, die an bunter Abenteuerlichkeit jener andern Franzosenherrschaft gleichkommt, von der uns Koenigs Roman erzählt. Seine Singspiele wurden zum Teil von Spohr komponiert. Döring verstand es mit Spannung zu schreiben und lebendig zu schildern, doch über den Unterhaltungsschriftsteller ist er nicht hinausgekommen..

Den schärfsten Gegensatz zu ihm bildet der mehr als Essayist wie als Novellist bekannte Herman Grimm[1]), der Sohn Wilhelms und Neffe Jakob Grimms, der Schwiegersohn Achim und Bettinas von Arnim. Geboren am 6. Januar 1828 zu Kassel, studierte er 1846—49 in Berlin und Bonn die Rechte, dann Philosophie und Geschichte, besonders Kunstgeschichte. 1870 habilitierte er sich an der Berliner Universität für neuere Kunstgeschichte, wurde 1873 zum ordentlichen Professor, 1884 zum Geh. Regierungsrat ernannt und starb am 16. Juni 1901. 1851 und 54 debütierte er mit einigen dramatischen Arbeiten („Arnim“, „Demetrius“, „Traum und Erwachen“), und ließ 1856 einen Band „Novellen“ erscheinen, durch den er seinen Ruf als feinfühliger Novellist begründete. Hier ist alles künstlerische Haltung, herrscht eine klassische Vornehmheit. Man könnte sie Salonnovellen nennen, insofern darin vorzugsweise Figuren und Zustände der höheren Gesellschaft geschildert werden und der Dichter sich in einer Dialektik der Leidenschaft, einer Zergliederung von Empfindungen und Gefühlen gefällt, wie sie nur in gewissen exklusiven Kreisen zu Hause sind. Das eigentlich erzählende Element, das Thatsächliche nimmt in diesen Novellen nur die zweite Stelle ein,

[1]) Vgl. Rodenberg: „Erinnerungen aus der Jugendzeit“, I, S. 216 ff. — Hans Altmüller: „Zu Herman Grimms Gedächtnis“ („Hessenland“ 1901, S. 184 ff.).

der Hauptaccent liegt auf gewissen psychologischen Problemen, die fast überall mit großer Feinheit und tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens gestellt und meist ebenso durchgeführt sind. Grimms Novellen gleichen mehr Studien und erinnern auch an Adalbert Stifters Studien durch das liebevolle Versenken in die Natur und durch die Einfachheit der Erfindung. Grimms Eigenart besteht darin, daß er stets reserviert bleibt und uns nur in die exklusivesten Kreise der Bildung führt. Seine Helden wählt er mit Vorliebe unter Künstlern, denen er seine ästhetische Weltanschauung in den Mund legen kann. Den Preis der Novellensammlung verdient wohl das „Abenteuer“, obwohl die Lösung gewaltsam erscheint und unbefriedigend wirkt. Auch „Das Kind“ ist mit großer Meisterschaft und Goethescher Eleganz geschrieben. Die poetischen Stücke zeichnen sich mehr durch die außerordentliche Glätte der Form als durch den Inhalt aus, der oft unerheblich ist. Auch sein Roman „Unüberwindliche Mächte“ (1867) ist eigentlich nichts anderes als eine in die Länge gezogene Novelle. Er giebt geistreiche Bilder aus dem Leben der Aristokratie mit einer Fülle von ästhetischen Betrachtungen, aber die eigentliche Handlung ist dürftig. Die genreartigen Züge überwiegen in dem Roman, einzelne darunter, wie die Nachtfahrt beim Schneefall, die Verwundeten in der böhmischen Kirche, sind von großer Anschaulichkeit. Auch hier zeigt sich wieder jene exklusive Vornehmheit in der gewählten Form und in dem Streben nach ästhetischer Weltanschauung. Herman Grimm ist ein Meister der Form und stimmungsvollen Beleuchtung. An Schönheit und Ebenmaß der Form sind seine Novellen denen Paul Heyses zu vergleichen, mit dem er auch das Exklusiv-Vornehme der dichterischen Persönlichkeit gemein hat.

Mehr feuilletonistisches Gepräge schon tragen die bereits besprochenen Novellen Ernst Kochs, Dingelstedts und Mosenthals. Zwei Bände Novellen, die der Autodidakt Jean Schuriem in den sechziger Jahren unter dem Titel „Gesammelte Erzählungen und Novellen“ erscheinen ließ, erheben sich selten aus der üblichen handwerksmäßigen Behandlung zu künstlerischer Höhe. Begabt mit einem ansprechenden und gefälligen Erfindungstalent, mangelt es ihm an künstlerischer Ausbildung und psychologischer Vertiefung des Stoffs. Statt dessen findet sich eine bunte Anhäufung

der pikantesten Stoffe und Aneinanderreihung von Zufälligkeiten, dabei in schwülstigem hochtrabenden Stil, statt in ungekünstelter Einfachheit des Ausdrucks. Auch Lynkers Novellen, der 1831 zu Kassel geboren, sich durch eisernen Fleiß aus der untergeordneten Stellung eines Schreibers am Justizamt Wolfhagen zu einer Autorität in hessischen geschichtswissenschaftlichen Dingen emporgearbeitet hatte und unter dem Namen R. Kleyn verschiedene Novellen im „Kasseler Sonntagsblatt" und in der Wigandschen Novellensammlung „Was Ihr wollt" veröffentlichte, haben nicht viel zu bedeuten. Die beste ist vielleicht „Der einsame Mann", die 1859 zusammen mit zwei Weihnachtsgeschichten von Ernst Koch und Karl Altmüller erschien. Auch bei Philipp Hoffmeister (geb. 1804 in Eiterhagen, † 1874 als pensionierter Pfarrer in Marburg), der 1836 eine Novelle „Der Jude Wolff" und 1851 eine romantische Erzählung „Hans Rommel" veröffentlichte, vermißt man zu sehr die kunstvolle Komposition. Von den Frauen, die ja vorzugsweise auch ihr Publikum bilden, ist die Novelle in großer Menge, meist ohne künstlerischen Wert, produziert worden. Zu einiger Bedeutung hat es nur Auguste Linden (geb. 1826, † 1855) in Kassel mit ihren geist- und gemütvollen Novellen „Welt und Einsamkeit" (1854) gebracht.

Das Gebiet der Reisebeschreibung, das bereits im 18. Jahrhundert eifrig gepflegt wurde, hat im 19. Jahrhundert namentlich in Franz Dingelstedt und Julius Rodenberg talentvolle Vertreter gefunden. Während die älteren Reiseschriftsteller, wie noch z. B. Ludwig Boclo aus Ermschwerdt bei Witzenhausen, der Lehrer Dingelstedts am Gymnasium zu Rinteln, mit seiner „Fußreise von Kassel nach Frankfurt und Heidelberg" (1815), selten aus Deutschland herauskommen und in ihrer Postkutsche infolge der schlechten Wege mit tausenderlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, pilgert die jüngere Generation mit Hilfe des Dampfrosses oder Dampfschiffes bequem in ferne Länder und macht das Lesepublikum mit einer Fülle von neuen Anschauungen und Kenntnissen vertraut. Dingelstedt, der auch noch die gute alte Zeit miterlebt hatte, begann seine Reiseschriftstellerei in sehr bescheidenem Maßstab. Sein 1838 erschienenes „Wanderbuch" hat noch spezifisch hessischen Charakter. Die Residenzstadt Kassel und Wilhelmshöhe, damals noch der Inbegriff aller Schönheiten

für ein hessisches Gemüt, die Musenstadt Marburg und das Rhöngebirge bilden den Hauptbestandteil seiner Schilderungen. Auch in dem 1841 erschienenen heute äußerst selten gewordenen Werke „Das Weserthal von Münden bis Minden", einer Reihe von Landschafts- und Städtebildern, zu denen er den Text geschrieben hat, ist er noch nicht weit über hessischen Boden hinausgekommen. Erst als er von Cotta als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" nach England, Paris und Holland geschickt wurde, entstanden eine Reihe neuer Reiseskizzen, mit jener sentimentalen Geistreichigkeit geschrieben, der seine Schreibweise und überhaupt die des jungen Deutschland kennzeichnet. 1847 erschien „Jusqu'à la mer" (Erinnerungen an Holland) und 1877 vereinigte er seine seither in Zeitschriften zerstreuten Reiseskizzen zusammen mit einigen seiner früheren in dem fünften und sechsten Band seiner Gesamtausgabe („Wanderbuch"). Julius Rodenberg debütierte als Reiseschriftsteller mit seinem „Pariser Bilderbuch" (1856), wandelte dann in Fontanes Spuren und wandte sich vorwiegend Land und Leuten von England zu, die er seitdem in einer Reihe wertvoller und anmutig entworfener Schilderungen („Ein Herbst in Wales", „Alltagsleben in London", „Die Insel der Heiligen", „Tag und Nacht in London" u. a.) bekannt gemacht hat. Daneben hat er in seiner „Kleinen Wanderchronik" (1858) auch das Hessenland und seine nähere Umgebung in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen („Ein althessischer Edelsitz", „Eine Schaumburger Bauernhochzeit" ꝛc.) Endlich hat auch Luise von Ploennies in ihren „Reiseerinnerungen aus Belgien" (1845) interessante Schilderungen, besonders über die vlämischen Litteraturbestrebungen, gegeben.

Das Drama, das im 19. Jahrhundert in Deutschland berufene Vertreter in Männern wie Heinrich von Kleist, Grillparzer, Hebbel und Otto Ludwig fand, ist bei uns auch in dieser Periode hinter der Lyrik und Prosadichtung zurückgeblieben. Ein Fortschritt gegen früher ist allerdings erkennbar. Alle bedeutenderen hessischen Dichter dieser Epoche sind zugleich Dramatiker, wenn auch nur in zweiter oder dritter Linie, gleichsam der Abwechselung halber, gewesen, so Ernst Koch, Dingelstedt, Koenig, Rodenberg, Herman Grimm, Karl Schmitt, Luise von Ploennies. Aber bleibende Wirkung auf der Bühne

hat keiner von ihnen hervorgebracht. Einige hatten vielleicht dies Ziel auch wohl kaum im Auge. Koch hat ein ungedrucktes Tendenzdrama „Der Katholik“ hinterlassen, von welchem er 1846 Bruchstücke in den „Mainzer Katholischen Sonntagsblättern“ (Nr. 31) veröffentlichte. Zwar ist der Dialog geschickt gehandhabt, doch kann man schon aus diesem Bruchstück schließen, daß es ihm an dramatischer Gestaltungskraft gebrach. Größere Begabung besitzt schon Dingelstedt. Aber auch hier hat er mehr versprochen als gehalten. Noch in die Fuldaer Zeit fällt sein Jugenddrama „Das Gespenst der Ehe“[1]), das von den Fuldaern ausgepfiffen wurde und nicht in die Gesamtausgabe aufgenommen ist. Der Stuttgarter Zeit verdanken wir sein fünfaktiges historisches Trauerspiel „Das Haus des Barnevald“, ein Stück von theatralisch starker Wirkung aus der niederländischen Geschichte, das anfangs nur als Manuskript für Bühnen im Druck erschien und in mehrfachen Aufführungen erprobt wurde. Trotz der wohllautenden, reichen Verssprache, die das Drama auszeichnet, ging es infolge Mängel in der Komposition vorüber und lebt heute nur noch in den Blättern seiner „Sämtlichen Werke“. Daß ihn außer seinem Festspiel zur Enthüllung der Weimarer Dichterstandbilder „Der Ärntekranz“ noch weitere Entwürfe zeitlebens beschäftigten, zeigte ein in seinem Nachlaß vorgefundener Konvolut von Papieren, auf welches Dingelstedt mit Rotschrift „Dramenstoffe“ geschrieben hatte. Hier fanden sich alle jene dramatischen Entwürfe vereint, welche, zum Teil bereits in ziemlich ausgeführter Gestalt und schon vor der Stuttgarter Zeit begonnen, ihn weit über dieselbe hinaus begleitet hatten und in längeren oder kürzeren Abständen immer wieder beschäftigt hatten: historisches Trauerspiel, Tragödie, Schauspiel, Lustspiel, Konversations- und Volksstück mit Gesang — nichts hatte er unversucht gelassen und nichts fertig gebracht. Die zwei Stoffe, mit denen er sich am meisten beschäftigte, waren „Milton“ und „André Chénier“, die Zeit der großen englischen und die der großen französischen Revolution. — Das historische Drama wurde auch von Heinrich Koenig in seinen Jugendwerken

[1]) Abgedruckt in der „Novellenzeitung“ (der belletristischen Beilage zur Leipz. Illustr. Zeitung) von 1845, Nr. 53—56. — Vgl. auch Lewalds „Europa“ 1845, I, S. 18 ff. u. Kasseler „Salon“ v. 1842.

„Wyatt“ (1818) und „Ottos Bußfahrt“ (1826), in welchem Kaiser Otto III. die Hauptperson ist, von Karl Schmitt in seinem Schauspiel „Johann Friedrich Kurfürst von Sachsen“ (1852) und von Herman Grimm in seinem „Armin“ (1851) bearbeitet, das biblische Drama von Luise von Ploennies in „David“ (1874) und die dramatische Idylle von Julius Rodenberg. Eins der schwierigsten Probleme stellte sich Herman Grimm mit der 1854 veröffentlichten Neudichtung bezw. Fortsetzung des Schillerschen Tragödienfragmentes „Demetrius“, in welcher er mit Friedrich Hebbel, Heinrich Laube, Friedrich v. Bodenstedt und andern Bearbeitern zu wetteifern suchte.[1]) Die Bearbeitung zeichnet sich vor andern durch planvolle Anlage und hohe künstlerische Form, vor allem durch scharfe Zeichnung der Charaktere aus.

Neben dem historischen Drama höhern Stils wandte man sich gern dem alltäglichen Bühnenbedarf, und zwar, durch die mit großem Beifall aufgenommenen Auerbachschen Dorfgeschichten angeregt, dem Dorf- oder Volksschauspiel zu, als deren Hauptvertreter neben Charlotte Birch-Pfeiffer in den fünfziger und sechziger Jahren unser hessischer Landsmann Salomon Mosenthal zu nennen ist.

Salomon Mosenthal[2]) wurde 1821 als Sohn des jüdischen Großkaufmanns Herz Mosenthal in Kassel geboren, in dem Eckhause der Mittel- und Ziegengasse, das später im Besitz des bekannten Buchhändlers Luckhardt war und heute durch eine Marmortafel als Geburtshaus des Dichters kenntlich

---

[1]) Vgl. A. Stein: „Schillers Demetriusfragment und seine Fortsetzungen“. Mühlhausen 1891 u. 1894.

[2]) Fehlt bei Strieder-Gerland. — Joseph Weilen: „Salomon Mosenthal. Ein Lebensbild.“ (Ges.-Ausg. s. Werke, VI, S. 1—70). — Franz Dingelstedt: „Salomon Mosenthal. Ein Stammbuchblatt.“ („Gegenwart“ 1877, Bd. XI, S. 234 ff. u. 250 ff., auch in sein „Litterarisches Bilderbuch“ aufgenommen). — Selbstbiographie in der „Gegenwart“ 1874, Bd. VI, S. 117 ff. u. 134 ff. — Rodenberg: „Heimaterinnerungen“ S. 115 ff. — Einiges über ihn bei Helene Fick, geb. Ihleé: „Heinrich Fick. Ein Lebensbild. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen dargestellt und ergänzt“ (Zürich 1897). — Kritische Würdigung bei Gottschall a. a. O. IV, S. 38 ff. — Leimbach a. a. O. VI. S. 424 ff.

gemacht ist. — Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde schon früh durch die gebildete Mutter in die Lektüre von Schillers Balladen oder Scenen aus Goethes, Müllners und Grillparzers Dramen eingeführt. Früh gereift und poetisch nachempfindend, versuchte er sich bald in eigenen Versen und Reimen, verfaßte im siebenten Jahre poetische Episteln zu den Geburtstagen der Eltern und besang die hessische Revolution von 1831 in hunderten von gereimten und ungereimten Tiraden. Mit dem vierzehnten Jahr trat er in das Lyceum Fridericianum in Kassel ein, wo er ein Schüler Franz Dingelstedts wurde, der sich sehr des begabten Knaben annahm. Mosenthal hatte den Mut, seine ersten Gedichte seinem Lehrer Dingelstedt vorzutragen und an Friedrich Rückert nach Erlangen zu schicken, die sie beide mit nachsichtiger Freundlichkeit aufnahmen. Kleine Novellen und lyrische Beiträge erschienen durch Dingelstedts Vermittlung damals schon in Lewalds „Europa“ und im „Salon“. Um dieselbe Zeit (1841) fiel auch eine Begegnung des jungen Dichters mit Emanuel Geibel, der im Sommer 1841, den er auf dem gastfreundlichen Schlosse des Freiherrn Karl von der Malsburg verlebte, öfters nach Kassel herüberkam. Geibel sagte von ihm u. a.[1]: „Die zutreffende Sicherheit, mit welcher er die Eigenheit mancher zeitgenössischer Schriftsteller in wenig Worten zu charakterisieren wußte, ließ bereits den künftigen Dramatiker ahnen. Doch hatte er sich bis dahin nur in lyrischen Ergüssen versucht, verehrte Uhland, Heine und Lenau als Meister und sprach mit besonders warmer Anhänglichkeit von Dingelstedt, der auf dem Gymnasium zu Kassel sein Lehrer gewesen, und erst vor kurzem seiner freien Richtung wegen an das Gymnasium zu Fulda versetzt worden war. Nach abgelegtem Abiturientenexamen wandte er sich, da Hassenpflugs Ministerium den Juden in Hessen keine Aussichten gewährte, nach dem Süden und bezog die technische Hochschule zu Karlsruhe. Statt Verse zu kandieren, galt es nun in der Keßlerschen Maschinenfabrik Eisen zu drehen und feilen zu lernen und sich in Physik und Chemie zu versenken, und die Geheimnisse der Integrale und Diffe-

[1]) Weilen a. a. O. S. 14.

rentiale zu ergründen. Als Zögling der Hochschule trat er bald in Verkehr mit den besten Künstlern des Karlsruher Theaters, Ludwig Dessoir, Fritz Demmer, August Lewald, den Sängerinnen Fischer, Lerr und Auffenberg, und auf seiner Ferienwanderung durchs Schwabenland lernte er Gustav Schwab auf seinem Dörfchen in der Alb, Justinus Kerner in Weinsberg und Ludwig Uhland kennen. Inzwischen waren Gedichte und Novellen von ihm in Journalen veröffentlicht worden und Operntexte von Krug, Kalliwoda, und Lindpaintner komponiert worden, und er gewann immermehr die Überzeugung, daß sein Weg zu den praktischen Wissenschaften ein Irrweg sei. So ging er zunächst nach Wien und übernahm dort eine Hauslehrerstelle im Hause eines angesehenen Bankiers. In die Künstlergesellschaft „Konkordia" aufgenommen, die jeden Samstag Abend in einem Gasthaussaal der Vorstadt Dichter, Tonsetzer, Maler, Sänger und Schauspieler vereinigte, fand er hier Grillparzer, den Dichter seiner Kindheitsträume, Bauernfeld, Prechtler, Castelli, Frankl, Seidl und eine Anzahl jüngerer Poeten. Gedichte, die er hier vortragen ließ, gefielen und erschlossen ihm das Herz Grillparzers, der seit jener Stunde sein Freund und Meister wurde. So sah er sich mit einem Schlage in die Gilde der Wiener Poeten aufgenommen und begann mit großem Erfolge seine dramatische Laufbahn. Nachdem seine „Deborah" von Hamburg aus im Sturmschritt über alle Bühnen Deutschlands und der Nachbarländer gezogen war, bewirkte die Teilnahme, die dem Dichter in allen Kreisen entgegengebracht wurde, verbunden mit einflußreicher Fürsprache, seinen Eintritt in den kaiserlichen Staatsdienst, der mit Rücksicht auf die damaligen konfessionellen Verhältnisse in der Monarchie als ein kleines Ereignis angesehen wurde. 1850 ward er als Beamter im Ministerium für Kultus und Unterricht angestellt und später Vorstand der Bibliothek in diesem Ministerium. 1867 wurde ihm der Titel eines Regierungsrats verliehen, und 1871 erhob ihn der Kaiser nach Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den österreichischen Ritterstand. Er starb am 17. Februar 1877.

Mosenthal hat sich als Lyriker, Novellist und Dramatiker versucht, als Lyriker vorwiegend in der Jugendzeit, als Novellist am Anfang und Ende seines poetischen Schaffens und

als Dramatiker seit 1845. Der Schwerpunkt seines Schaffens beruht auf seiner dramatischen Thätigkeit.

Als Lyriker ist Mosenthal sehr unbedeutend. Seine 1847 erschienenen „Gedichte", auf Grund deren ihm 1849 die philosophische Fakultät zu Marburg das Doktordiplom erteilte, muten kalt und nüchtern an. Es sind versificierte Reflexionen, die hart ans Prosaische streifen. Das vorwiegend rhetorische Element verrät bereits den Dramatiker. Die Sammlung enthält drei Abteilungen: „Primula veis" (die Jugendgedichte umfassend), „Lieder" und „Balladen, Romanzen, Erzählungen". Die epische Abteilung steht keineswegs höher. Sie enthält komische Legenden in Hans Sachs' und Goethes Manier und einige nicht übel geratene Stücke in Freiligrathschem Geschmack, wie „Der Beduin", „Jutta von Erpfenstein", „Die Insulanerin" und „Die Jungfer im Scharfenstein", letzteres nach einer hessischen Volkssage, die auch Dingelstedt (und zwar bedeutend besser) bearbeitet hat. Eine zweite Auflage der Gedichte erschien 1866 in verbesserter Gestalt, und nach seinem Tode 1878 als letzter Band der gesammelten Werke eine Auswahl sämtlicher Gedichte. Sie enthält „Lyrisches", „Episches" und Gelegenheitsgedichte. Sie zeigt zwar manche Fortschritte in der Form gegen die erste Sammlung, aber ein Lyriker ist Mosenthal trotzdem nicht. Es geht ihm die Befähigung für schöpferische Phantasie und eigenartiges lyrisches Empfinden ab. Auch seine epischen Gedichte sind ohne Wert, da sie mehr Zustände als Handlungen darstellen und oft nichts als in Schilderungen sich verlierende Aneinanderreihungen sind. Es fehlt ihnen das Plastische, Charakteristische epischer Poesie. Am besten gelungen sind seine zahlreichen, in die letzte Zeit seines Lebens fallenden Gelegenheitsgedichte und Prologe, die sich durch eine gewählte Sprache und einen liebenswürdigen Ton auszeichnen.

Nicht viel höher steht Mosenthal als Novellist. Als blutjunger Mensch schrieb er ein paar kurzlebige, noch sehr unreife Erzählungen und Märchen, wie das in Dingelstedts „Salon" veröffentlichte Märchen „Hans Tausendsasa und Erlinde oder der indische Wundervogel". Er verließ dann, von ein paar flüchtig skizzierten Reiseschilderungen und Heimaterinnerungen abgesehen, dies Gebiet, um erst am Ende seines Lebens, durch trübe Erfahrungen vom Drama abgelenkt, sich

wieder der Erzählung, und zwar der spezifischen Judennovelle zuzuwenden, die sämtlich in der illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer“ erschienen, aber klanglos vorübergingen. Den Erzählungen, die den eigentlich jüdischen Ton und die Tendenz nie verleugnen, sind Jugenderinnerungen aus Kassel zu Grunde gelegt, indem dabei dem hessischen Kleinstaatentum und seinen letzten Fürsten mancher Seitenhieb versetzt wird.

Größer war der Erfolg, den er auf der dramatischen Laufbahn fand, wenn auch der künstlerische Wert seines dramatischen Schaffens nicht immer in Einklang damit zu bringen ist. Sein erster dramatischer Versuch war, Wilhelm Hauffs Sage vom steinernen Herzen 1845 zu einem Volksstück unter dem Titel „Der Holländer Michel“ umzugestalten, das am 10. Mai 1846 am Theater der Wiener Vorstadt in Scene ging und den Zuschauern Thränen der Rührung entlockte. Auch in seinem Versuch „Die Sklavin“ (1847) hatte er es auf Rührseligkeit abgesehen und durch eifriges Studium Viktor Hugo die Bühneneffekte geschickt abgelauscht. Den Stoff zu dem Stück, das unter holländischen Kolonisten, Kaffern und Malayen spielt, gaben ihm die Schilderungen seiner Brüder in Südafrika, die nachmals dort auf den Diamantfeldern große Reichtümer gewannen. Es ward mit allen Ehren aufgenommen und beurteilt, nur Grillparzer schüttelte über das „Zuviel“ darin bedenklich den Kopf. Der beste Wurf, durch den er dauernd seinen Ruf begründete, gelang ihm im Jahre darauf mit seinem vieraktigen Volksschauspiel „Deborah“, das einen wahren Sturm der Begeisterung erlebte und in fast alle bekannteren Sprachen übersetzt ward. „Deborah“ schildert in ergreifenden Zügen den fanatischen Judenhaß der Christen und die Verfolgungen, denen das Judenvolk bei den Christen ausgesetzt war. Das Judentum erscheint darin als edel, aber verkannt und verachtet, der Nacht und Finsternis verfallen, das Christentum dagegen als glücklich und in heiterem Sonnenschein strahlend. Das Drama hat bei den Litterarhistorikern die verschiedenste Beurteilung, und zwar mehr Gegner als Lobredner gefunden. Namentlich hat man die innere Unwahrscheinlichkeit der Handlung, die dem bloßen Zufall überlassene dramatische Katastrophe mit Recht getadelt. Durch äußere Zuthaten sucht der Dichter über die inneren Mängel des Stückes hinwegzutäuschen, und be-

sonders durch malerische Kontraste zu wirken. Nicht mit Unrecht hat man daher seine Dramen einem Atelier mit geschickt aufgestellten Bildern, mit einem toten Mechanismus verglichen. Dieselben Mängel haften auch seinem folgenden Volksstücke „Cäcilie von Albano" (1851) an. Das Motiv, die Liebe Cäciliens, die alle möglichen Mittel ergreift, selbst Verrat übt, um den Geliebten, den nachmaligen Kaiser Otto IV. an sich zu fesseln und deshalb seine großartigen Pläne zu vereiteln, ist ebenso unwahrscheinlich als der dichterischen Behandlung unwürdig. Höher steht in dieser Hinsicht sein Dorfschauspiel „Der Sonnenwendhof" (1857), dessen Handlung einfach, natürlich und kunstgerecht sich entwickelt und dessen Mittelpunkt wie in „Deborah" eine Frauenfigur (Anna) bildet. Unstreitig sein bestes Werk ist die an „Romeo und Julie" erinnernde Liebestragödie „Pietra" (1865), deren Hintergrund der erbitterte Kampf der Guelfen und Ghibellinen bildet. Sein bestes Werk „Der Schulz von Altenbüren", ein westfälisches Dorfschauspiel, in gewisser Beziehung an Immermanns „Oberhof" erinnernd, schließt sich mit Glück an den „Sonnenwendhof" an und machte wie dieses die Runde über die deutschen Bühnen. Der historischen Tragödie im Geschmack der „Cäcilie von Albano" wandte er sich mit weniger Glück in seinen letzten Werken „Isabella Orsini" (1870) und „Maryna" (1871) zu, in denen die dramatischen Scenen zu sehr durch Kulisseneffekte zurückgedrängt werden. Eine dritte Richtung, die Mosenthal in seinen Dramen einschlug, ist die Litteraturkomödie, die er in „Bürger und Molly" (nach dem Vorbild von Otto Müllers Roman „Bürger") und in den „Deutschen Komödianten", deren Held der Theologe Ludovici ist, pflegte. Neben diesen drei Gattungen des Dramas, dem Dorfschauspiel, der Tragödie und Litteraturkomödie bearbeitete er endlich noch eine ganze Anzahl von Operntexten, die für seine Beurteilung als dramatischer Dichter nichts Neues hinzufügen. Mosenthal ist ein äußerst produktiver und beliebter Dramatiker gewesen, aber der äußere Erfolg, den einige seiner Stücke beim Publikum errangen, ließ ihn nicht dazu kommen, seine Stoffe zu vertiefen und dramatisch auszuarbeiten, so daß die meisten mehr novellistischen Genrebildern gleichen und heute bereits vergessen sind. Von dem spezifisch hessischen ist in Mosenthals Dichtungen nichts zu verspüren, wenn er auch

gelegentlich einmal seine hessische Heimat in nüchternen, hausbackenen Tönen lobpreist wie in dem Gedicht „Das kleine Vaterland“ oder der bekanntesten seiner Balladen „Die Jungfrau vom Scharfenstein“.

Die Blüte der hessischen Dichtkunst zeitigte, wie leicht erklärlich, auch auf dem Gebiet der Zeitschriften, die an Stelle der Musenalmanache und Taschenbücher traten, und vorwiegend der Kritik gewidmet waren, eine reiche Ernte. Den Anstoß hierzu gab 1838 Franz Dingelstedt mit dem von ihm herausgegebenen „Hessischen Album für Litteratur und Kunst“, das aus dem Kreise der „Stiftshütte“ hervorgegangen war. Der erste Abschnitt, der den Titel „Stiftshütte“ führt, brachte die Beiträge der Vereinsmitglieder Dingelstedt („Zimmerspruch“), Sancerre, Bernhard Schaedel, Gustav Schulz, der „Lerche“ des kleinen Dichterkreises, und Friedrich Oetker („Der sterbende Jüngling“), hinter dem man damals noch nicht den späteren politischen Agitator von so großer Bedeutung für das Hessenland vermutete. Von auswärtigen Dichtern hatten Heinrich Koenig, Ernst Koch („Reliquie eines Verschollenen“), Luise von Ploennies, Heinrich Scheffer, W. Appelius u. a. beigesteuert, von nicht hessischen Dichtern (im engeren Sinne) war Graf Benzel-Sternau, der auf seinem Gut bei Hanau lebte, beteiligt. Hessisch waren darin nur die „Vaterländischen Sagen“, unter denen Dingelstedts Ballade „Der Scharfenstein“ obenan steht. Auch an der „Wage“, einem 1837 begründeten belletristischen Beiblatt der „Kurhessischen Allgemeinen Zeitung“ war Dingelstedt der Hauptbeteiligte und veröffentlichte hier seine ersten Gedichte, Novellen und Kritiken, unter anderen auch seine „Spaziergänge eines Kasseler Poeten“, die das größte Aufsehen erregten. Leider existierte die Zeitung samt der Beilage nur sechs Monate. Eine weitere Schöpfung Dingelstedts war der „Salon“, der in die letzte Zeit seines Fuldaer Aufenthaltes fiel und sich als eine „Wochenschrift für Heimat und Fremde“ einführte. Dingelstedt selbst redigierte die Zeitschrift nur sechs Monate lang, blieb ihr aber bis an's Ende treu. Die Erbschaft ging dann auf Friedrich Oetker über, der in seinen „Lebenserinnerungen“ klagt, daß er kaum noch an die Existenzfähigkeit des Blattes geglaubt habe, als er es übernahm. In der That konnte sich das Blatt in

Kassel nicht halten, denn es hatte fast ebenso viele Mitarbeiter wie Abonnenten und ging nach nicht ganz zwei Jahren mit der lakonischen Notiz, daß „der Salon heute zu erscheinen aufgehört habe", wieder zu Grabe. Die Probenummer, welche im Dezember 1840 als Beilage der „Kassel'schen Allgemeinen Zeitung" ausgegeben ward, brachte anonym an der Spitze das erste von Dingelstedts „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" und führt hier noch den Titel „Lied eines vagierenden Nachtwächters" mit dem Bérangerschen Motto: „Éteignons les lumières et rallumons le feu." In die erste Nummer des „Salon" aber ward das Gedicht nicht aufgenommen. Eine Reihe der bedeutendsten Mitarbeiter schaarte sich sofort durch Dingelstedts warme Bemühungen um den „Salon" und ein Blick in die vergilbten Blätter dieser Zeitschrift ist noch heute von großem Interesse. Von auswärtigen Schriftstellern arbeiteten Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Ludwig August Frankl, G. F. Daumer, Friedrich Rückert, Adelheid von Stolterfoth u. a., von einheimischen Ernst Koch (unter dem Namen Hubertus), Salomon Mosenthal, den der „Salon" zuerst in die Litteratur einführte, Friederike von Hohenhausen, Heinrich Koenig (mit dem Bruchstück eines Romans „Die Busennadel"), Dingelstedt, Friedrich Oetker, Heinrich Heise, G. Kellner, Karl Lynker, Ernst Dronke, Adolf Ebert u. a. mit. Besondere Verdienste hat der „Salon" namentlich dadurch, daß er sich in weitgehendem Maße der Kritik widmete. Mit warmer Anteilnahme folgte er der litterarischen Bewegung der vierziger Jahre, und Namen wie Freiligrath, Geibel, Kinkel, Hebbel, Storm, Prutz, Beck, die in jener Zeit zuerst auftauchten, wurden hier bereits mit Anerkennung genannt. — Zwölf Jahre nach dem Eingehen gab Julius Rodenberg, damals noch Marburger Student, in Kassel bei einem leistungsfähigen neuen Verleger Namens Bertram das „Hessische Jahrbuch" heraus, in dessen zwei Jahrgängen (1854 und 55) sich noch einmal das litterarische Hessentum dieser Generation von Heinrich Koenig bis zu Herman Grimm und Rodenberg, den jüngsten der Poeten hinab einstellte. Im ersten Jahrgang sind vertreten: Herman Grimm, Heinrich Koenig („Althessische Silhouetten"), Karl Lynker, Luise v. Ploennies,

Julius Rodenberg, Karl Schmitt u. a. Die Poesien tragen größtenteils hessisches Gepräge, so die „Vaterländischen Balladen“ von Karl Schmitt, unter denen sich besonders das Gedicht „Heinz von Lüder“ durch Natürlichkeit und Frische auszeichnet. Hervorzuheben sind ferner zwei schwungvolle Gedichte von Luise von Ploennies und anmutige Lieder Julius Rodenbergs, während das Lustspiel Herman Grimms „Schnacke und Schnibberndorf“ in der Anlage verfehlt scheint. Im zweiten Jahrgang sind vertreten: Otto Braun, Wilhelm Falckenheiner, Herman Grimm, Karl Lynker, Julius Rodenberg, Karl Schmitt u. a. Unter den Poesien verdient Schmitts prächtige Schwälmer Dorfgeschichte „Hans Hoose und Landgraf Karl“ den Preis, auch Otto Braun's Übersetzungen aus dem Spanischen und einige kleinere Gedichte von Herman Grimm und Julius Rodenberg verdienen Erwähnung. Aber Kassel scheint für derartige Unternehmungen kein günstiger Boden gewesen zu sein, wie noch spätere Versuche zeigen. Das „Hessische Jahrbuch“ stellte sein Erscheinen nach zweijähriger Thätigkeit wieder ein. 1857 suchte Otto Braun, ein Schüler Dingelstedts und später Nachfolger Kolbs in der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ († 13. Juni 1900), ein ähnliches Unternehmen wie den „Salon“ zu begründen, aber auch das „Kasseler Sonntagsblatt“, das einige gediegene Beiträge von Altmüller, Otto Braun, Moritz Hartmann, Rodenberg u. a. brachte, hörte schon nach einem Jahre wieder auf zu erscheinen. Ähnlich ging es 1859 Karl Altmüller mit der Wochenschrift „Telegraph“, die durch ihre witzige und frische Kritik bald Aufsehen erregte, deren Erscheinen aber schon nach zwei Jahren wieder eingestellt werden mußte.

Wie sich an einigen dieser Zeitschriften, am „Salon“, dem „Kasseler Sonntagsblatt“ und dem „Telegraph“ auch eine Reihe von Nichthessen beteiligten, so nahmen umgekehrt hessische Dichter auch an namhaften außerhessischen Zeitschriften teil. Besonders zu erwähnen ist hier der von Chamisso und Schwab begründete und von Christian Schad fortgesetzte „Deutsche Musenalmanach“, an dem Dingelstedt, Feodor Löwe, Luise von Ploennies, Julius Rodenberg u. a. mitarbeiteten, ferner die 1851 von Robert Prutz

mit Wolfsohn begründete und eine lange Reihe von Jahren vorzüglich redigierte Zeitschrift „Deutsches Museum“, in welcher Produktionen von Ernst Koch, Rodenberg, Feodor Löwe, Karl Schmitt u. a. Aufnahme und günstige Beurteilung fanden.

Die in Hessen ansässigen Dichter und Schriftsteller, die sich in den erwähnten Zeitschriften und daneben auch wohl in der belletristischen Beilage der „Kasselschen Allgemeinen Zeitung“, der „Kasseler Tagespost“ u. a. mit ihren poetischen Ergüssen zusammenfanden, suchten sich auch äußerlich mehr zusammenzuschließen, um die Gemeinsamkeit ihrer Interessen zu pflegen und auch wohl der Geselligkeit ihren Tribut zu zollen. Diesen Zwecken diente in Kassel die bereits mehrfach genannte litterarische Vereinigung „Stiftshütte“, bestehend aus Schriftstellern, Malern und Musikern, die ihre Serapionsabende in dem Eckstübchen der Luhmannschen Weinhandlung in der unteren Karlsstraße, später auch im „Landgrafen Karl“ oder im „Hessischen Hof“ hatten. Ihre Blütezeit bestand während Dingelstedts Aufenthalt in Kassel. Gewissermaßen eine Fortsetzung beziehungsweise einen Ersatz bot in den sechziger Jahren die von Karl Altmüller begründete originelle „Namenlose Gesellschaft“[1]), in der für geistige Anregung stets gesorgt war und oft erlesene Geister sich zusammenfanden. Aber diese verfolgte nicht speziell litterarische Zwecke und beschränkte sich nur auf Gelegentliches, auch war die Gesellschaft zu exklusiv, um in breitere Volksschichten mit ihrem belebenden Einfluß zu dringen und einen ernsten Zwecken dienenden litterarischen Bund entbehrlich zu machen. Um diesem Bedürfnis abzuhelfen, schlossen sich nun ihrerseits die bürgerlichen Kreise im Winter 1860 unter der Führung Christian Lewalters zu einem Dichterbunde in dem Hause Wolfsschlucht Nr. 12 zusammen, um in allwöchentlichen Abendsitzungen die neuesten litterarischen Erzeugnisse, speziell die der engeren Heimat, zu besprechen und eigene Poesien sachgemäßer Kritik zu unterziehen.[2]) Anfänglich schien es wirkliche Liebe zur Sache zu

[1]) Vgl. Jeanette Bramer: Die „Namenlose Gesellschaft“ („Hessenland“ 1901, S. 128 ff.).

[2]) Vgl. Ludwig Mohr: „In der Wolfsschlucht“ („Hessenland“ 1898, S. 280 ff.).

sein, die diese Poeten in aller Stille streng die Bahnen verfolgen ließ, die sie sich vorgezeichnet hatten, aber als dann die Tage zu langen anfingen, wurden auch die Besuche immer spärlicher, bis schließlich keiner mehr erschien und der Musenkranz still zu Grabe stieg, ohne merkliche Spuren zu hinterlassen. Seitdem hat das litterarische Leben in Kassel immer mehr seinen eigentümlichen Charakter verloren. Es ist nicht gelungen, die schwachen Ansätze in erweiterter Gestalt wiederaufzunehmen und auf großer Grundlage einen litterarischen Verein in Hessen zu konstituieren, um damit vielleicht eine Auffrischung des litterarischen Lebens in Hessen anzubahnen.

Die Zahl der litterarischen Berühmtheiten, die während dieser und der vorigen Epoche sich für längere oder kürzere Zeit in Hessen aufhielten, wird jetzt unübersehbar und ist schwer vollständig zu verfolgen. Kassel wurde in den zwanziger Jahren wiederholt das Ziel Heinrich Heines, der als Göttinger Student in Kasseler Gesellschaftskreisen, namentlich im väterlichen Hause Strubbergs, gern verkehrte. Um dieselbe Zeit und später noch weilten Tieck, die Brüder Schlegel und Wilhelm Müller bei ihren Besuchen auf Escheberg öfters in Kassel. In den dreißiger und vierziger Jahren kamen Geibel, Franz Kugler und Bodenstedt von Escheberg aus oft in die Residenzstadt hinüber, um das Theater zu besuchen. Besonders innig schloß sich Hoffmann von Fallersleben an das Hessenland, das er auch in einem Lied gefeiert hat, an. Wiederholt weilte er in Kassel bei nahen Freunden zu Besuch, ließ hier in der Bohnéschen Buchhandlung seine zehn Lieder „Schleswig-Holstein“ erscheinen und wurde fast zu einer populären Persönlichkeit in Kassel.[1]) Auch Gottfried Kinkel, der in seinem Epos die verklungene Sage von Otto dem Schütz wieder belebt hat, befand sich in den siebziger Jahren in Kassel, um im kaufmännischen Verein einen Vortrag über Lessing zu halten.[2]) Nächst Kassel wurde Marburg häufig aufgesucht, dessen Schönheiten die Romantiker weiteren Kreisen bekannt gemacht hatten. 1842 kam Emanuel Geibel da-

---

[1]) Vgl. „Hoffmann von Fallersleben in Kassel“. („Kass. Tageblatt u. Anz.“ 1898, Nr. Nr. 92.)

[2]) Vgl. Wilhelm Henkel: „Gottfried Kinkels Beziehungen zu Hessen-Kassel“. („Hessenland“ 1900, S. 228 ff.).

selbst an und stieg im Gasthaus „zum Ritter" ab, um mit dem Professor Huber in der Ritterstraße acht Tage spanische Studien zu treiben. In den dreißiger Jahren studierte Friedrich Wilhelm Weber, in den vierziger Jahren W. H. v. Riehl in Marburg. Auch Hoffmann von Fallersleben versäumte auf seinen zahlreichen Wanderfahrten durchs Hessenland nicht, in der Musenstadt einzukehren, um seinen Kollegen August Vilmar zu besuchen. Fulda wurde namentlich zur Zeit Dingelstedts von litterarischen Gästen besucht, darunter auch von Ferdinand Freiligrath, der im Februar 1841 auf der Heimreise von Thüringen nach dem Rhein in Fulda kurze Rast bei Dingelstedt hielt, welcher bereits im Herbst 1840 in Mainz die persönliche Bekanntschaft Freiligraths gemacht hatte. Schon vorher, im Sommer 1839, war Gutzkow auf der Rückreise von Frankfurt, wo sein Drama „Richard Savage" eben mit durchschlagendem Erfolg die Erstaufführung erlebt hatte, bei Dingelstedt eingekehrt und hatte ganz Fulda in Bewegung gebracht. Auch Hanau wurde durch den Aufenthalt Heinrich Koenigs und Benzel-Sternaus, der auf einem Gut in der Nähe wohnte, von litterarischen Größen wie z. B. von Laube und Varnhagen besucht. Die Beziehungen Geibels zu Hanau, dessen Großvater Gymnasialdiener dort gewesen war, sind bereits früher genügend dargelegt worden. Nachzutragen ist hier noch der Aufenthalt Rückerts in Hanau, der Ende Dezember 1812 hier eintraf und als Gymnasiallehrer in dem kleinen Eckhaus des Paradeplatzes, Rosengasse 17, neben dem Haus der Brüder Grimm, wohnte. In den Januar 1813, also noch in seine Hanauer Zeit, fällt vermutlich der Beginn seiner „Geharnischten Sonette".[1])

Wenn wir am Ausgang dieser Epoche einen Rückblick auf die künstlerischen und litterarischen Bestrebungen dieser letzten dreißig Jahre werfen, so können wir uns, ohne Enthusiasten zu sein, der wohlthuenden Erkenntnis nicht verschließen, daß in dem vielgestaltigen Ringen die Keime einer verheißungsvollen Neuentwicklung lagen, die vielleicht unter günstigeren persönlichen und politischen Umständen es vermocht hätten, dem Hessenland wie einst zur Zeit des Huma-

---

[1]) Vgl. A. Duncker: „Friedrich Rückert als Gymnasiallehrer in Hanau." Hanau 1874.

nismus eine führende Rolle in der Nationallitteratur zu verschaffen. Noch aber war alles im Werden und Wachsen begriffen, und trotz vieler trefflicher Leistungen war doch kaum eine, die bestimmend und vorbildlich auf die deutsche Litteratur eingewirkt hätte. Dem Charakter der Dichtungsart eines ihrer Hauptvertreter, Ernst Koch, entsprechend, war die Litteratur dieser Epoche mehr groß im Kleinen als zu wirklich bedeutsamen Leistungen befähigt. Jedenfalls aber ist im Verhältnis zu früheren Entwicklungsperioden ein merklicher Aufschwung zu konstatieren gewesen, und diese Periode als eine zweite Blütezeit unserer hessischen Litteratur zu bezeichnen, mit der sich die Leistungen der nächsten und letzten Periode nicht messen können.

VI. Die Dichtung der Gegenwart.

(1866—1900.)

Ehe wir diese letzte Epoche hessischer Litteraturgeschichte charakterisieren, ist es notwendig, uns zuvor die politischen Ereignisse im Land kurz zu vergegenwärtigen. In dem zwischen beiden deutschen Großmächten am 14. Juni 1866 ausgebrochenen Bruderkriege hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm I. die ihm von Preußen gemachten Vorschläge der Neutralität und Zustimmung zu der geplanten Bundesreform (gegen Gewährleistung seines Gebiets und seiner Souveränität) zurückgewiesen und sich auf die Seite Österreichs gestellt. Während die hessischen Truppen am 16. und 17. Juni über Hersfeld nach Hanau zogen, um sich mit dem süddeutschen Bundesheere zu vereinigen, rückte der preußische Generalmajor von Beyer von Wetzlar her über die Landesgrenze und besetzte am 19. Juni die Residenz Kassel. Die Regierung des Kurfürsten wurde suspendiert und derselbe auf Wilhelmshöhe von allem Verkehr abgeschlossen. Da er auch jetzt noch auf seiner Weigerung gegenüber den Anträgen Preußens beharrte, wurde er am 23. Juni als Kriegsgefangener nach Stettin abgeführt und am 28. Juni General von Werder zum Generalgouverneur, Regierungspräsident von Möller zum Civiladministrator ernannt. Infolge des Friedens von Prag verlor Kurhessen am

23. August seine Selbständigkeit und am 8. Oktober fand auf dem Friedrichsplatz in Kassel die Proklamation der **Einverleibung des Landes in die preußische Monarchie** statt, um fortan als Regierungsbezirk Kassel der Provinz Hessen-Nassau anzugehören. Kurfürst Friedrich Wilhelm ging, nachdem er seine Unterthanen vom Eid der Treue entbunden hatte, von Stettin zunächst nach Hanau und von dort in die Verbannung nach Prag, wo er am 6. Januar 1875 als der letzte regierende Fürst aus der Hessen-Kasselschen Linie des Hauses Brabant starb. So waren die Hessen-Kasselschen Lande nach mehr als sechshundertjährigem Bestehen aus der Reihe der deutschen Staaten verschwunden, nachdem sie von einer großen Zahl trefflicher Fürsten zum Segen ihres Volkes regiert worden waren. Dies war das letzte schmerzliche Ereignis in der langen Kette politischer Wirren und Unruhen des 19. Jahrhunderts. Berlin ward nun die politische Hauptstadt des vereinigten Vaterlandes, und das Hessentum ging langsam auf im Preußentum.

Mit dem Jahre 1866 beginnt in der hessischen Litteratur eine Zeit des Stillstandes. Die bedeutungsvollen politischen Ereignisse lasteten zu schwer auf allen Gemütern, um eine freie Entfaltung des Talentes aufkommen zu lassen. Ernst Koch hatte ausgesungen und ausgerungen. Er ruhte schon fast ein Jahrzehnt in fremder Erde. Franz Dingelstedt erschöpfte sich in erfolglosen Anstrengungen, alle seine Pläne zerrannen ihm unter den Händen. Luise von Ploennies hatte ihre besten Werke hinter sich und suchte vergebens auf dem Gebiet biblischer Neudichtung dichterische Lorbeeren zu pflücken. Salomon Mosenthal ward gefeiert, aber sein Ruhm war im Erlöschen, Heinrich Koenig war der Veteran der deutschen Poetenwelt geworden, aber seine Produktivität war erlahmt. Die übrigen größeren Talente der vorigen Periode, die mit ihrem Schaffen bis in die jüngste Generation hineinragen, stehen zwar auf der Höhe, ohne doch neue Töne zu finden. Sie schreiten fort auf den Bahnen, die sie vorher einschlugen. Nur Julius Rodenberg, der neben Herman Grimm noch die ganze letzte Epoche miterlebt hat, allerdings fern von hessischem Boden, gelingt jetzt sein Bestes im Roman und in der Skizze. Was sonst in diesen Tagen neu auftaucht, hat nicht viel zu bedeuten. Es ist die Zeit des hessischen Epigonentums, die heraufzieht.

Die Hauptbedeutung dieser Periode liegt nicht in dem künstlerischen Wert als vielmehr in dem Charakter der Poesie. Diese nimmt einen vorzugsweise patriotischen Charakter an. Einmal waren es die glorreichen Ereignisse des Jahres 1870/71, welche die hessischen Sänger mit in den allgemeinen Jubel einstimmen ließen, zum andern flüchtete man sich gerade jetzt gern in die hessische Vergangenheit zurück, um den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes zu betäuben und die Gegenwart zu vergessen.

Wie einst zur Zeit der Freiheitskriege, bewährte sich auch im deutsch-französischen Krieg der alte Kriegsruhm Hessens wieder, indem die hessischen Truppen unter des Kronprinzen und nachmaligen Kaiser Friedrichs III. Führung als ein Hauptbestandteil des XI. preußischen Armeekorps auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Frankreichs zu den alten Lorbeeren neue hinzuerwarben und zu der Wiederaufrichtung eines neuen deutschen Kaisertums mit beitrugen. Aber nicht im Felde nur, auch im Liede beteiligte sich Hessen wie einst zu Anfang des Jahrhunderts an dem nationalen Kampfe, und bald ertönten allenthalben in Hessen Schlacht- und Jubellieder und ließen eine zeitlang allen übrigen Gesang verstummen. Zu nennen sind hier Julius Rodenberg, der wenige Jahre nach der Errichtung des neuen Reiches durch die großangelegte „Deutsche Rundschau" auf geistigem Gebiet das that, was in politischer Beziehung bereits geschehen war, mit seinen beiden Festspielen „Zur Heimkehr" (1871) und „Vom Rhein zur Elbe" (1871) und seinen „Kriegs- und Friedensliedern" (1870) sowie später (1879) mit seinem patriotischen Familienroman „Die Grandidiers", ferner Feodor Löwe mit einzelnen Kriegsliedern („Bei Wörth", „Gesang der Toten", „Belfort", „Zum Friedensschluß" 2c.), ebenso Christian Lewalter mit Gedichten, die er in der „Kasseler Tagespost" veröffentlichte („Zum 1. Juni 1870", „An Hessens deutsche Söhne", „Willkommen den Helden und Siegern", „Zum 2. September" 2c.), F. W. v. Dithfurth mit den Zeitgedichten „Kreuz und Schwert" (1871), Elisabeth Mentzel, damals noch Elisabeth Schippel, die als Krankenpflegerin thätig ihre ersten Gedichte „Lieder der Zeit" (1872) veröffentlichte, u. a. m. Besonders aber verdient hier der Tondichter Karl Wilhelm aus Schmalkalden erwähnt zu werden, durch dessen geniale

Komposition 1870 das von dem Württemberger Max Schneckenburger gedichtete Lied „Die Wacht am Rhein“ zum Nationalgesang für Heer und Volk, zur deutschen Marsch-, Schlachten- und Siegeshymne wurde. Ein eigentümliches Schicksal hat das Lied gehabt. Im Jahre 1840 von einem jungen deutschen Kaufmann in der Schweiz rasch gedichtet, fand es schon nach wenigen Tagen in etwas veränderter Fassung seinen ersten regelrechten Tonsetzer an dem in Bern lebenden Darmstädter J. Mendel. Aber weder in dieser noch auch in einer zweiten, gänzlich verschollenen Komposition brach sich die „Wacht am Rhein“ Bahn. Erst durch die Melodie, welche der talentvolle Karl Wilhelm, damals Musikdirektor in Crefeld schuf, wurde es allmählich bekannt und fand in vielen Männerchören Eingang. Der poetische Wert des Gedichtes ist gering, der Erfolg ist lediglich der trefflichen Komposition zuzuschreiben.

Je näher wir der Gegenwart kommen, desto schwieriger wird es, den Produktionen ihrer vollen Bedeutung nach gerecht zu werden. Man darf nicht verlangen, daß wir die Trennungen und Berührungen einzelner Gruppen, den litterarhistorischen Wert der meisten Werke bereits so klar übersehen wie es erst möglich sein kann, wenn vieles sich ausgelebt hat, was jetzt noch jung ist. Licht und Schatten können wir noch nicht fein genug abtönen. Deshalb suchen wir mehr zu referieren, als zu kritisieren, indem wir es einer späteren Zeit überlassen, über diese Periode litterarischen Schaffens ein sicheres Urteil abzugeben.

Unter den Dichtungsarten ist es noch immer die Lyrik, die am reichsten und mit dem meisten Erfolge bearbeitet wird. Unter den älteren Dichtern, die mit ihren Jugenderzeugnissen teilweise noch in die vorige Periode hinüberreichen, haben es auf diesem Feld namentlich drei zu ansehnlicher Bedeutung gebracht: Adam Trabert, Ludwig Mohr und Karl Preser.

Adam Trabert[1]), der bekannte hessische Verfassungskämpfer aus den Revolutions- und Reaktionsjahren, wurde 1822 in Fulda geboren und wanderte nach seiner Festungshaft 1866

[1]) Brugier: Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 1. Aufl. S. 540. — Hessisches Dichterbuch (3. Aufl., 1901), S. 1 ff. (Biographie nebst Auswahl von Gedichten). — Leimbach a. a. O. X. Bd. (noch nicht erschienen).

nach Österreich aus, das ihm seitdem zur zweiten Heimat geworden ist. Erst als Greis entschloß er sich, seine Gedichte herauszugeben. 1888 ließ er den ersten Band seiner „Deutschen Gedichte aus Österreich", betitelt „Schwertlieder eines Einsamen" erscheinen. Diesem folgte 1889 der zweite und dritte Band „Ein Menschenleben" und „Trösteinsamkeit". Der erste Band enthält Kriegsballaden und Romanzen aus der österreichischen und teilweise hessischen Geschichte, von den Türkenkriegen bis hinauf zu den neuesten Kriegsbefürchtungen und rüstungen im Frühling 1888. („Aus der Türkenzeit". — „Prinz Eugen". — „Maria Theresia". — „Das Münster zu Straßburg". — „Zur Waffenprobe in Bosnien". — „Deutsche Kampfgenossen". — „En vedette 1888".) Ein reiches, warmes Gefühlsleben pulsiert in den Gedichten. Man merkt sofort, es ist nichts Alltägliches. Es sind nicht trockene geschichtliche Erzählungen, in Reime gebracht, sondern lebendige prächtige Dichtungen, die sich vernehmen lassen wie Kampfesruf und Schlachtenlieder und an die patriotischen Klänge der Freiheitsdichter erinnern, so markig und innig wie in Theodor Körners Tagen. Einige darunter sind vorzüglich geeignet, der Jugend und dem Volke bekannt gemacht zu werden, da sie voll jugendlichen Feuers sind und fast soldatischen Sinn atmen. Die Helden, welche uns Trabert schildert, vermögen uns selbst mit Begeisterung zu erfüllen, denn der Dichter empfindet wahr und warm. Ein besonderer Reiz der Gedichte liegt in ihrem kernig-frischen, echt volkstümlichen Ton. Man wird in dieser Hinsicht zuweilen an Bürger, auch wohl an Arndt und Freiligrath gemahnt, ohne daß man doch die Originalität vermißt. Leider sind nicht alle Gedichte an Wert gleichmäßig, denn es finden sich auch solche darunter, die an einer gewissen Sprödigkeit des Stoffs und zu geringer Plastik leiden. Auch mögen die politischen Lieder nicht jedem zusagen, so sehr man ihren poetischen Wert anerkennen muß. Von einer andern Seite offenbart sich das bedeutende lyrische Talent Traberts in dem zweiten Bande „Ein Menschenleben", der als eine poetische Selbstbiographie bezeichnet werden kann, da die einzelnen Gedichte uns den Dichter in seiner Entwicklung vom Jünglings- bis zum reiferen Alter vorführen. Die Überschriften der Abteilungen lauten: „Präludien", „Sturm und Drang", „Lenz und Liebe", „Nach den Flitterwochen", „Im kurhessischen

Landtage“, „Ausgewandert“, „Kanossa“, „Noch ein Liederstrauß“, „Mein Gottesacker“, „Erinnerungen“ ꝛc. Hier offenbart sich uns eine echte Dichterseele. Da ist nichts Gemachtes; Natur und Stimmung lebt und webt in diesen Bildern. Wie ein roter Doppelfaden zieht durch sie der immer und überall wiederkehrende Gedanke an die hessische Heimat mit dem dankbaren Gefühle für die neue. Starke, innerliche, aus einem wahrhaft frommen Gemüt hervorquellende Empfindung strömt aus allen seinen Liedern. Sie sind die Lichter und Schatten eines reich bewegten Menschenlebens und jeder, der das Leid und die Freude des Erdenlebens in den Tiefen seines Herzens empfunden, wird sich auf das innigste davon angesprochen fühlen. Namentlich das Gedicht „Weil du mich liebst“ (S. 72) muß als eine lyrische Perle bezeichnet werden. Ausgezeichnet sind ferner alle Gedichte der Abteilung „Mein Gottesacker“, und unter diesen wieder ist das Gedicht „Des Küsters Tod“ vollendet nach Form und Inhalt. Daneben freilich muten uns einige wenige wie leere Spielereien an und Gedichte wie „Hochzeit“ (S. 62) hätten besser fortbleiben sollen. Der dritte Band „Tröst-einsamkeit“ enthält in bunter Reihenfolge lyrische und epische, sowie eine Reihe satirischer Gedichte und Sprüche. Der innere Reichtum auch dieser Sammlung ist so groß, daß wir gern die minderwertigen Gedichte mit in Kauf nehmen. Auch hier schallen uns die mächtigen Akkorde der Vaterlandsliebe und der Begeisterung für Österreich entgegen, aber von einer neuen Seite lernen wir den Dichter nicht kennen.

Trabert ist einer der besten Lyriker der Neuzeit und an ursprünglicher Begabung neben einen Martin Greif zu stellen. Tiefe der Empfindung und rührende Einfachheit der Form sind die Hauptvorzüge seiner Muse. Er gebraucht stets nur einfache Versformen, die er mit großer Gewandtheit zu handhaben versteht. Treffende Bilder und schlagende Wendungen strömen ihm in Menge zu und überraschen häufig durch die Neuheit der Auffassung. Dem Reim freilich hätte er oft größere Sorgfalt zuwenden können. Wenn seine Gedichte heute noch nicht die Beachtung in weiteren Kreisen gefunden haben, die sie verdienen, so mag das vielleicht an der streng katholischen Weltanschauung liegen, auf der seine Gedichte basieren. Eine echt katholische Verherrlichung der heiligen Elisabeth ist auch sein fünfaktiges Schauspiel „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen“ (1892),

das er einen „Protest gegen das Ehebruchsdrama der Gegenwart, gegen die auf der Bühne eingebürgerte Zweideutigkeit und sittliche Verdorbenheit" nennt. Das Stück, dessen Inhalt ja bekannt ist, zeichnet sich durch große Einfachheit und rasche Entwicklung der Handlung, durch starke Wirkung der Kontraste, lebendigen Dialog, namentlich in den sehr realistisch gehaltenen Volksscenen, und durch eine hochpoetische Sprache aus. Aber auf der Bühne scheint seine Wirkung infolge der Anhäufung des Stoffes verfehlt, daher es bis jetzt lediglich Buchdrama geblieben und wenig bekannt geworden ist.

Während wir in Trabert vorzugsweise den empfindungstiefen Lyriker schätzen, lernen wir in Ludwig Mohr[1]) († am 13. Juli 1900) einen hervorragenden epischen Dichter kennen. Mohr hat sich auf dem Gebiet der reinen Lyrik, der Balladen, Roman- und Novellendichtung versucht. Seine lyrischen Jugendgedichte hat er 1860 mit Ausnahme einiger Liebesgedichte aus der Brautzeit vernichtet, seine späteren lyrischen Erzeugnisse 1898 unter dem Titel „In Freud und Leid" als zweiten Teil seiner gesammelten Gedichte herausgegeben. Der poetische Wert derselben ist gering. Eigenartige Töne vermag Mohr nicht anzuschlagen, er ist in Form und Inhalt unselbständig. Die einzige Ausnahme bildet vielleicht „Die blaue Fulda". Die Sammlung enthält folgende Abteilungen: „Vaterlandssänge", „Schenkenlieder", „Herzensklänge", „Zeitlosen", „Wilhelmshöher Waldklänge", „Ährenlese". Am höchsten stehen die dem Preis der Heimat gewidmeten Sänge („Mein Vaterland", „Hessen-Blindheit", „In der Fremde", „Heimatlaut", „Das Bild der Heimat" ꝛc.), nicht wegen ihres poetischen Wertes, sondern wegen ihres Inhalts. Mohrs „Schenkenlieder" sind ein trivialer Abklatsch Scheffelscher Trinkpoesie. Fast zu allen seinen Liedern kann man leicht das Vorbild finden, und wie weit er sich manchmal von seinen Reminiscenzen leiten läßt, mögen folgende in Heinescher Nachahmung befangenen Verse aus seinen „Weihnachtsglocken" beweisen:

„Nicht rauschen die Tannenhäupter,
Die schwerbelastet und weiß,

---

[1]) Vgl. Nekrolog im „Hessenland", 1900, S. 179 ff. — Leimbach a. a. O. VI, S. 335 ff. — Hessisches Dichterbuch a. a. O. S. 48 ff.

Gespenstig nur flüsterts im dürren
Gelaub vom Hainbuchenreis.

Der Himmel ist grau und hüllet
In Nebel die Erde dicht" ꝛc.

Weit höher steht Ludwig Mohr als epischer, namentlich als Balladendichter. In seiner 1886 in erster und 1896 in zweiter Auflage erschienenen Balladensammlung „Eddergold" kennzeichnet er sich durch Ursprünglichkeit, kräftige Empfindung und kernige Sprache. Sowohl in den 12 Odenbergliedern wie in den meisten unter dem Titel „Fresken aus Nah und Fern" zusammengefaßten Liedern pulsiert ein so kräftiges hinreißendes Leben, ein Schwung in der Diktion, daß sie niemals ihre Wirkung versagen. Die Perle der Sammlung ist die „Brautfahrt", die an poetischem Wert Bürgers „Lenore" fast gleichzusetzen ist. Auch der „Paukenschimmel" ist ein köstliches Bravourstück frischen Humors. In der dramatischen Lebhaftigkeit und dem echt volkstümlichen Ton berührt er sich mit Bürger, der wohl nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. In allen Stücken bleibt sich die liebevolle und kenntnisreiche Behandlung der Stoffe gleich, während der poetische Wert der einzelnen Gedichte ein verschiedener ist.

Mohr ist Hesse mit Leib und Seele. Wie er in seiner Lyrik über die ferne Heimat klagt, in seinen Balladen Geschichte und Sagenstoffe der Hessen und Chatten behandelt, so geht ihm auch in seinen Prosadichtungen die hessische Heimat über alles. Er sucht den Schmerz über den Untergang seines geliebten Vaterlandes zu betäuben, indem er sich in dessen Vergangenheit zurückversetzt. Unmittelbar nach der Katastrophe, während die Gemüter noch in Furcht und Schmerz umfangen waren, suchte er sich innerlich zu befreien, indem er seine historische Erzählung aus der Zeit des Königsreichs Westfalen „Rot-Weiß" schrieb (1868). Mohr bekundet hier ein entschiedenes episches Talent, und ein gesunder Realismus macht sich überall geltend. Die Typen aus dem Volke, nicht minder wie die Vertreter und die Vertreterinnen der Aristokratie sind trefflich gezeichnet und zum Teil Meisterwerke der Charakteristik. Die Erzählung spielt zur Zeit wie Koenigs „Jeromes Karneval" und hat zum Vorwurf den Dörnbergschen Aufstand im Jahre 1809. Der Plan ist durchsichtig und einfach, die Entwicklung

der Handlung natürlich und das Ganze reich an treffenden Charakterzeichnungen. Mit viel Liebe ist neben der Gestalt Dörnbergs namentlich Karoline von Baumbach, das Heldenmädchen von Homberg, geschildert, das den Aufständischen das rot-weiße Banner übergiebt und große Bedeutung für die Erhebung gewinnt. Die Sprache ist kernig-frisch und der volkstümliche Ton meist vortrefflich getroffen. In die nämliche Zeit führt uns seine zweite größere historische Erzählung „Die blaue Dame" (1898). Es ist der gleiche historische Boden, auf dem sie sich bewegt, und wir begegnen wieder einzelnen uns schon bekannten Persönlichkeiten. Doch die Tendenz ist diesmal eine andere. War es Mohr in „Rot-Weiß" darum zu thun, das Werden und Heranreifen eines großen politischen Vorgangs aus der Zeit der Fremdherrschaft zu schildern, so will er in dem vorliegenden Werke ein Bild von der Sittenlosigkeit des Napoleonischen Hofes in Kassel und seinem entsittlichenden Einfluß auf das öffentliche und private Leben entwerfen. Diesem sittenlosen Treiben wird die Familie von Turnau als rühmende Ausnahme gegenübergestellt. Die Heldin der Erzählung, die „blaue Dame", eine Frau von Turnau, weiß durch ihre hohen Charaktereigenschaften selbst Jerome Achtung einzuflößen, obwohl er noch nicht die Hoffnung auf ihren Besitz ganz aufgiebt. Auch hier sind die Charaktere, besonders der Jeromes, gut gezeichnet, und die Handlung ist bis zur Katastrophe geschickt durchgeführt trotz der vielen Episoden, die mehr oder weniger hemmend in den Gang der Handlung eingreifen.

Mohrs Begabung und Neigung für volkstümliche Wiedergabe machte ihn auch zum Verfasser wirksamer Soldatengeschichten in Hackländer'scher Art („Altes Schrot und Korn", 1884), wie er andererseits ebenso in der Schilderung kleinbürgerlicher Verhältnisse Treffliches geschaffen hat, („Wahrheit und Dichtung", 1899 2c.). Auch hier wählte er mit Vorliebe seine engere Heimat, besonders seine Vaterstadt Homberg zum Schauplatz der Handlung. Mohr gehört zu den Dichtern, die das Wesen des kurhessischen Volkes tief erfaßt haben und damit späteren Generationen, die nicht mehr in den alten Verhältnissen aufgewachsen sind, ein wertvolles poetisches Spiegelbild liefern. Seine Eigenart besteht darin, daß er ausschließlich hessischer Dichter ist. Deshalb ist er zwar außerhalb Hessens

so gut wie unbekannt geblieben, aber in seinem engern Vaterland verdienten seine Dichtungen noch mehr als bisher zur vollen Würdigung zu gelangen.

Beide Eigenschaften, die des lyrischen und epischen Sängers, vereint der 1828 (nicht 1829) zu Kassel geborene Karl Preser[1]), jetzt fürstlich Isenburgischer Kammerdirektor zu Wächtersbach. Durch Dräxler-Manfeld in Darmstadt in die Litteratur eingeführt, trat Preser 1856 mit einem Band Gedichte zum ersten Male an die Öffentlichkeit. Die Sammlung enthält epische und lyrische Dichtungen. Am wertvollsten ist der epische Teil, der eine entschiedene Begabung für dies Gebiet bekundet. Zwar fehlt seinen Balladen der volkstümliche Zug, der Mohrs Dichtungen populär machte, doch zeichnen sie sich durch lebhaften Schwung der Diktion und eine meisterhafte Form aus. Sie nehmen zum Vorwurf gern die Fuldaer Gegend („Salzschlirf“, „Im Schlitzerberge“, „Mils auf Milseburg“). Daß ihm auch ein köstlicher Humor zu Gebote steht, beweist sein Gedicht „Die Zecher von Fulda“. Nicht ganz auf gleicher Höhe steht der lyrische Teil. Hier würde eine größere Strenge in der Auswahl der Gedichte den Eindruck vielleicht reiner und vollkommener gemacht haben. Namentlich gilt dies von den Liebesliedern, unter denen sich neben einzelnem Tiefempfundenem doch auch manches findet, was die herkömmliche Durchschnittslinie nicht übersteigt. In den darauf folgenden Auflagen, die zum Teil in rascher Folge erschienen sind, hat Preser strenge Selbstkritik an sich geübt, alles Minderwertige streng ausgeschieden und durch neue Dichtungen („Im Exil“, „Heimkehr“) ersetzt. In den fünf Abteilungen der 5. Auflage (1899) mit den Überschriften „Bilder und Gestalten“, „Weben und Streben“, „Liebe, Frühling, Wanderlust“, „Im Exil“ und „Heimkehr“ bietet uns Preser eine reiche lyrische Auslese, die zugleich einen interessanten Einblick in das wechselvolle Leben des an der Greisenschwelle angelangten Dichters gewährt. Presers Poesien zeichnen sich durch Phantasie und Gedankenfülle, edle, schwunghafte Sprache und meisterhafte Form, vor allem

[1]) Vgl. Valentin Traudt: „Zum 70. Geburtstag Presers.“ („Hessenland“ 1899, S. 314 ff.) — Leimbach a. a. O. VIII., S. 262 ff. — Hessisches Dichterb. a. a. O. S. 21 ff.

aber durch einen dem Idealen zugewandten, harmonischen Geist vorteilhaft aus. Seine Leier ist nicht nur auf einen Ton gestimmt. Neben ernsten Reflexionen, denen oft ein Beigeschmack leiser Wehmut anhaftet, steht ihm auch der humoristisch=tändelnde Ton gut zu Gesicht, wie er sich in seinen vielfach (von Ludwig Liebe, Franz Melde u. a.) komponierten Trinkliedern kund giebt. Einige wie z. B. sein „Eobanus Hessus" können den besten Trinkliedern Hornfecks und Karl Schmitts gleichgestellt werden. Unter seinen zahlreichen Wanderbildern sind die auf Italien und die Alpen bezugnehmenden Schöpfungen hervorzuheben, die sich durch große Farbenpracht und Plastik auszeichnen.

Sein starkes Formtalent bewährte Preser auch in den 1860 anonym erschienenen „Geharnischten Sonetten", die den Kampf um die kurhessische Verfassung behandeln, aber heute für uns bedeutungslos geworden sind. Von da ab wandte er sich vorwiegend epischen Stoffen zu. „König Autharis Brautfahrt" (1865, 4. Aufl. 1878), ein oft behandelter Stoff, in gereimten vierfüßigen Jamben geschrieben, erinnert im Ton an Kinkels „Otto der Schütz", doch ist Preser markiger in der Kraft der Zeichnung als Kinkel. Voll kerndeutscher Gesinnung sind seine beiden epischen Dichtungen „Ulrich von Hutten" (1889) und sein in der alten Nibelungenstrophe abgefaßtes „Arminslied" (1895). Beides sind gleichfalls viel behandelte Stoffe in der Litteratur, und der chronikenhafte Stil wird zwar an einzelnen Stellen seicht und trivial, erhebt sich aber dafür an andern zu epischer Kraft der Darstellung und großer Bildlichkeit des Ausdrucks. Mit seinen kleineren erzählenden Dichtungen „Heimatliche Bilder und Gestalten" (1892) wandte sich Preser speziell der gern und oft von ihm besungenen hessischen Heimat zu. Einige derselben zeichnen sich durch hohen Schwung der Sprache und farbenreiche Schilderungen aus („Die heilige Elisabeth", „Konrad von Marburg", „Philipp der Großmütige"), ohne daß er jedoch den volkstümlichen Ton wie Ludwig Mohr in seinen Balladen trifft. In seinem letzten Werke „Waldesrauschen" (1899) schlug er wieder vorwiegend lyrische Töne an. Es sind Wald= und Jagdlieder, kernig und frisch empfunden, die den Vergleich mit Wildungens besten Jagdliedern aushalten. Eine innige Freude an dem edlen Waid=

werk spricht aus allen Gedichten, unter denen namentlich die beiden Balladen „Am Eise“ und „Bei der Waldmühle“, wie die beiden köstlichen Humor atmenden Gedichte „Das Lied vom Förster Grau“ (das echt volkstümlich gehalten ist) und „Tempora mutantur“ hervorzuheben sind.

Neben Trabert, Mohr und Preser sind von ältern Dichtern der Gegenwart noch Otto Braun und Gustav Kastropp zu nennen.

Braun[1]) († am 13. Juni 1900), ein Kasseler Kind, weiland Chefredakteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ als Nachfolger Kolbs, hat sich vorwiegend als Kritiker durch die Herausgabe des „Cottaschen Musenalmanachs“ sowie als Übersetzer bekannt gemacht. Daneben veröffentlichte er an seinem Lebensabend ein Bändchen eigener Gedichte „Aus allerlei Tonarten“ (1893, 2. Aufl. 1898), in denen sich ein geübtes Formtalent, reiche Bildung und eine umfassende Welt- und Lebenserfahrung, aber wenig lyrisches Empfinden offenbart.

Ungleich höher steht der als Lyriker, Epiker und Dramatiker bekannt gewordene Gustav Kastropp[2]) aus Salmünster. Er betrat mit seinen Dichtungen die Bahnen, die von Scheffels „Trompeter“ ausgehen. Es ist die Form der epischen Verserzählung mit eingestreuten Liedern, des Epos mit lyrischen Einlagen. Sein erstes Werk „König Elfs Lieder“ (1875, 3. Aufl. 1888), eine lyrische Rhapsodie, die großen Erfolg hatte, behandelt eine nordische Sage, nach welcher derjenige, der die Lieder des sagenumwobenen Königs Elf erlernt, im Meere seinen Tod findet, sobald er die letzte jener wunderbaren Weisen hat ertönen lassen. Um die Fabel ist in echt lyrischer Weise der Elfenzauber und sonstiges romantisches Beiwerk geflochten. Die Sprache zeichnet sich durch große Lieblichkeit und melodischen Klang aus, die Verstechnik durch Schlichtheit, aber reiche Abwechselung der Strophenform aus. In seinen anderen Werken zeigt sich Kastropp als bedeutungsvollen Epiker, besonders in seinem Epos „Heinrich von Ofter-

---

[1]) Vgl. Nekrolog im „Hessenland“, 1900, S. 154. — Hessisches Dichterb. a. a. O. S. 12 ff. — Eine Biographie wird von Prof. Weltrich in München vorbereitet.

[2]) Leimbach a. a. O. VI. S. 288 ff. — Hessisches Dichterb. a. a. O. S. 108 ff. — Gottschall a. a. O. S. 500 ff.

dingen" (1880), in welchem ähnlich wie in Julius Wolffs „Tannhäuser" der Wartburgkrieg und der Streit mit Klingsohr den Mittelpunkt bildet. Auch dieses Werk ist reich an prächtigen Liederblüten im Tone des Minnesangs, an lebendigen Schilderungen und farbenbunten Genrebildern, leider aber tritt das epische Element vor dem lyrischen zu stark in den Hintergrund. Bedeutender nach der epischen Seite und dem Inhalt ist sein in reimlosen Jamben abgefaßtes Epos „Kain" (1880), mit welchem er ein Parallelstück zu Byrons gleichnamiger Dichtung und zu den zahlreichen Faust- und Don Juanepen schuf. Die Dichtung ist reich an poetischen Schönheiten und entbehrt nicht des inneren Schwungs und großartiger Züge. Kastropp ist einer der besten Epiker der Gegenwart, seine Werke genießen leider noch nicht die Anerkennung, die ihnen gebührt.

Von den hessischen Dichterinnen der Gegenwart hat sich nur ein geringer Prozentsatz der Lyrik zugewandt. Sophie Junghans debütierte 1869 mit einer kleinen unbedeutenden Sammlung von Gedichten, wandte sich aber dann der Novelle und dem Unterhaltungsroman zu, für den sie eine hervorragende Begabung an den Tag legte. Einzelne anmutige Töne, denen leider oft die künstlerische Abrundung fehlt, fand die durch Christian Lewalter zur Dichterin herangebildete Anna Stirn-Rivière[1]) in ihren Gedichtsammlungen „Haideblumen" (1874) und „Helldunkel" (1898), während Nataly von Eschstruth[2]), die sich später gleich Sophie Junghans ausschließlich dem Unterhaltungsroman zuwandte, in ihrer Sammlung „Wegekraut" (1887) mehr durch gewandte Form und melodische Sprache als durch Gemütstiefe ihrer Poesien fesselt. Alle Vorzüge einer echten Lyrikerin vereinigt die unter dem Pseudonym M. Herbert[3]) namentlich in katholischen Kreisen bekannt gewordene Therese Keiter geb. Kellner aus Melsungen in ihren „Geistlichen und weltlichen Gedichten"

---

[1]) Hessisches Dichterb. a. a. O. S. 106 ff.

[2]) Leimbach a. a. O. I. S. 408 ff. — Hessisches Dichterb. a. a. O. S. 264 ff.

[3]) M. Herbert. Eine Dichterstudie von E. M. Haman. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart u. Wien 1899. — Brugier a. a. O. S. 640. — Hessisches Dichterb. a. a. O. S. 253 ff.

(1899) in sich. Schöne Sprache, seltene Originalität der Empfindung und tiefer Gedankeninhalt erheben diese Sammlung über Dutzende von landläufigen Goldschnittbänden. In einigen ihrer Landschaftsbilder fordert sie zum Vergleich mit Annette Droste-Hülshoff auf, deren großartig-epische Gestaltungskraft sie freilich nicht erreicht. Am höchsten in ihrer Sammlung stehen die tiefinnerlichen, aus reicher Empfindung hervorquellenden heimatlichen und religiösen Klänge, in denen sie uns auch Altes stets in neuer Weise zu übermitteln weiß.

Nicht viel reicher ist von den hessischen Frauen das Feld der epischen Verserzählung bebaut worden. In die Spuren von Scheffels „Trompeter von Säckingen" trat Emilie Scheel († 1897) mit ihrem anmutigen Sang aus dem Chattenland „Am Edderstrand", der sich namentlich in den eingeflochtenen lyrischen Rhapsodien durch melodische Sprache auszeichnet und an Formschönheit höher steht als die Scheffelsche Dichtung. Eine andere Dichterin, Anna Weidenmüller[1]) behandelte in ihrem dem Andenken der Brüder Grimm gewidmeten Epos „Schildheiß" (1884) die deutsche Sage vom verzauberten König von Schildheiß, während sie in ihrer sinnigen Dichtung „Fides" (1892) die Lebensgeschichte einer jungen Försterstochter nicht ohne Talent geschildert hat.

In der epischen Prosadichtung wird von den hessischen Frauen der Gegenwart der Roman mit besonderer Bevorzugung gepflegt. Aber ihr Sinn ist mehr auf das rein Unterhaltende und Sensationelle als auf das Gediegene gerichtet. Sie lieben mehr breit und umfassend angelegte Gemälde als kunstvoll durchgeführte Komposition und stilvolle Haltung. Als Erzählerin geht Sophie Junghans[2]) allen ihren Landsmänninnen voran. Durch ihre zahlreichen, zum Teil ausgezeichneten Schöpfungen („Helldunkel" (1885), „Spiegelungen" (1887), „Bergrath" (1888), „Um das Glück" (1896), „Junge Leiden" (1900)[3]), hat sie sich den Namen

---

[1]) Vgl. Karl Preser: „Fides. Ein Essay aus dem Dichterwalde". („Hessenland" 1893, S. 85 ff.). — Hess. Dichterb. a. a. O. S. 215 ff.

[2]) Vgl. Selbstbiographie im „Hessenland" 1898, S. 22 ff. — Hess. Dichterb. a. a. O. S. 124 ff.

[3]) Vgl. Hans Altmüller: „Sophie Junghans und ihr neustes Werk". („Hessenland", 1901, S. 200 ff.).

einer der angesehensten Romanschriftstellerin der Gegenwart erworben. Leider aber ließ sie sich nicht immer Zeit ihre Produktionen ausreifen zu lassen und sich durch den wachsenden Ruhm und die materielle Ausbeutung ihres Talentes zur Vielschreiberei verleiten, so daß nur wenige ihrer Romane für die Nachwelt weiterleben werden. Schlimmer steht es in dieser Hinsicht noch mit ihrer Stammesgenossin Nataly von Eschstruth[1]), der berüchtigten Verfasserin der „Gänseliesl", deren Werke noch unter denen einer Luise Mühlbach, Marlitt, Heimburg ꝛc. stehen und die bemüht ist, durch Quantität zu ersetzen was ihnen an Qualität fehlt. Nicht mit ihr zu verwechseln ist ihre Namensschwester Mathilde von Eschstruth, die sich unter dem Pseudonym M. v. Eschen[2]) durch einige ihrer Werke („Unter den Tannen" (1897), „Die Nichten der Hauptmännin von Weilar" (1898), „Mädchenschicksale" (1899) einen achtunggebietenden Namen unter den deutschen Romanschriftstellerinnen der Gegenwart erworben hat. Auch Elisabeth Mentzel hat sich mit ihrem auf Frankfurter Boden spielenden Roman „Die Maikönigin" (1888) und dem (noch nicht in Buchform erschienenen) sozialen Roman „Welches Gebot?" (1898) mit Erfolg auf diesem Gebiet versucht. Endlich hat sich die noch jetzt rüstige Veteranin der deutschen Schriftstellerwelt Malwida von Meysenbug (geb. 1816 in Kassel als Tochter des kurfürstlichen Staatsministers Freiherrn Karl Rivalier von Meysenbug), die Freundin Nietzsches und Richard Wagners, durch ihren dreibändigen Roman „Phädra", mehr aber noch durch ihr treffliches autobiographisches Werk „Memoiren einer Idealistin" (5. Aufl. 1900) mit dem Nachtrag „Der Lebensabend einer Idealistin" (3. Aufl. 1900) einen gefeierten Namen gemacht.

Einige der hessischen Romanschriftstellerinnen haben ihre Stoffe mit Vorliebe der einheimischen Geschichte entnommen. In umfassendem Maße wandte sich diesem Gebiet die unter dem Pseudonym H. Brand bekannt gewordene Elisabeth

---

[1]) Vgl. J. Lippmann: „Die Gänseliesel in der modernen Litteratur und Nataly von Eschstruth." o. J.

[2]) Vgl. J. R.: „M. von Eschen, eine hessische Schriftstellerin". („Hessenland" 1898, S. 250 ff.). — Hess. Dichterb. a. a. O. S. 80 ff.

Hildebrand (geb. 1833 in Kassel) zu, die später (1883) die Gattin des Kasseler Verlagsbuchhändlers Wigand wurde und 1894 auf ihrem Landsitz in Wahlershausen bei Kassel starb. Durch fleißige historische Studien, deren Frucht eine „Geschichte der Regenten von Hessen-Kassel“ (1882) bildete, eignete sie sich die nötigen Grundlagen für ihre Erzählungen an. In die Zeit des Raubrittertums und der Anfänge der Landgrafschaft Hessen führt uns ihr erster Roman „Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen“ (1883), in die Zeit Philipps des Großmütigen ihr zweibändiger Roman „In Lehnspflicht“ (1884) und in die Tage der französischen Fremdherrschaft ihre Werke „Vor der Fremdherrschaft“ (1891) und „Unter König Jerôme“ (1894). Leider haftet allen ihren Arbeiten der Fehler an, daß sie zu tief im Historischen stecken bleiben und das eigentlich dichterische Element fast ganz in den Hintergrund treten lassen. Immerhin bleiben ihre Erzählungen namentlich für die Jugend schätzenswerte Hilfsmittel zur Belebung des historischen Interesses. Auch Frida Storck (geb. 1850 zu Marjoß, † 1896 in Kassel) kommt in ihrem historischen Roman aus dem dreißigjährigen Kriege „Um den Glauben“ (1897) über die trockene Aufzählung des Chronisten selten hinaus. Auch nichthessische Autoren und Autorinnen haben öfters ihre Stoffe aus der hessischen Geschichte geholt, so Georg Hesekiel in seinem dreibändigen Roman „Ein deutscher Fürstenhof im 17. Jahrhundert“ (1866), Luise Mühlbach in „Kurfürst und Geldfürst“ (o. J.), Luise Cuno in „Konrad von Marburg“ (1879), Moritz von Kaisenberg in „Der Junker Werner von Brunshausen“ (1899) ꝛc.

Mit mehr Erfolg als der Roman wird von den hessischen Dichterinnen gegenwärtig die Form der Novelle und kleineren Erzählung gepflegt. Zu nennen sind hier Henriette von Buttlar geb. von Bosse (geb. 1813 in Kassel, † 1889), die Jugendgeliebte Ernst Kochs, mit ihren unter dem Pseudonym Ernestine v. L. veröffentlichten biographischen Erzählungen „König Jerome und seine Familie“ (1870), und „Palast und Bürgerhaus“ (1872), ihre noch lebende hochbetagte Schwester Auguste von Bosse mit ihrer Novelle „Kavalier und Jüdin“ (1868) und zahlreichen anderen Novellen, Erzählungen und Skizzen, die noch der Sammlung harren, die auf dem Gebiet der biographischen Skizze hochverdiente Elise Friederike

von Hohenhausen[1]) (geb. 1812 zu Eschwege, † 1899), die Tochter der Elise von Hohenhausen, welche in ihren Novellensammlungen „Der Roman des Lebens" (1876) und „Neue Novellen" (1890) durch Schärfe der Beobachtung und geistvolle Behandlung des Stoffes Bewunderung erregt, sowie Elisabeth Mentzel mit ihren „Frankfurter Novellen" (1897), die eine Frucht ihrer verdienstvollen „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M." (1882) bilden. Auch Henriette Keller-Jordan, die Tochter des von Dingelstedt und Freiligrath gefeierten Märtyrers Sylvester Jordan und Enkelin des Historikers und Dichters Paul Wigand, offenbart in ihren Novellen eine schöne Sprache, kraftvollen Realismus der Schilderung, Feinheit der psychologischen Entwicklung und durchweg künstlerische Haltung der Form. Ihre Erzählungen spielen großenteils auf dem Meere und auf mexikanischem Boden („Mexikanische Novellen" (1883), „Roderich Wallner" (1883), „Natalie" (1885), „Hacienda Felicidad" (1886), „Transatlantisches" (1887), aber auch da wo sie auf europäischen Boden zurückkehrt und auf den Reiz exotischer Scenerie verzichtet („Aus der Gegenwart" (1887), „Lebenstiefen" (1891), weiß sie mit wechselndem Farbenspiel und hoher Formschönheit zu schildern. Besonders anschaulich aber weiß sie zu erzählen, wenn sie die Handlung in ihre hessische Heimat wie in den „Grubers" (1887) verlegt, einem wertvollen memoirenartigen Roman aus der Zeit der Verfassungskämpfe. In der Knappheit und Einfachheit des Stils und dem Streben nach künstlerischer Einhaltung der echten Novellenform erinnert sie an Paul Heyse. In eingeschränktem Maße nur kann man den novellistischen Erzeugnissen der ihr befreundeten Therese Keiter geb. Kellner Lob spenden, die unter dem Pseudonym M. Herbert sich seit nunmehr 18 Jahren als Verfasserin zahlreicher Romane und Novellen bekannt gemacht hat. Wie ihre Lyrik zeichnet sich ihre Epik durch Tiefe der Empfindung, Schönheit der Sprache und Originalität der Behandlung aus. Ihre Erzählungen zeugen von einer durchdringenden Menschen- und Seelenkenntnis, einer umfassenden, auf streng religiöser Grundlage basierenden Bildung und einer hervorragenden Kraft in der Charakte-

[1]) Vgl. Elisabeth Mentzel: „Elise von Hohenhausen". („Hessenland" 1892, S. 58 ff.).

ristik. Aber ihre Arbeiten sind nicht alle gleichwertig. Einige, besonders die letzten, zeigen die Spuren gewisser Oberflächlichkeit in der Technik und Mangel an psychologischer Vertiefung der Charaktere und hinterlassen mehr oder weniger den Eindruck der Mache.

Eine andere Seite der hessischen Novellistik bildet die nach dem Vorbild von Auerbachs schwäbischen Dorfgeschichten geschaffene hessische Dorfgeschichte, die in Elisabeth Mentzel eine Hauptvertreterin gefunden hat. In ihren Sammlungen „Federnelken“ (1885), „Feldspat“ (1890) und „Waldhannes“ (1895) hat sie das Leben des oberhessischen Landvolkes, seine Sitten und Gebräuche mit zuverlässigem Griffel gezeichnet und das Lokalkolorit überall treu beobachtet. Sie führt uns mitten hinein in die Werktagsarbeit, in das vielfältige geschäftige Treiben der Landleute und zeigt uns die Sonntagsfreuden des hessischen Bauern, seine Feste, Spiele und Gesänge. Zwar hat sie mit gutem Grunde auf die eigentliche Mundart verzichtet, weil sie für die Verbreitung und das Verständnis ihrer Erzählungen hinderlich gewesen wäre, aber sie hat nicht selten im Dialog den Dialekt gebraucht und spezifisch hessische Ausdrücke und Redewendungen benutzt. In gleicher Weise wie hier das Landvolk hat sie in ihrer Erzählung „Wickers Henner am Scheidewege“ (1894) das Marburger Kleinbürgerleben auf Grund eigener Anschauung zuverlässig geschildert. Selbst aus einem Marburger Bürgerhause hervorgegangen, ist Elisabeth Mentzel neben Dietrich Weintraut und dem gemütvollen Volksdichter J. Becker die berufene Sittenschilderin des Marburger Volks- und Bürgerlebens geworden.

Das Verhältnis der hessischen Frauen zur dramatischen Dichtungsart ist, wie überhaupt das der hessischen Poeten, während der letzten Jahrzehnte kein besseres geworden. Die Neigung sich der dramatischen Form zu bedienen ist fast ebenso gering wie die Fähigkeit, bleibende Bühnenstücke zu schaffen. Zwar hat sich Mathilde Paar[1]) († 1899), angeregt durch häufigen Theaterbesuch und die Lektüre von Schillers Dramen, fast ausschließlich der dramatischen Schriftstellerei zugewandt und über ein Dutzend Lust- und Schauspiele an den Tag gefördert, auch eins oder das andere durch die Kasseler Hof-

---

[1]) Leimbach a. a. O. VII, S. 461 ff.

bühne zur Aufführung bringen sehen, aber sie ließen sämtlich zu sehr die geschlossene Handlung, den festen dramatischen Zusammenhang vermissen, um sich dauernd die Bühne zu erobern. Nicht unerwähnt mag hier ihre textliche Neubearbeitung der Spohrschen Oper „Die Kreuzfahrer“ bleiben, die im Mai 1899 gelegentlich des Kasseler Gesangwettstreits als Festoper in Gegenwart des deutschen Kaisers in Scene ging.

Mehr Erfolg als mit dem Kunstdrama hat man in Hessen mit dem Volksdrama gehabt, das meist religiöser Natur ist. In erster Linie knüpfte man an das Andenken der Reformation an. Die Lutherfestspiele Hans Herrigs und Otto Devrients fanden großen Anklang und eiferten bald zur Nachahmung an. Der Löwenanteil gebührt hier der männlichen Dichtergeneration. 1888 gab der als Regierungs- und Schulrat 1892 in Kassel verstorbene Wilhelm Falckenheiner ein patriotisches Volksbühnenspiel „Hohenstaufen und Hohenzollern“ und 1890 ein biblisches „Der Apostel der Deutschen“ heraus. Auch Valentin Traudt aus Fulda erkor sich den Apostel der Deutschen, der namentlich in der Fuldaer Gegend hohe Verehrung genießt, zum Schauspielhelden seines Volksstückes „Bonifacius“ (1891). Stoffe aus der hessischen Geschichte griffen Louis Wolff in „Konrad von Marburg“ (1881) und Franz Treller in „Philipp der Großmütige“ (1890) auf. Letzterer um die Wiederbelebung und Regie des Volksbühnenspiels in Hessen sehr verdiente Autor wandte sich in seinem Weihnachtsspiel „Die heilige Nacht“ (1891) und in „Gustav Adolf“ (1894) auch dem religiösen Gebiete zu. Des beliebten Stoffes über Gustav Adolf bemächtigte sich 1896 ein anderer heimatlicher Dichter Dr. von Spindler, während die Reformation kürzlich von einer noch sehr jugendlichen heimischen Dichterin Marie Luise Hesse in ihrem stark von Schillerschem Geiste angehauchten Volksbühnen- und Festspiel „Der Reichstag zu Speyer“ (1900) zum Vorwurf genommen worden ist. Endlich hat auch Elisabeth Mentzel mit ihrem in Frankfurter Mundart geschriebenen Volksstück „Der Räuber“ (1893), das praktischen Blick und gute Schule verrät, volkstümliche Wirkungen erzielt.

Das Kunstdrama ist auch bei den männlichen Dichtern der Gegenwart hinter der Lyrik und Novellistik zurückgeblieben. Von Mosenthal abgesehen, der außerhalb Hessens seine Lauf-

bahn gemacht hat, konnte von den hessischen Dichtern kaum einer auf der deutschen oder hessischen Bühne Fuß fassen. Intensiv haben sich in der Gegenwart nur wenige mit der dramatischen Kunstform befaßt. Die erste Stelle nimmt hier Gustav Kastropp ein, der wie als Lyriker und Epiker sich auch als Dramatiker unter Hebbels Einfluß mit Glück versucht hat. Sein Trauerspiel „Jussuff und Suleika" (1876) wurde in Hannover, Oldenburg, Riga und in ungarischer Übersetzung selbst in Pest erfolgreich aufgeführt, sein dramatisches Märchen „Dornröschen" (1877, Musik von Max Meyer-Olbersleben) befindet sich auf dem Spielplan der Hoftheater zu Hannover und Weimar. Das jüngste Werk des Dichters „Der gestiefelte Kater" (1900) ist ebenfalls eine Märchenkomödie. Von seinen übrigen dramatischen Schöpfungen verdienen die Trauerspiele „Helene" (1875) und „Agamemnon" (1890) Erwähnung. In den letzten Jahren hat sich Kastropp als Opernlibrettist bekannt gemacht. So schrieb er den Text zu Eugen d'Alberts Oper „Gernot", das Libretto zu einer Spieloper für Ignaz Brüll ꝛc. Andere wie Karl Preser („Die Sterner"), Adam Trabert („Die heilige Elisabeth", „Julian der Abtrünnige"), Julius W. Braun (geb. 1843 zu Eschwege, † 1895 in Halensee bei Berlin, Verfasser zahlreicher Lustspiele), Louis Wolff (geb. 1846 in Kassel) und Franz Treller haben ihr Ziel nicht oder nur teilweise erreicht und auf der Bühne keine bleibenden Wirkungen hervorgebracht.

Unter den epischen Dichtungsgattungen wird gegenwärtig am erfolgreichsten die Novelle und kleine Erzählung von den hessischen Dichtern bearbeitet. Zu nennen sind hier Wilhelm Bennecke, Franz Treller, Wilhelm Speck und Ferdinand Runkel.

Bennecke begann seine schriftstellerische Thätigkeit als zwanzigjähriger Mensch mit dem dreibändigen Künstlerroman „Malerleben" (1869), in welchem uns der Dichter in das wechselvolle Leben und Treiben der Jünger der Kunst einführt und uns nicht nur die Leiden und Freuden des Malers, sondern auch die des Dichters, Schriftstellers und Künstlers überhaupt schildert. Bezeichnender wäre demnach der Titel „Künstlerleben" gewesen. Benneckes Eigenart tritt hier in der Neigung zum Phantastischen scharf hervor. Neben reicher Beobachtungs- und Erfindungsgabe macht sich ein

kecker, frischer Humor und eine schöpferische Phantasie angenehm geltend. Dagegen vermissen wir eine harmonische Gliederung und Abrundung des Ganzen, Anmut der Darstellung und Knappheit der Form. Dingelstedt, von dem Bennecke zweifellos gelernt, und dem das Manuskript in Weimar vorgelegen hatte, sprach sich sehr lobend über diese Anfängerarbeit aus, warnte aber den jungen Dichter, die litteraturhistorische Novelle weiter anzubauen, da sie bereits veraltet sei, und verwies ihn auf hessische Geschichte und Volksleben. Bennecke jedoch wandte sich auch in seinem zweiten Werk „Reinhold Lenz" (1871) wieder der Litteraturnovelle zu und hat erst in neuester Zeit mit seinem „Revisor Morgelhahn" (1901), einem humoristisch-politischen Roman aus dem Jahre 1848, und einem kürzlich beendeten Roman „Marien Elend", der in den sechziger Jahren spielt, auf die hessische Geschichte zurückgegriffen. Sein „Reinhold Lenz" will uns ein Spiegelbild von dem Leben, Lieben und Leiden jenes livländischen Dichters geben, dessen Name aufs engste mit dem Goethes verknüpft ist. Auch hier zeigt sich Benneckes Stärke in der Zeichnung kecker, phantastischer Charaktere und Situationen. Das Dämonische und Unheimliche weiß er bebesonders treffend zur Anschauung zu bringen.

Grundverschieden von der phantastischen Art Benneckes ist die Franz Trellers (geb. 1843 in Kassel). Seine Eigenart besteht in der Neigung zum Patriotischen, wie sie sich in „Gela", einer Erzählung aus der deutschen Vorzeit am reinsten offenbart. Wie dort die Liebe zum deutschen Vaterland, so spricht sich die Liebe zur hessischen Heimat in seiner Erzählung „Vergessene Helden" (1892) aus, der die tapfern Thaten der hessischen, im englischen Solde kämpfenden Hilfstruppen während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges zu Grunde liegen. Sein bestes Werk ist unstreitig die von wahrer Poesie durchwehte, anmutige Dorfgeschichte „Marielies" (1891), die rührend und fesselnd erzählt ist und ebensosehr durch die Schlichtheit der Sprache wie durch die lebenswahren Schilderungen des Volkslebens ausgezeichnet ist. Zu bedauern bleibt, daß sich Treller nicht weiter auf diesem Gebiet der Novelle versucht hat, auf dem er Treffliches hätte leisten können, und sich statt dessen der Jugendschriftstellerei in die Arme geworfen hat, in der ihm schwerlich litterarische Lorbeeren blühen werden.

Auch sonst ist die Novelle nicht ohne Geschick von hessischen Dichtern gepflegt, so von Wilhelm Speck (geb. 1861 in Großalmerode) in seiner trefflichen, mit Recht von Paul Heyse empfohlenen Erzählung „Die Flüchtlinge" (1894), von Ferdinand Runkel (geb. 1864 in Hanau) in „Nora" (1890), „Raphael Goldschmidt" (1895, auf dem Gymnasium zu Laubach spielend), und kleineren hessischen Novellen, die zerstreut in angesehenen Zeitungen erschienen sind.

Nicht so großen Anklang wie bei den Frauen findet gegenwärtig die Bearbeitung des Romans. Zu nennen sind hier außer Ludwig Mohr und Bennecke nur Hugo Frederking mit seinem dreibändigen Werke „Stromschnellen" (1889), Valentin Traudt mit seinem Erstlingsroman „Seelenliebe" (1893) und Ferdinand Runkel mit „Überholt" (1897), dem in Hessen spielenden Roman „Die Höllenhütte" 1897), „Prinz Johann" (1898) und „Schwankende Liebe" (1900), von denen die drei letzten noch nicht in Buchausgabe erschienen sind.

Die epische Verserzählung ist außer durch Preser und Kastropp durch Hugo Frederking in „Der Born der Liebe", einer hessischen Sage (1885), und in „Wikingers Ende", einer nordischen Sage (1889), ferner durch Fritz Bode (unter dem Pseudonym Hans Elben) in „Bilstein", einem Sang aus dem Werrathale (1883, 3. Aufl. 1892) und „Meergold" (2. Aufl. 1892) gepflegt worden.

Weitaus am meisten wird gegenwärtig der lyrischen Dichtungsgattung gehuldigt. Unsere deutsche Muttersprache ist im Laufe der Jahrhunderte so schmieg- und biegsam geworden, daß heute ziemlich jeder mit etwas Sprachsinn begabte Mensch im Stande ist, einigermaßen leidliche Reime im Fahrwasser althergebrachter dichterischer Anschauungen zu Stande zu bringen. Man darf sicher sein, heute in jedem zehnten Hessen wenigstens einen Gelegenheitsdichter zu finden, der, wenn seine Erzeugnisse auch nicht die Druckerschwärze sehen, doch im engsten Freundes- und Familienkreis sein Licht leuchten läßt. Aber auch die Zahl solcher, die ihre poetischen Ergüsse, und seien sie noch so unbedeutend, um jeden Preis gedruckt sehen müssen, ist nicht gering. Giebt es doch Lokalblätter genug, die in ihren Sonntagsbeilagen regelmäßig ihren Lesern solche Kost vorsetzen, weil es nun einmal etwas „Poetisches"

sein muß und sie Besseres nicht bekommen können. Die trivialste Lyrik, in der Reime wie „Herz, Schmerz", „Lust, Brust", „Sonne, Wonne" bis zum Überdruß wiederkehren, wechselt da ab mit der seichtesten Balladendichtung, in der Gegenstände aus der hessischen Geschichte und Sage unermüdlich variiert und schließlich jede Burgruine, mit der sich irgend eine Überlieferung verknüpft, „besungen" wird.

Während die meisten von diesen nur an einer, man möchte sagen, sogenannten „Dichteritis" leiden und nach kurzer Zeit wieder verstummen, fehlt es doch gegenwärtig auch nicht an solchen, die eigene Töne anzuschlagen wissen und über positives Können verfügen. Ein selbständiger Lyriker ist der bereits als Novellist gewürdigte Wilhelm Bennecke[1]), der freilich den Höhepunkt seines lyrischen Könnens längst überschritten hat. In seinen 1871 erschienenen „Gedichten" begegnen wir reichen lyrischen Originaltönen, die über die alltägliche Mittelmäßigkeit hinausreichen. Die Lieder sind warm empfunden und meist unter dem gewaltigen Eindruck des Augenblicks entstanden. Ihre Sprache ist rein und fließend, die Bilder sind lebhaft, oft überraschend originell geschaut. In der Wahl der Stoffe ist er keck, oft phantastisch („Lieder des Robert Unruh"). Seine Weltanschauung ist eine vorwiegend pessimistische, ohne daß er sich jedoch in eine totengräberische, weltschmerzliche Stimmung vergräbt.

Gleichfalls ein selbständiger Lyriker ist Daniel Saul[2]) (geb. 1854 in Balhorn), dessen Wesensart sehr von der Benneckes verschieden ist. Während dieser glutvoll empfindend ist, zeigt sich Saul als ein scharfer, gereifter Geist, dessen Muse über eine stoische Ruhe und einen liebenswürdigen Humor verfügt. Seine 1894 in einem starken Band gesammelten „Gedichte" zeichnen sich durch durchweg eigenartige Empfindung, durch tadellose Form und einen glücklichen, oft volksliedartig knappen Ton vorteilhaft aus. Zwar überwiegt auch bei ihm die weltschmerzliche Stimmung, aber man merkt, daß sie keine Spielerei, sondern ein Ausfluß tiefster Empfindung ist, und überdies wirkt sie nicht monoton, da Saul, namentlich in der zweiten Abteilung, eines herzgewin-

---

[1]) Hess. Dichterb. a. a. O. S. 156 ff.

[2]) Ebenda a. a. O. S. 203 ff.

nenden Humors nicht entbehrt. Saul ist eine echt hessische, im besten Sinne vornehme Dichternatur, die sich fernhielt von dem marktschreierischen Treiben der Mehrzahl seiner dichtenden Genossen und nur einem kleinen Kreise von gemütvollen Lesern die Schätze seines Inneren erschloß.

Mit Saul trifft Richard Jordan[1]), ein Sohn der Novellistin H. Keller-Jordan, in deren Familie sich die Gabe der Poesie bis auf Generationen hinauf vererbt hat, in der edlen, keuschen Haltung und der echt hessischen Heimatsliebe zusammen. Auch er ist wie Saul eine tiefangelegte, ernste, ja schwermütige Natur. Nur eins geht ihm vollständig ab: der goldene, herzgewinnende Humor Sauls. Aus dem vollen, thatenreichen Leben heraus, das den in der Hauptstadt Mexiko 1857 geborenen Dichter im Jünglingsalter vom deutschen Gymnasium und deutscher Universität zurück nach Mexiko trieb und nach jahrelangem Wirken in angesehener mexikanischer Staatsstellung durch die zahlreichen übrigen Republiken Centralamerikas führte, schuf Richard Jordan die Lieder, die er 1894 in der Sammlung „Vom stillen Ocean“ vereinigte. Trennungsweh und Sehnsucht klingen durch die Lieder, eine schmerzvoll-entsagende, oft allzuweiche Sehnsucht bildet den Grundakkord seiner Leier. Jordan ist ein tiefes Talent, eine feinbesaitete, edelangelegte Dichternatur, ein Poet, an dessen Schmerzen wir innigen Anteil nehmen. Sowohl in den ergreifenden Klagen um seine versunkene Jugendliebe, wie in seinen farbenprächtigen Naturschilderungen der Tropenwelt wie endlich in den gemütvollen Liedern an die hessische Heimat offenbart sich ein echtes Künstlerherz von seltener Tiefe des Gemüts und großer Formbegabung.

Ein eigenartiger und gemütvoller Lyriker ist endlich Valentin Traudt[2]) (geb. 1864 in Fulda), der 1885 zum ersten Mal mit seinen Dichtungen an die Öffentlichkeit trat und seitdem zwei Gedichtsammlungen „Auf einsamem Pfad“ (1892, 2. Aufl. 1895) und „Im Abendhauch“ (1893) auf den Markt gebracht hat. Auch seiner Muse haftet wie der Jordans ein herber, oftmals schwermütiger Ernst an, aber er wechselt bei ihm mit Tönen der Anmut und Leichtigkeit, des Scherzes

[1]) Hess. Dichterb. a. a. O. S. 243 ff.

[2]) Ebenda a. a. O. S. 283 ff.

und des Humors ab. Traudt gehört zu den wenigen lyrischen Talenten der Gegenwart, zu den echten Herzenskündigern, die nicht wie tausend andere singen, sondern bei denen uns alles neu entgegentritt. Während seine erste Sammlung noch manches Unausgereifte enthält, verfügt er in seinen neuen Liedern über Schwung und Phantasie des Ausdrucks, über Bilder von oft überraschender Neuheit und Kühnheit. Seine Phantasie ist stets auf das Eigenartige, das Erhabene gerichtet und vermeidet absichtlich vielbegangene Pfade. Namentlich in den Naturbildern, in denen man an Storm oder Karl Busse erinnert wird, zieht die eigenartige Darstellungsweise immer von neuem an, während in seinen herzergreifenden Liebesklagen eine Fülle poetischer Gedanken und eine edle, formvollendete Sprache vorherrscht.

Von den Volksdichtern, die Hessen gegenwärtig besitzt, müssen zwei wenigstens ernst genommen werden: Heinrich Naumann aus Nanzhausen bei Lohra und J. Becker aus Cappel bei Marburg. Jener[1]), geboren 1856 als Kind einfacher Bauersleute, besuchte die Dorfschule seines Heimatsorts und ist außer drei Jahren, während derer er seiner Militärpflicht im Elsaß genügte, nicht aus seiner Heimat herausgekommen. Nach des Tages Arbeit, wenn er vom Felde heimkehrt, pflegt er seine lückenhafte Schulbildung durch fleißige Lektüre unserer Klassiker zu erweitern oder sich auch selbst in den Dienst der Poesie zu stellen. Gelegentlich, wenn es ihm seine freie Zeit erlaubt, pflegt er auch über die Berge nach der benachbarten Musenstadt Marburg zu wandern, um sich dort geistig aufzufrischen. Geroks „Palmblätter" haben den schlichten Bauersmann zum Dichter gemacht. Als junger Mensch kam er eines Tages nach Marburg herübergewandert, um für den Ertrag seines ersten Verdienstes nützliche Kleidungsgegenstände einzukaufen. Da er noch einen blanken Thaler als Überschuß behielt, ging er in die Elwertsche Buchhandlung und verlangte ein Buch, in dem Gedichte ständen. Da es gerade um die Osterzeit war, legte man ihm Geroks „Palmblätter" vor. Kaum hatte Naumann das Eingangsgedicht gelesen, so war auch seine Wahl getroffen. Beflügelten

[1]) Vgl. Hans Altmüller: „Heinrich Naumann, ein hessischer Volksdichter". („Hessenland", 1901, S. 65 ff.).

Schrittes kehrte er über die Berge zu seinem Heimatdorfe zurück, und als er wieder seinen Hof betrat, hatte er die sämtlichen Gedichte von Anfang bis zu Ende gelesen und wußte einen großen Teil bereits auswendig. Von jetzt an kannte er keinen höheren Wunsch als ein ebensolcher Dichter zu werden wie Gerok. Durch fleißige Lektüre gelangte er bald dahin sich in Reimen zu versuchen, und als er nach einigen Jahren eine stattliche Zahl von Gedichten verfertigt hatte, schrieb er sie fein säuberlich in ein Heft und sandte sie dem schwäbischen Sänger mit der Bitte zu sie zum Druck zu befördern, nicht wie er sagte, um sich „einen Namen damit zu machen", sondern um mit dem etwaigen Ertrag die Kosten für die Leichensteine seiner Eltern zu decken. So erschienen im Jahre 1886 seine Gedichte unter dem Titel „Ein schlichter Strauß" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), und Gerok ließ als Bevorwortung den Brief Naumanns und seine eigene Zuschrift an den Verleger mitdrucken. Leider aber war die Veröffentlichung nur im Schwabenland von Erfolg begleitet, während Naumanns Name in seiner hessischen Heimat infolge mangelnder Reklame so gut wie unbekannt blieb und man erst kürzlich durch das neu erschienene „Hessische Dichterbuch" auf ein Talent aufmerksam geworden ist, das gerade jetzt, wo die sogenannten Volksdichter wie Pilze aus der Erde schießen, mehr Beachtung verdient als viele andere und bekanntere. Freilich hat von den achtzig Gedichten, welche die geschmackvoll ausgestattete Sammlung enthält, nur die kleinere Zahl absoluten Kunstwert, aber was uns an ihnen in so hohem Maße fesselt, ist das tiefe Gemüt, das aus allen spricht. Den Grundton bildet eine fromme, sehnsüchtige Resignation. Naumann ist ein Dichter der Sehnsucht, der himmlischen und irdischen Sehnsucht. Er sehnt sich hinaus aus den kleinen Verhältnissen, die seinen Geist in Fesseln halten, nach einer freieren, höheren Bethätigung, aber es ist ihm nicht vergönnt, sich loszureißen von der Scholle seines Heimatdorfes. Er verbringt den größten Teil des Tages in harter körperlicher Arbeit, doch ihn tröstet dabei die sichere Zuversicht auf ein besseres Leben über der Erde. Gerade die Beschränktheit und Einfachheit seiner Lebensverhältnisse, die sich in seinen Poesien wiederspiegelt, ist es, die den Dichter für uns so anziehend macht. Der schlichte, volkstümliche (vorwiegend wehmütige) Ton, die Treffsicherheit

des Ausdrucks und eine für einen Bauersmann überraschende Kenntnis der Form stellen seine Gedichte denen einer Johanna Ambrosius mindestens ebenbürtig zur Seite. Zu den besten Schöpfungen seiner Muse gehören „Am Muttergrabe", „Am Weihnachtsabend", „Heimatglocken" und die unter der Gruppe „In Königs Kleid" zusammengefaßten Lieder aus dem Soldatenleben, besonders das tiefergreifende an Julius Mosen's „Andreas Hofer" erinnernde „Leichenparade". Zwar hat Naumann seit der Herausgabe dieser Lieder noch manches Gute geschaffen, das der Beachtung wert ist (neuerdings hat er sich mit großem Erfolge der Dialektpoesie zugewendet), aber es scheint, als ob er sein Bestes bereits gegeben.

Ganz anderer Art ist J. Becker[1]), der „Hannbecker", wie er kurzweg beim Volke heißt. Geboren wurde er im Jahre 1851 auf dem Glaskopf, einem alten Gemäuer südöstlich von Marburg, das als Feldwohnung für den Schäfer der nahegelegenen Gemeinde Kappel diente. Sein Vater war über 40 Jahre lang Schäfer daselbst und ein sehr belesener Mann, der großes Talent zum Unterhalten und Geschichtenerzählen besaß. An den langen Winterabenden pflegte er seiner Familie gern vorzulesen, entweder aus der Gartenlaube oder von Walter Scott u. a. Auf diese Weise wurde der Sinn für Litteratur in dem Knaben geweckt. Auch der Sinn für die Natur wurde früh in ihm wach, weil er seine Jugend an einem äußerst romantischen Ort mitten im freien Felde, nahe am Waldesrande, verbrachte. Nach dem Besuch der Dorfschule in Kappel, wo er das bäuerliche Leben genau kennen lernte, kam er in die Lehre nach Marburg und wurde Schriftsetzer. Vom Jahre 1882 ab war er an Marburger Zeitungen als Berichterstatter beschäftigt und ist gegenwärtig Lokalreporter der „Hessischen Landeszeitung" und zugleich Schriftleiter der sonntäglichen Unterhaltungsbeilage „Der Bote aus Oberhessen". Damit ist die Parallele mit Naumann gezogen: dieser der Städter, der durch seinen Beruf schon auf den Verkehr mit Gebildeten angewiesen ist, jener, der einfache Bauersmann im Kittel, dessen einziges Bildungsmittel in der Lektüre guter Bücher besteht. Aber abgesehen

[1]) Vgl. Reinhard Fern: „Ein hessischer Volkserzähler" (Hessische Landeszeitung von 1896, Nr. 162).

davon ist das Gebiet ihrer Poesie ein ganz verschiedenes. Naumann ist ausgesprochener Lyriker, Becker ausschließlich Prosaerzähler und hat meines Wissens keine einzige Verszeile veröffentlicht. Nur eins ist beiden gemeinsam: das tiefe Gemüt und das ernste sittliche Gefühl, das aus ihren Dichtungen spricht. Der volkstümlichere von beiden ist merkwürdigerweise nicht Naumann, sondern Becker. Das beweisen seine im Verlag von Reinhold Werthers Volksbibliothek 1896 erschienenen drei oberhessischen Dorfgeschichten „Der Wildhirt", „Karthäusersch' Anndorf" und „Das Goldfeuerchen am Wittstrauch", in denen er auf Grund eigener Anschauung das oberhessische Landvolk zeichnet wie es leibt und lebt. Die beiden erstgenannten sind sowohl an Umfang als auch an Gehalt die bedeutendsten. Sie spiegeln das Können und die Entwicklung Beckers am getreuesten wieder und zeigen den Weg von der einfachen Kalendergeschichte bis zur künstlerisch vertieften Prosadichtung. Namentlich „Karthäusersch' Anndorf" vereinigt alle Vorzüge eines echten Volksschriftstellers, dem aus eigener Entwicklung heraus die Unmittelbarkeit lebendiger Anschauung, die Kenntnis von Menschen und Sitten und die sichere Handhabung der volkstümlichen Form geworden ist. Auch stören bei ihm nicht langatmige Reflexionen des Autodidakten, der seine äußerliche Belesenheit an den Tag bringen will, sondern es ist alles bei ihm natürlich, schlicht und lebenswahr. Aber auch von dem rein künstlerischen Werte abgesehen, sind seine Dorfgeschichten wertvolle litterarische Denkmäler zum Studium von Land und Leuten Oberhessens, und auch in sprachlicher Hinsicht nicht uninteressant, wenn auch der Dialekt meist mehr markiert als angewandt ist. Ein großes Verdienst würde Becker sich erwerben, wenn es ihm gelingen würde, unser oberhessisches Bauern- und Kleinbürgerleben einmal in einem ernsten socialen Gemälde zusammenzufassen. Er würde sich dadurch neben einen Jeremias Gotthelf, Oertel, Glaubrecht u. a. stellen.

Unter den hessischen Gelegenheitsdichtern der Neuzeit kann der am 16. Mai dieses Jahres hochbetagt verstorbene Gymnasialprofessor a. D. G. Th. Dithmar genannt werden. Geboren am 10. Dezember 1810 zu Homberg a. d. E., besuchte er als Schüler Vilmars das Gymnasium zu Hersfeld, ward früh mit deutschen Liedern und den Hainbundsängern ver-

traut und studierte von 1828—32 in Marburg Theologie, widmete sich dann dem höheren Schulwesen und ward von Vilmar, dem er in seinen altdeutschen Studien viel verdankt, an das Marburger Gymnasium berufen, welchem er von 1837—1875 angehörte. In den Kriegszeiten 1870/71 schrieb er zahlreiche Gedichte, welche zu guten Zwecken verwendet wurden, deren Erlös Kriegerfamilien zu Gute kam. Auch verfaßte er Gelegenheitsgedichte zu den Jubiläen sämtlicher Gymnasien: Hanau 1865, Rinteln 1867, Hersfeld 1870, Kassel 1879, Fulda 1885. Dieselben wurden mit Ausnahme des Kasselschen gedruckt und zu guten Zwecken verwendet. Seine sonstigen zahllosen meist sehr banalen Gelegenheitsgedichte erschienen im „Hessenland“, in den „Hessischen Blättern“, dem „Melsunger Volkskalender“, der „Oberhessischen Zeitung“, dem „Boten aus Oberhessen“ und in anderen Lokalblättern. Auch als Lokaldichter der Stadt Marburg trat er 1872 mit einer Gedichtsammlung „Aus Marburgs Vorzeit“ hervor.

Nicht viel höher steht ein anderer Marburger Lokal- und Gelegenheitsdichter Hermann Haase, ehemaliger Lehrer am Realprogymnasium zu Marburg (geb. 1845 in Kassel), der seine Verse namentlich in der „Oberhessischen Zeitung“ erscheinen ließ und später in der sehr ungleichwertigen Gedichtsammlung „Blumen am Wege“ (3. Aufl. 1895) vereinigte. Mit etwas höherem Maßstab wollen dagegen Elisabeth Mentzels tiefempfundene und formvollendete Marburger Lokalpoesien gemessen werden, die in hessischen Lokalblättern und Sammelwerken zerstreut erschienen und bislang noch nicht gesammelt worden sind. Daß auch andere hessische Städte, besonders die Residenz, ihre Gelegenheitsdichter besaßen, die sich die Verherrlichung aller möglicher lokaler Begebenheiten und Festlichkeiten angelegen sein ließen, läßt sich leicht denken. So erstanden der Stadt Kassel begeisterte Lobredner in dem Buchdruckereibesitzer Richard Trömner („Wilhelmshöhe“), in Agathe Koppen u. a.

Als vielumstrittener Lobredner der „alten Burschenherrlichkeit“ mag hier noch Eugen Höfling aus Fulda, späterer Kreisphysikus in Eschwege († 1888), genannt werden, der 1826—1828 in Marburg studierte, der alten Marburger Burschenschaft angehörte, und 1877 bei Gelegenheit des 350jährigen Jubelfestes der Universität Marburg als Ver-

fasser des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ proklamiert wurde. Seine Autorschaft wurde später stark angezweifelt[1]) durch den Berliner Oberbibliothekar, jetzigen Bibliotheksdirektor Dr. Erman in Breslau, der bei Gelegenheit bibliographischer Arbeiten das Lied bereits 1825 in der Berliner Wochenschrift „Der Freimütige“ anonym gedruckt fand, d. h. zu einer Zeit, wo Höfling kaum 18 Jahre alt war, während von andern Seiten verschiedene Jahre als Zeit der Entstehung des Höflingschen Gedichtes genannt wurden und Höflings Aussagen selbst erst auf das Jahr 1826 hindeuteten.

Die Übersetzungsthätigkeit hat in der Gegenwart wenig Pflege gefunden. Teilweise noch der vorigen Periode gehören die spanischen Übersetzungen des in den Bahnen Geibels und Paul Heyses wandelnden Otto Braun an, die sich durch flüssige, formvollendete Wiedergabe auszeichnen und sich mit eigenen Dichtungen in der Sammlung „Aus allerlei Tonarten“ (1898) vereinigt finden. Gleichfalls um die spanische Lyrik machte sich Richard Jordan mit seiner trefflichen Wiedergabe von Gustavo Ad. Becquers „Liedern“ (1892) verdient. Dem englischen Übersetzungsgebiet wandte sich Pauline Spangenberg in Marburg († 1888), der man auch eigene poetische Gaben verdankt, mit der Wiedergabe von Kingsleys „Hypathia“ zu, während das Norwegische in P. F. Siebold aus Witzenhausen einen berufenen Vertreter fand, der 1869 die erste Übersetzung von Ibsens „Brand“ lieferte, die dann 1872 im Verlag von Th. Kay in Kassel erschien (2. Aufl. 1880) und später von Alfred von Wolzogen bei seiner gleichnamigen Bearbeitung in plagiatenhafter Weise ausgenutzt wurde.

Die mundartliche Poesie, soweit sie in gebundener Rede auftritt, hat erst in neuester Zeit bei uns Bearbeitung gefunden, während sie in Darmhessen schon früher in Weigand (†), Friedrich von der Trais und dem kürzlich verstorbenen Peter Geibel wirksame Pflege gefunden hat. Das

---

[1]) Zur Litteratur über den Höfling-Streit vgl. „Verzeichnis neuer hessischer Litteratur von Edward Lohmeyer“ Jahrg. 1891, Nr. 75, 1892, Nr. 94 und 1898, Nr. 384. — Ferner „Gegenwart“ 1879 (15. Bd.) S. 206 ff. und Karl Preser: „Das Lahrer Kommersbuch und die hessischen Sänger“ („Hessenland“ 1898, S. 8 ff.).

älteste uns bekannte Dialektgedicht ist das Schwälmer Kirmeslied „Bann des Groumet offem Bohre" von Eberhard Georg von Lüder († 1760). Sonstige ältere Dialektlyrik scheint nicht zu existieren. Von epischer Dialektpoesie sind die beim Publikum sehr beliebten Gedichte des Kupferschmiedemeisters Hartmann Herzog (†) „Pingesten", „En Schriewens an sine herzgebobbertes Nußkernchen", „D'm Schorsche Votterwecke siene Antwortschriewen" rc. zu nennen.

Von Versuchen, den Dialekt auf die Bühne zu bringen, zeugen die in Altkasseler Mundart geschriebene Zauberposse „Herkules oder Ambos und Aktien" von Lynker und Braunhofer und die dramatischen Arbeiten Dietrich Weintrauts, die zum Teil in der alten Marburger Mundart verfaßt sind. Die Versuche mundartlicher Poesie in ungebundener Rede sind erst neuesten Datums und dem Einfluß Fritz Reuterscher Schriften zuzuschreiben. Besonders die Kasseler Mundart hat hier mehrfach Behandlung gefunden. Erwähnt seien hier die „Fünf Geschichderschen" von H. Jonas (†), „Uß den Kännerjohren" von G. T. (d. i. Georg Theuerkauf), „Was ich me so gedacht hon" von Franz Treller und die kürzlich erschienenen „Kasseler Verzählungen" von Karle Klambert. Auch die Marburger Mundart hat einige treffliche Humoristika gezeitigt in den „Marborger Geschichdercher" Paul Weinmeisters und in „Allerlä Erlebtes un Geheertes" von Dr. Wilhelm Bücking. Auch Elisabeth Mentzel und der Volksdichter J. Becker haben sich, wie bereits erwähnt, in ihren oberhessischen Dorfgeschichten mitunter des Dialekts bedient.

Unter den jüngsten Dichtern und Dichterinnen, die im letzten Jahrzehnt aufgetreten sind und ihre dichterischen Erzeugnisse noch nicht gesammelt haben, befindet sich manches beachtenswerte Talent, das zu recht schönen Hoffnungen berechtigt. Dies gilt beispielsweise von Dichterinnen wie Jeanette Bramer (geb. Henkel) und Sascha Elsa, von Dichtern wie Hans Altmüller, dem Sohne Karl Altmüllers, Gustav Adolf Müller (auch Müller-Kassala), Henry du Fais, Georg Mohr, der das epische Talent seines Oheims Ludwig Mohr geerbt zu haben scheint, Heinrich Doerbecker u. a. Ob sie freilich das halten werden, was sie jetzt versprechen, muß der Zukunft überlassen bleiben.

Hiermit wären wir an der Wende des zwanzigsten

Jahrhunderts angelangt und könnten unsere Dichterrevue mit dem letzten Jahre des 19. Jahrhunderts füglich abschließen, wenn nicht das Jahr 1898 durch das Auftreten Anna Ritters[1]) von weittragender Bedeutung für unsere heimische Litteraturgeschichte geworden wäre.

Allerdings ist Anna Ritter (geb. 1865 als Tochter des Kaufmanns Nuhn) nicht Hessin von Geburt. Ihre Wiege hat in Koburg gestanden. Im zartesten Kindesalter ist sie mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert, wo sie ihre ersten Kinderjahre verlebt hat. Mit dem vierten Lebensjahre kehrte sie mit ihren Eltern nach Deutschland zurück und verbrachte in Kassel ihre Jugendzeit. So gebührt ihr ein Platz unter den zugewanderten Hessen, und sie selbst bekennt sich gern als Hessin. „Ich hänge mit meinem ganzen Herzen an dem Hessenland“, schreibt sie einmal, „dort habe ich die Kindheit verlebt, auf dem Möncheberg, hoch über dem wunderbaren Kasseler Thal, dort hat mich die Liebe gegrüßt und das Glück, mein erstes Kind ist dort geboren und der Kasseler Friedhof hütet die Gräber derer, die mir die Liebsten auf Erden gewesen sind. So bin ich Hessin dem Gefühl nach. Und noch ein Anderes hat mir das Hessenland gegeben. Der Anblick seiner Thäler und Höhen, seiner Wälder und rauschenden Flüsse hat den leidenschaftlichen Sinn für Schönheit in mir geweckt und mir die tiefe Liebe zur Natur ins Herz ge-

---

[1]) Der erste, der auf sie aufmerksam machte, war Karl Ernst Knodt in den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“, II. Jahrgang (1898), Heft 12, S. 538—555. — Ihm folgte kurz darauf Karl Busse mit einem kräftigen Trompetenstoß in der „Nation (1898) und „Gegenwart“ (1898), der bald allenthalben Wiederhall fand. — Vgl. über ihr erstes Buch u. a. H. Conrad in „Westermanns Monatshefte“ 1900, Heft 1, S. 504—12. — Sonntagsbeilage zur „Vossischen Zeitung“, 1899, Nr. 1. — Richard Weitbrecht in „Seemanns litterar. Jahresbericht für 1899“, Jahrg. 29, S. 11—12. — Ernst Garleb in „Vom Fels zum Meer“, Jahrg. 18, Heft 8. — Theodor Stromberger in den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“, III. Jahrg. (1899), Heft 9, S. 412—416. — Wilhelm Schoof im „Hessenland“, Jahrg. 1899, S. 30—33. — Über ihr zweites Buch vgl. u. a. Germanikus in den „Monatsblättern für deutsche Litteratur“, IV. Jahrg. (1899), Heft 9, S. 407 bis 413. — H. Meyer-Benfey in der Beilage zur „Münch. Allg. Zeit.“ Jahrg. 1900, Nr. 152. — Wilhelm Schoof im „Hessenland“, Jahrg. 1900, S. 150—153.

pflanzt. Noch heute kommt ein starkes Heimatsgefühl über mich, wenn mich der Zug ins Hessenland trägt und die lieben alten Stätten an mir vorüberziehen." Im Jahre 1896 debütierte sie mit drei unter dem Sammelnamen „Witwenlieder" vereinigten Gedichten in der „Romanzeitung", im Juli 1898 gab sie ihre Gedichte gesammelt heraus, und hierdurch wurde sie im Fluge zum Liebling der deutschen Leserwelt. Das Geheimnis ihres Erfolgs bestand darin, daß in ihr zum ersten Mal eine Dichterin auftrat, in der sich Frauenlieb und Leben mit seinem ungekünstelten, im tiefsten Innern durchlebten Schmerz und Glück in schöner, geklärter Sprache aussprach. Bisher hatte man behaupten können, daß unsere deutschen Dichterinnen keine Liebeslieder singen könnten, daß die schönsten Liebesgedichte in der Litteratur „Frauenlieb und Leben" nicht von einer Frau, sondern von einem Mann geschrieben seien. Und in der That, von Roswitha bis zur jüngsten Gegenwart herab gab es keine Dichterin, die nicht mehr oder weniger den Mann kopiert hätte. Bei Annette von Droste-Hülshoff hatte ihre Ehelosigkeit, der Verzicht auf Weibes- und Mutterfreuden ihr das eigentliche Lebensgebiet der Frau verschlossen. Andere wieder wie Alberta von Puttkammer, Marie Janitschek, Eugenie delle Grazie, Ada Christen 2c. zeigten sich unnaiv, rebellisch, gleichsam als Gegner ihres Geschlechts, während die dritten wie Betty Paoly, Luise von Ploennies 2c. zu wenig starke Persönlichkeiten waren, um dauernd in Frage zu kommen. So kam es, daß die deutschen Frauen zu Dichtern wie Chamisso und Geibel griffen, weil sie dort, nicht aber bei ihren Geschlechtsgenossinnen die sie bewegenden Gefühle ausgesprochen fanden. Da trat plötzlich Anna Ritter auf und die lang aufgesparte Begeisterung fiel ihr mühelos in den Schoß. Man dürstete gleichsam nach einem Talent, das nur Weib sein wollte, ein Weib, das eine natürliche Entwicklung durchgemacht, glücklich geheiratet hatte und glückliche Mutter geworden war. Allein dadurch hatte Anna Ritter unendlich viel vor anderen voraus. Dazu kam, daß sie alle Regungen der Weibesseele in fein lyrische Töne zu bannen verstand, daß Empfindungen, die bisher keine Dichterin lyrisch ausgesprochen hatte, eine reife und vollendet lyrische Ausprägung bei ihr erhielten. Damit war der Bann, der so lange über der Lyrik lag, gebrochen, und das Interesse des lesenden und

kaufenden Publikums wandte sich instinktiv den dichterischen Erzeugnissen Anna Ritters zu, weil man den Eindruck hatte, es mit den Gaben einer reifen Künstlerin, einer Meisterin, die auf der Höhe ihres Könnens steht, zu thun zu haben. — In den 150 Gedichten ihres ersten Buches lassen sich drei Entwicklungsstufen unterscheiden. Die erste zeigt uns die noch ziemlich ungeübte Anfängerin, die mit der Technik kämpft und recht und schlecht nachzudichten versucht, was andere ihr schon besser vorgesungen haben wie z. B. „Des alten Mannes Sommertraum" und „Der Weg zum Glück". Die Zahl dieser Gedichte ist beschränkt. In der zweiten Entwicklungsstufe ist sie bereits die ausgereifte Künstlerin, die über vollendetes technisches Können und echte, lebendige Empfindung verfügt. Diese Klasse ist der Zahl nach die reichste des Buches. Gedichte wie „Der erste Ball", „Ich aber denke", „Wach auf, mein Lieb" gehören ihr an. In der dritten Entwicklungsstufe bricht die Dichterin mit den bisher gebrauchten Strophengesängen und bedient sich einer Art freier Rhythmendichtung. Zu dieser Periode gehören die meisten unter der Abteilung „Nach Jahren" zusammengefaßten größeren Gedichte wie „Ballnacht", „Am Kamin", „Verlassen" ꝛc. Das Vorbild Goethes tritt hier in der Form öfters zu Tage. Mit diesem Buche hatte Anna Ritter sich so voll und ganz ausgegeben, daß man die Befürchtung nicht unterdrücken konnte, daß sie hier alles gegeben habe, was sie zu sagen hatte, daß sie nun entweder schweigen oder sich wiederholen müsse. Aber bereits nach nicht ganz zwei Jahren trat sie mit einem neuen, sogar stärkeren Band Gedichte, betitelt „Befreiung" (1900, 5. Aufl. 1901), hervor. Und in der That, ganz konnte damit jene Befürchtung nicht widerlegt werden. Ihr Bestes hat sie wirklich gegeben. Die tiefsten und innigsten Töne, die ihr eigen waren, fand sie nicht wieder. Zwar ist auch dies Buch eine reiche, herrliche Gabe, aber es bringt keinerlei Überraschungen. In der Technik hat die Dichterin mancherlei hinzugelernt, auch stofflich ihren Kreis erweitert, aber eine künstlerische Entwicklung im eigentlichen Sinn fehlt dieser zweiten Sammlung. Sie ist sehr feinsinnig in acht Bücher geordnet, die eine Art Entwicklung ergeben. Das erste, „Aus seliger Zeit" erscheint als eine Nachlese zur ersten Sammlung und enthält manches Neue, wie z. B. „Selige

Hoffnung", in der sie Empfindungen ausspricht, die dem Manne fern liegen und die nur ein Weib lyrisch auszusprechen vermag. Von den übrigen Büchern sind das fünfte („Natur"), das siebente („Vom Sturm") und das letzte („Über den Stürmen") die wertvollsten. Besonders das letzte Buch enthält viele der schönsten und eigenartigsten Gedichte Anna Ritters, wie z. B. „Andacht", „Im Arm der Nacht", „Rätsel". In dem Schlußgedicht „Auferstehung" klingt die Sammlung voll und verheißend aus. Dieses Gedicht ist in mehrfacher Beziehung charakteristisch für Anna Ritter. Es zeigt den Weg, auf dem sie in Zukunft Vielverheißendes leisten kann und der schon am Schluß ihres ersten Buches in dem Gedichte „Es rauscht und rauscht" . . . leise angedeutet wurde. Geist und Sprache sind die des Goetheschen „Faust", von dem sie überhaupt sich stark angezogen fühlt. Hat man ihr doch sogar einige äußere Anklänge an dies Goethesche Werk als Nachahmung vorgeworfen. Aber es ist keine bloße Nachahmung. In Rhythmik, Wohlklang und Bilderschmuck ist sie Goethe fast kongenial. Ob sie freilich hier die vielversprechenden Hoffnungen, die man auf sie setzt, rechtfertigen wird, wer mag es wissen? Augenblicklich scheint es, als ob sie sich von dem vollen Glanz des Ruhms, der sich so schnell um ihre Stirne gelegt hat, etwas zu sehr habe blenden lassen und sie nicht mehr nur ihren eigenen Sternen folge. Aber selbst dann, wenn sie nichts weiter geben sollte als diese zwei Gedichtbände, wird sie als die lyrischste Dichterin, die Deutschland bislang hatte, neidlos anerkannt werden müssen. Ihre Gedichte werden nicht nur dauernden litterarisch-ästhetischen, sondern auch zeitpsychologischen Wert behalten. Der von der Dichterin gewählte Titel ihres zweiten Buches „Befreiung" hat vielleicht größere Bedeutung als sie selbst geahnt hat. Sie hat dadurch die Litteratur von einem starken Vorurteil befreit, das man bisher gegen Frauenpoesie und gegen Frauenlyrik insbesondere gehegt hat. Indem sie gegen die sogenannte Frauenemanzipation unbewußt anfocht, hat sie das natürliche Ideal, die Emanzipation des Weibes zum Weibe, gepredigt und dadurch das Weib zum gleichberechtigten Konkurrenten des Mannes in der Litteratur gestempelt. Wenn man bisher wohl einmal gesagt hatte, daß alle Poesie des Weibes (von der Droste-Hülshoff vielleicht abgesehen) ohne

allzugroßen Schaden in der deutschen Litteratur ruhig fehlen könne, so ist diese Behauptung mit Anna Ritters Auftreten hinfällig geworden.

Mit dem Untergang der kurhessischen Lande hat das litterarische Leben in Hessen mehr und mehr seinen eigentümlichen Charakter verloren. Seitdem die „Namenlose Gesellschaft" mit der Einverleibung Kurhessens in den preußischen Staat zu Grabe gegangen war, kam der äußere Zusammenhalt und die Gemeinsamkeit der Interessen immer mehr abhanden und gegenwärtig macht sich der Mangel einer äußern Organisation, eines litterarischen Vereins bei uns stark fühlbar. Ein Versuch Valentin Traudts im Jahre 1899 eine Vereinigung aller in Hessen lebenden Kunstfreunde, Schriftsteller und Dichter ins Leben zu rufen, scheiterte an der völligen Teilnahmlosigkeit maßgebender Persönlichkeiten. Ob es nach diesem mißglückten Versuche jemals gelingen wird, allmählich eine Auffrischung des litterarischen Lebens bei uns anzubahnen, erscheint mehr als zweifelhaft.

Wenn so augenblicklich jeder äußere Zusammenschluß der hessischen Poeten schmerzlich vermißt wird, so fehlt es doch nicht an innerem Zusammenhalt. Außer dem von Valentin Traudt begründeten „Hessischen Dichterbuch", das 1895 zum ersten Mal und vollständiger noch 1900 in der vom Schreiber dieser Zeilen bearbeiteten Neuauflage die namhaftesten hessischen Dichter und Dichterinnen mit bemerkenswerten Leistungen zusammenscharte, ist es gegenwärtig namentlich die Zeitschrift „Hessenland", die ein litterarischer Sammelpunkt älterer und jüngerer hessischer Poeten geworden ist. Bereits 1870 hatte Ludwig Mohr mit Begründung der Wochenschrift „Der Kasseler Salon" eine populär-wissenschaftliche Zeitschrift im Sinne des „Hessenland" im Auge gehabt, die der Pflege hessischer Geschichte und Litteratur gewidmet sein sollte. Aber die Zeit zu einer litterarischen Sammlung des hessischen Wesens war noch nicht gekommen, und erst 17 Jahre später sollte ein ähnliches Unternehmen dem Schriftsteller Ferdinand Zwenger mit der Herausgabe des „Hessenland" gelingen. Es war im Spätherbst des Jahres 1886, als im Café Verzett in Kassel eines Abends auf Einladung Zwengers und Dr. Daniel Sauls eine Anzahl hessischer Männer zusammenkamen, um über die Gründung einer populär-wissenschaftlichen

Zeitschrift zu beraten, die unter Fernhaltung aller religiöser und politischer Streitigkeiten der Pflege hessischer Stammeseigenart gewidmet sein sollte. Die Gründung war ein glücklicher Griff, und bald fanden sich alle hervorragenden Vertreter hessischer Feder mit Gaben im „Hessenland" ein. Neben dem wissenschaftlichen Teil ward auch der Belletristik ein freier Spielraum gewährt. Von älteren Hessendichtern fanden sich Feodor Löwe, Julius Rodenberg, Gustav Kastropp, Friederike v. Hohenhausen, H. Keller-Jordan, Otto Braun, Ludwig Mohr, Karl Preser, Adam Trabert u. a. ein, von jüngeren wurden Talente wie Daniel Saul, Nataly v. Eschstruth, Therese Keiter-Kellner, Richard Jordan, Valentin Traudt, Franz Treller, Elisabeth Mentzel u. a. durchs „Hessenland" ihren Landsleuten recht eigentlich bekannt. Auch jüngste Talente wie Anna Ritter, Karl Ernst Knodt ꝛc. haben sich neuerdings durchs „Hessenland" als hessische Poeten legitimiert. Daß neben der Lyrik auch die kleinere Novelle und Erzählung (die Dorferzählung) sowie die Dialektpoesie (Kurt Nuhn, Friedrich von der Trais, Heinrich Naumann, Heinrich Kranz u. a.) und litterarische Kritik in umfassendem Maße gepflegt wird, darf nicht unerwähnt bleiben. So ist hier ein wichtiger Vereinigungspunkt für die vielfach auseinanderstrebenden litterarischen Interessen der Gegenwart geschaffen, der für den hessischen Litterarhistoriker von nicht zu unterschätzendem Werte ist und der den Mangel an äußerer Organisation unseres litterarischen Lebens einigermaßen vergessen läßt. Nach dem Tode Zwengers (1894), der es leider in der Auswahl der Beiträge an genügender Strenge fehlen ließ, wurde die Zeitschrift kurze Zeit von Dr. Daniel Saul, nach dessen Niederlegung (1895) von Dr. Wilhelm Grotefend, einem Historiker vom Fach, redigiert, und nach dessen frühem Tode (16. Januar 1901) wird sie augenblicklich vom Schreiber dieser Zeilen in den alten Bahnen weitergeführt.

Wie hier nach innen, so suchen einige hessische Dichter und Dichterinnen auch nach außen hin sich bekannt zu machen. Wie einst der Göttinger Musenalmanach, wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Chamisso-Schwabsche Almanach, so ist es in der Gegenwart der von dem verstorbenen landsmännischen Dichter Otto Braun seit einer Reihe von Jahren

mit großem Geschick redigierte „Cottasche Musenalmanach“, an dem einige Hessen wie Julius Rodenberg, Daniel Saul, Richard Jordan, Henriette Keller-Jordan mitgearbeit haben. An übrigen Sammelwerken ähnlicher Art sind die Hessen nur in sehr bescheidenem Maße beteiligt. Der einzige, der regelmäßigen Zutritt zu den landläufigen Anthologien der Gegenwart (wie zu der von Karl Busse beispielsweise) erhält, ist Julius Rodenberg, und neuerdings kommt hinzu Anna Ritter. Und doch giebt es noch manchen hessischen Poeten, dessen Name solchen Werken gewiß keine Unehre machen würde. Aber wenn man bedenkt, daß die Hessen selten aus ihren heimatlichen Schranken hinausgestrebt haben, wenn man sieht, wie sehr heute das „Berühmtwerden“ von Konnexion und Cliquenherrschaft abhängig gemacht ist, so wird man solche Zurücksetzungen nicht allzuschwer verschmerzen.

So sind wir nach langer, oft beschwerlicher Wanderung durch die Gefilde hessischer Poesie an der Schwelle des 20. Jahrhunderts angekommen. Es war nicht möglich, der gegenwärtigen, zum größten Teil noch lebenden Poetengeneration auch nur annähernd gerecht zu werden. Das muß einem späteren Zeitalter vorbehalten bleiben. Aber soviel können wir zurückblickend schon heute konstatieren, daß die erwärmenden Strahlen der großen Dichtersonne Goethes und Schillers, die auf die vorletzte Epoche hessischer Litteraturgeschichte von so großem Einfluß waren, in der gegenwärtigen Periode an intensiver Kraft und Stärke verloren haben. Nach dem leuchtenden Schimmer der Tage, da (wie Karl Altmüller sang) „Hubertus mit der Fackel durch die Lande zog“, ist es jetzt wieder öder und dunkler auf den Gefilden hessischer Poesie geworden, aber noch leuchten einige vielverheißende Sterne am Dichterhimmel und neue sind im Aufgang begriffen, und wie jeder Abend seinen Morgen heraufführt, so warten auch wir zuversichtlich des Morgens, der da kommen wird.

I. Annalen der hessischen Litteraturgeschichte.

Um 800 Entstehung des Hildebrandslieds.
„ 825 wird im Kloster Fulda von unbekannter Hand unter des Rhabanus Maurus Aufsicht die Evangelienharmonie des Tatian verdeutscht.
„ 1100 Entstehung der altmitteldeutschen Evangelienharmonie „Leben Jesu", die 1848 in der Bibliothek der früheren Burgkirche zu Friedberg aufgefunden wurde.
„ 1139 Arnsteiners Marienleich (?).
„ 1150 Friedberger Antichrist.
„ 1180 Legende vom heiligen Pilatus.
„ 1200 schreibt Herbort von Fritzlar das liet von Troye.
Nach 1297 Entstehung der Marburger Elisabethdichtung.
Gegen 1300 Entstehung des allegorischen Gedichts von der „Erlösung".
Um 1315 nimmt der Spruchdichter Friedrich Stoll seinen Wohnsitz in Marburg.
„ 1400 Entstehung des Friedberger Passionsspiels.
„ 1400 Limburger Chronik des Stadtschreibers Tileman Elhem aus Wolfhagen.
1488 ward Ulrich von Hutten auf Burg Steckelberg geboren.
Um 1500 Entstehung des Alsfelder Passionsspiels.
1527 Begründung der Landesuniversität Marburg.
1548 erschien Burkard Waldis' „Äsopus".
1549 erschien das erste hessische Gesangbuch.
1550 erschien Erasmus Alberus' „Buch von der Tugend und Weisheit".
1562 Schwanksammlung „Wendunmut" des Burggrafen H. W. Kirchhoff.
1570 das Bühnenspiel vom Bauernkriege.

1576 ward Aegidius Hunnius nach Marburg berufen und schrieb dort die beiden lateinischen Dramen „Joseph“ (1584) und „Ruth“ (1586).
1580 „Ameisen- und Mückenkrieg“ des Johann Christoph Fuchs aus dem Schmalkaldischen.
1592—1627 Regierungszeit Hermanns des Gelehrten.
1596 Begründung der ersten Druckerei in Kassel.
1600 erschien die Anekdotensammlung ‚Jocoseria‘ des Otto Melander aus Niederhone.
1605 Errichtung des Ottoneums in Kassel, der ersten stehenden Bühne Deutschlands.
1605 ward der erste Professor der neueren Sprachen Catharinus Dulcis nach Marburg berufen.
1607 Wolfhart Spangenbergs „Gamskönig“.
1613 ‚Speculum aistheticum‘ des Johannes Rhenanus.
1614 Heinrich Kornemanns ‚Mons veneris‘.
1616 Peter Elias Schröters Schulkomödie ‚Constantis vices amoris‘.
1624 vollendete Dietrich von dem Werder seine Übersetzung von Tassos ‚Gerusaleme liberata‘, die aber erst zwei Jahre später erschien.
1631 erschienen Werders „100 Klinggedichte vom Krieg und Sieg Christi“.
1633 erschienen die ersten drei Gesänge von Werders Ariostübersetzung ‚Orlando furioso‘.
1636 erschien Werders drittes Übersetzungswerk ‚La Dianea‘.
1639 erschien die erste deutsche Horazübersetzung von Andreas Heinrich Buchholtz.
Um 1640 Entstehung der Marburger „Germania“ des Johannes Mylius aus Biedenkopf.
1635—1643 Balthasar Schupp als Professor in Marburg.
1644 veranstaltet Gryphius eine neue Ausgabe der „Hertgen-Seufzer“ des Josua Stegmann.
1645 erschienen Moscheroschs „Gesichte Philanders von Sittewald“.
1651 erschienen Buchholtzens „Geistliche Teutsche Poemata“.
1655 erschienen „Morgen- und Abendlieder“ des Balthasar Schupp.
1655 erschienen die „Passions-, Buß-, Trost-, Bitt- und Danklieder“ des Balthasar Schupp.

1656—1660 erschienen die bedeutenderen von Balthasar Schupps „Deutschen Schriften".
1659 erschien Buchholtzens „Herkules und Baliska".
1661 erschien Buchholtzens „Herkuliskus und Herkuladiska".
1668 Grimmelshausens „Simplicissimus".
1669 erschien die Fortsetzung zum „Simplicissimus".
1690 erschien Eberhard Werner Happels „Akademischer Roman".
1748 erschienen Christian Philipp Hösters „Gedichte".
1771 Besuch Gleims in Marburg.
1777 ff. „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft und Alter".
1778 Erste Gedichtsammlung von Philippine Engelhard.
1779 (u. 1783) Hessische Kadettenlieder Karl Samuel Wigands.
1782 Zweite Gedichtsammlung von Philippine Engelhard.
1783 „Hessische Poetische Blumenlese" (herausgeg. von H. A. F. v. Eschstruth).
1784 „Hessischer Musenalmanach", Fortsetzung der „Blumenlese".
1785 Matthisons Besuch in Marburg.
1787 ward Jung-Stilling nach Marburg berufen.
1787 „Neujahrsgeschenk für liebe Kinder" von Philippine Engelhard.
1788 „Gesammelte Gedichte" von J. F. Engelschall.
1788 „Sechs Lieder von einem jungen Frauenzimmer" von Arnoldine Wolff.
1789—1791 lebte Karoline Böhmer in Marburg.
1789 „Gedichte" von Joh. Tob. Dick (herausgeg. von Karl Samuel Wigand).
1789 „Gedichte" von Joh. Jak. Ihlee (herausgeg. von A. W. Schreiber).
1797 Casparsons „Gedichte".
1797 J. L. Ewalds „Phantasien auf einer Reise".
1797 „Rückerinnerungen" von Seume und Münchhausen.
1800 studierte Clemens Brentano in Marburg.
1801 „Versuche" von Münchhausen.
1802 „Bardenalmanach der Teutschen" von Gräter und Münchhausen.
1804—1806 studierte Christian Brentano in Marburg.
1806 „Versuche" von Elise Sommer.
1806 ff. Karoline Engelhards „Gesammelte Briefe von Julien".

1808 Erste Gedichtsammlung Karl Wilhelm Justis.
1808 Ossianübersetzung Franz Wilhelm Jungs.
1808 (3. Juni) ward Ernst Koch geboren.
1812/13 Rückert als Gymnasiallehrer in Hanau.
1813 „Gedichte“ von Elise Sommer.
1813 „Kriegslieder der Deutschen“ von Veit Weber.
1814 „Erscheinungen im Haine Thuiskos“ (herausgeg. von K. W. Justi und Wilhelm Beck).
1815 „Die Weihe der Feier“ von Georg Döring.
1815 „Gedichte“ von Wilhelm Usener.
1816 „Gedichte“ von Andreas Wiß (herausgeg. von Rektor Wiß).
1816 Heinrich Koenigs Erstlingsdrama „Die Erfüllung“.
1816 „Andreas Hofer“ von Paul Wigand.
1817 „Gedichte“ von Ernst v. d. Malsburg.
1817 „Frühlingsblumen“ von Elise v. Hohenhausen.
1822 „Klagen Griechenlands“ von Karl Ludwig Blum.
1824 Malsburgs Übersetzung Lope de Vega'scher Schauspiele.
1824 „Freikugeln“ von Georg Döring.
1825 Nachgelassene Gedichte Ernst v. d. Malsburgs (herausgegeben von Philippine v. Calenberg).
1826 Malsburgs Calderonübersetzung vollendet.
1826 Heinrich Koenigs „Ottos Brautfahrt“.
1829 „Novellen“ von Elise v. Hohenhausen.
1829 „Zeichnungen aus dem Gemütsleben“ von Henriette von Hohenhausen.
1830 Philippine Engelhards Übersetzung von Bérangers „Liedern“.
1830 Paul Wigands Epos „König Konrads Kreuzzug“.
1831 Georg Dörings „Kunsthaus“.
1832 Koenigs Erstlingsroman „Die hohe Braut“.
1833 „Gedichte und prosaische Aufsätze“ von Elise Sommer.
1834 „Prinz Rosa-Stramin“ von Eduard Helmer (Ernst Koch).
1834 Zweite Gedichtsammlung von Karl Wilhelm Justi.
1835 Emanuel Geibels Besuch in Hanau.
1838 „Der Weihnachtsabend beim Pfarrer von Grünau“ von Paul Wigand.
1838—1841 Dingelstedt als Gymnasiallehrer in Fulda.
1838 Dingelsteds „Gedichte“. Erste Sammlung.

1838 Dingelstedts Jugendnovellen „Licht und Schatten in der Liebe“.
1838 „Hessisches Album“ (herausgeg. von Dingelstedt).
1839 Gutzkows Besuch in Fulda.
1839 Dingelstedts Jugendroman „Die neuen Argonauten“.
1840 Dingelstedts „Osterwort aus Kurhessen“.
1841/42 Geibel in Escheberg.
1841 Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“.
1841 Geibels „Zeitgedichte“.
1841/42 Dingelstedts „Salon“.
1842 Geibels Besuch in Marburg.
1843 Geibels „Spanische Volkslieder und Romanzen“.
1844 Geibels Erstlingsdrama „König Roderich“.
1844 „Gedichte“ von Luise von Ploennies.
1845 „Gedichte“ (neue Sammlung) von Franz Dingelstedt.
1846 Bodenstedt in Escheberg.
1846 Karl Wilhelm Justi †.
1846 Mosenthals Erstlingsdrama „Der Holländer Michel“.
1847 „Gedichte“ von Salomon Mosenthal.
1847 Koenigs „Klubbisten von Mainz“.
1848 Erstaufführung von Mosenthals „Deborah“.
1849 „Abälard und Heloise“ von Luise v. Ploennies.
1849 „Erstlinge“ von Karl Schmitt.
1849/50 Rodenbergs „Schleswig Holsteinische Sonette“.
1850 Dingelstedts Zeitgedichte „Nacht und Morgen“.
1850 Dingelstedts Drama „Das Haus der Barneveldt“.
1850 „Oskar und Gianetta“ von Luise von Ploennies.
1851 „Neue Gedichte“ von Luise von Ploennies.
1851 Rodenbergs „Dornröschen“.
1852 Rodenbergs „König Haralds Totenfeier“.
1852 Koenigs „Auch eine Jugend“.
1853 Rodenbergs „Lieder“ und „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie“.
1853 „Marhken von Nymwegen“ von Luise v. Ploennies.
1853 „Wiesenblumen“ von Christian Lewalter.
1854 Rodenbergs „Musikalische Sonette“.
1854 „Gedichte“ von Feodor Löwe.
1854 Herman Grimms Jugenddichtung „Traum und Erwachen“.
1854 Herman Grimms „Demetrius“.

1854/55 Hessisches Jahrbuch (herausgeg. von Rodenberg).
1855 Koenigs „König Jeromes Karneval".
1855 Hornfecks „Schenkenbuch".
1856 „Novellen" von Herman Grimm.
1856 Koenigs kulturgeschichtliche Novellen „Seltsame Geschichten".
1856 „Gedichte" von Karl Preser.
1857 Ernst Koch † (24. Nov.).
1857 Mosenthals „Sonnenwendhof".
1857 „Kasseler Sonntagsblatt" (herausgeg. von Otto Braun).
1857 „Erinnerungen an Marburg" von Dietrich Weintraut.
1858 Rodenbergs „Dramatische Idyllen".
1858 Nachgelassene Gedichte von Karl Schmitt.
1858 Hans Armands Erstlingsroman „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer".
1858 Hans Armands Roman „Bis in die Wildnis".
1858 Rodenbergs „Kleine Wanderchronik".
1858 „Lyrisches Album aus dem Lahngau" (herausgeg. von Paul Wigand).
1859 „Die Ironischen" von Karl Altmüller.
1859/60 Altmüllers „Telegraph".
1860 „Geharnischte Sonette" von Karl Preser.
1861 „Ein Stilleben" von Heinrich Koenig.
1861 „Sklaverei in Amerika" von Hans Armand.
1863 Rodenbergs Jugendroman „Die Straßensängerin von London".
1864 Koenigs Familienroman „Von Saalfeld bis Aspern".
1864 Rodenbergs „Gedichte".
1864 Altmüllers „Gedichte".
1865 Rodenbergs Roman „Eine neue Sündflut".
1865 „König Autharis Brautfahrt" von Karl Preser.
1866 „Die Sterner" von Karl Preser.
1866 „Stunden meiner Muse" von Jean Schuriem.
1867 Herman Grimms Roman „Unüberwindliche Mächte".
1868 Dingelstedts Roman „Die Amazone".
1869 „Malerleben" von Wilhelm Bennecke.
1869 „Rot-weiß" von Ludwig Mohr.
1870 Rodenbergs Roman „Von Gottes Gnaden".
1870 „Die heilige Elisabeth" von Luise v. Ploennies.
1870 komponiert Karl Wilhelm aus Schmalkalden „Die Wacht am Rhein".

1871 „Kriegs- und Friedenslieder" von Julius Rodenberg.
1871 „Vom Rhein zur Elbe" Festspiel von Julius Rodenberg.
1871 „Reinhold Lenz" und „Gedichte" von Wilhelm Bennecke.
1871 „Die blaue Dame" von Ludwig Mohr.
1871 „Verflossene Stunden", Erstlingsroman von Sophie Junghans.
1872 „Lieder der Zeit", Erstlingswerk von Elisabeth Mentzel.
1875 „König Elfs Lieder" von Gustav Kastropp.
1875 „Neue Gedichte" von Feodor Löwe.
1876 „Memoiren einer Idealistin" von Malvida v. Meysenbug.
1876 „Ausgewählte Gedichte" von Christian Lewalter.
1877 „Stimmungsbilder aus dem Vermächtnis einer alten Frau" von Malvida von Meysenbug.
1879 „Die Grandidiers" von Julius Rodenberg.
1880 „Kain" von Gustav Kastropp.
1880 „Heinrich von Ofterdingen" von Gustav Kastropp.
1880 „Lieder und Gedichte" von Julius Rodenberg.
1881 „Pension und Leben", Erstlingswerk von M. v. Eschen.
1882 „Miß Edda Brown", Erstlingswerk von M. Herbert.
1884 „Flitter" von M. Herbert.
1885 „Helldunkel" von Sophie Junghans.
1885 „Phädra" von Malvida von Meysenbug.
1885 „Federnelken" von Elisabeth Mentzel.
1886 „Die Gänseliesel" von Nataly von Eschstruth.
1886 „Ein schlichter Strauß" von Heinrich Naumann.
1886 „Eddergold" von Ludwig Mohr.
1887 Begründung des „Hessenland".
1887 „Die Grubers" von H. Keller-Jordan.
1888 „Der Bergrat" von Sophie Junghans.
1888 ff. „Deutsche Gedichte aus Österreich" von Adam Trabert.
1888 „Die Maikönigin" von Elisabeth Mentzel.
1889 „Ulrich von Hutten" von Karl Preser.
1890 „Philipp der Großmütige" von Franz Treller.
1890 „Feldspath" von Elisabeth Mentzel.
1891 „Gunhild" von Gustav Kastropp.
1891 „Klostermanns Grundstück" von Julius Rodenberg.
1892 „Heimatliche Bilder und Gestalten" von Karl Preser.
1892 „Vergessene Helden" von Franz Treller.
1893 „Die Räuber" (Volksstück) von Elisabeth Mentzel.
1893 „Aus allerlei Tonarten" von Otto Braun.

1894 „Gedichte“ von Daniel Saul.
1895 „Wickers Henner am Scheideweg“ von Elisabeth Mentzel.
1895 „Das Arminslied“ von Karl Preser.
1895 „Hessisches Dichterbuch“ von Valentin Traudt.
1896 „Um das Glück“ von Sophie Junghans.
1897 „Frauennovellen“ von M. Herbert.
1897 „Frankfurter Novellen“ von Elisabeth Mentzel.
1898 „Der Lebensabend einer Idealistin“ von Malvida von Meysenbug.
1898 „In Freud und Leid“ von Ludwig Mohr.
1898 „Gedichte“ von Anna Ritter.
1899 „Waldesrauschen“ von Karl Preser.
1899 Geistliche und weltliche Gedichte von M. Herbert.
1899 ff. Gesammelte Romane von Nataly von Eschstruth.
1900 „Befreiung“ von Anna Ritter.
1900 (13. Juli) Otto Braun †.
1900 (13. Juli) Ludwig Mohr †.
1900 „Junge Leiden“ von Sophie Junghans.
1901 „Hessisches Dichterbuch“ von Wilhelm Schoof.
1901 „Lieder und Gedichte“ (6. Aufl.) von Julius Rodenberg.
1901 (16. Juni) Herman Grimm †.

II. Namenregister.

(Die Zahlen verweisen auf die Seitenzahlen des Werkes.)

A.

B.

H.

J.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

III. Allgemeine Quellenlitteratur.*)

Allgemeine deutsche Biographie. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften [Prälat D. Dr. Rochus Freiherr von Liliencron und Universitätsprofessor Fr. von Wegele]. Leipz. 1875 ff. Verlag von Dunker und Humblot. Bis jetzt 41 Bände: A—Z nebst Nachtrag.

Brockhaus Konversationslexikon 14. vollständig neu bearbeitete Auflage. 16 Bde. Leipz. 1892 ff. F. A. Brockhaus.

Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Ph. Reclam, d. J.

Derselbe: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. 5. durch Nachträge stark vermehrte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, Ph. Reclam, o. J. [1901].

Deutscher Litteraturkalender auf das Jahr 1900. Herausgegeben von Joseph Kürschner. 23. Jahrgang. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.

Otto Gerland: Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte von 1831 bis auf die neuste Zeit. 2 Bände. Kassel 1863—1868. August Freyschmidt [Fortsetzung von Strieder-Justi].

Karl Gödeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage (Bd. 1—3 bearbeitet von Karl Gödeke, Band 4—7 fortgeführt in Verbindung mit D. Jakoby, Karl Justi, Max Koch, K. Müller-Fraureuth, Franz Muncker &c. von Edmund Götze). Dresden 1884—1900.

Adolf Hinrichsen: Das litterarische Deutschland. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Beyer. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin 1891.

---

*) Die bei Goedeke, in der Allg. deutschen Biographie u. a. sich zahlreich findenden Quellennachweise sind in der Regel im Text nicht besonders namhaft gemacht. Es sei ein für alle Mal auf diese verwiesen.

Karl Wilhelm Justi: Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Marburg 1831. Chr. Garthe. [Fortsetzung von Strieders hessischer Gelehrtengeschichte.]

Eduard Emil Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. Erster Hauptteil: Die Dichter und Sänger. 7 Bde. 3. Aufl. Stuttg. 1866 ff.

Heinrich Kurz: Geschichte der deutschen Litteratur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. 4 Bde. Bd. 1—3. 6. Aufl. Leipzig 1880. B. G. Teubner; Bd. 4 in 4. Aufl. Ebenda 1881.

Karl Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Band 1—4. Kassel 1884—1890. Theodor Kay; Bd. 5—8, und Bd. 9 (erste Lieferung). Frankfurt a. M. 1893—1901. Kesselringsche Hofbuchhandlung.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 30 Jahrgänge 1823 bis 1852, 60 Bände. Jahrg. 1823—24 herausgegeben von Friedrich August Schmidt, 1825—52 vom Verleger B. F. Voigt. Ilmenau 1825—34 und Weimar 1835—1854.

F. Pataky: Lexikon deutscher Frauen der Feder. 2 Bände. Berlin 1898.

Wilhelm Scherer: Geschichte der deutschen Litteratur. 8. Aufl. Berlin 1899.

F. W. Strieder: Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte seit der Reformation bis auf die gegenwärtigen Zeiten. 18 Bände und zwei Supplementbände. 1781 ff. Gedruckt zu Göttingen in der Barmeierschen Buchdruckerei. [In Kommission zu Kassel im Cramerschen Buchladen.]

Chr. W. Stromberger: Die geistliche Dichtung in Hessen. Ein Vortrag, durch biographische und litterarische Bemerkungen und eine Auswahl von Dichtungen erweitert. Darmstadt 1886. — Neue Folge. Ebenda 1898.

A. F. C. Vilmar: Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 25. Aufl. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart“ von Adolf Stern. Marburg 1901.

---

1. Druckfehlerberichtigungen.

S. 7 Zeile 7 v. o. ist „381“ zu streichen.
S. 34 „ 17 v. o. lies „Vielgekörnter“ statt „Vielgekrönter“.
S. 78 „ 7 v. u. lies „den“ statt „der“.
S. 94 „ 6 v. u. lies „deutlicher“ statt „deutlich er“.
S. 95 „ 11 v. u. lies „Ernst Otto von der Malsburg“ statt „Otto von der Malsburg“.
S. 97 „ 4 v. u. lies „1886“ statt „1856“.
S. 104 „ 19 v. u. lies „seltener“ statt „seltenen“.
S. 167 „ 7 v. u. lies „mit denen des“ statt „mit dem“.
S. 170 „ 15 v. u. lies „der“ statt „des“.
S. 188 „ 13 v. v. lies „der Barneveldt“ statt „des Barnevald“.
S. 192 „ 15 v. o. ließ „vom Scharfenstein“ statt „im Scharfenstein“.
S. 204 „ 4 v. u. lies „9. Aufl.“ statt „1. Aufl.“
S. 228 „ 10 u. 18 v. o. lies „Anndort“ statt „Anndorf“.
S. 239 „ 10 v. o. lies „Arnsteiner Marienleich“ statt „Arnsteiners Marienleich“.
S. 240 „ 9 v. u. lies „Hertzen-Seufzer“ statt „Hertgen-Seufzer“.
S. 254 „ 19 v. u. lies „Lemcke“ statt „Lemke“.

2. Nachträge.

Zu S. 46 über „Simplicissimus“ vgl. die Ausgaben von Keller, Kurz und Tittmann, die das biographische und bibliographische Material bieten.

S. 109 Zeile 5 v. u. (Anmerkung) ist zu lesen statt „näheres war nicht zu ermitteln“: „Blätter f. litt. Unterhaltung, Jahrg. 1874, I, S. 363—365.“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.







